<36603960720010
<36603960720010
Bayer. Staatsbibliothek

P. O. germ
1168

~~Sch. W. deutsche. p. 488.~~

~~Om. 4403~~ [2]

P. o. germ. 1168-1

Friderich Just Riedel
Weiland K. K. Raths,

sämmtliche

Schriften.

Erster Theil.

Zehn Satyren, nebst drey Anhängen.

WIEN,
bei Joseph Edlen von Kurzbek, k. k. Hof-
buchdrucker, Groß = und Buchhändler.

1787.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Dem
größten Mäcen Germaniens
Dem
Hochädlen und Fürsichtigen Herrn
Herrn
* * * * *
wohlverdienten Obermeister
des löblichen Schneiderhandwerks
zu
* * *
widmet
diese geringen Blätter
mit
ehrfurchtsvollem Magen
der Verfasser.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vortreflicher Mäcen

Du Zierde Deiner Stadt!
Sieh, wie sich hoffnungsvoll ein unterthän'ges Blat
Durch aller Dichter Schwarm, der Deine Größe singet,
Und Deine Güte spürt, vor deine Augen dringet.
„Ob ich gleich Dir, so wie Du mir noch unbekannt von Angesicht,„
Erkühn ich mich doch, Dir dies Buch zu überreichen,
Zu meines Magens Trost die Höhe zu ersteigen,
Wo man bei Deinem Bier von Deinen Thaten spricht.

)(3 Ver-

Vergönne, großer Mann, daß sich an
Deinem Tische
Die Muse sättige und ihren Saum er-
frische:
So soll, so oft Du wirst Dein {Wiegenfest / Namensfest}
begehn,
Ein dienstbeflißnes Lied davor zu Dien-
sten stehn.
Ich will für Deinen Ruhm in Folianten
schreiben
Und ganz der Deinige in Ewigkeit ver-
bleiben.

der hungrige und Mäcenbedürftige
Autor.

Vorrede.

Da es Leute giebt, die, um gelehrt zu scheinen, viele Bücher kaufen und ihre Wände damit bekleiden, ohne, wenn es hoch kommt, etwas anders zu lesen, als Titel und Vorreden; so sind das zwei Hauptstücke der Autorsorge, einen schönen, neuen, witzigen und alamodischen Titel zu ersinnen, und die Schrift mit einer zierlichen und vielsagenden Vorrede zu versehen. Und diese beiden Stücke haben auch mir viele schlaflose Nächte verursachet. Den Titel hätte ich nun wohl, Gott Lob! gefunden; auch hätte mir wohl ein guter Freund einen englischen Denkspruch dar-

zu mitgetheilet, um meine Schrift dadurch gelehrter zu machen. Aber um die Vorrede sieht es noch schlecht aus. Es ist diese in meinem Leben die erste, die ich schreibe, und ich bin in diesen Dingen noch so unwissend, daß ich mir gar viel Mühe habe geben müssen, ehe ich das eigentliche Wesen einer Vorrede erforschet. Der Herr **Magister Tohu**, ein großer Philosoph, drücket sich hiervon in seiner Metaphysik §. 2987. so aus: „ Eine Vorrede ist nichts anders, als ein Kompliment, welches der Autor seinen Lesern, wegen schlechter Bewirthung, der gesunden Vernunft, wegen zugefügter Injurien, und sich selbst, wegen seines künftigen Ruhmes machet. „

In einer alten Handschrift aber, davon ich diesem Bändchen eine Probe mittheile, finde ich, daß die Vorrede eine Sammlung von Wortspielen genen-

net wird, dadurch der Autor seine Leser verblümter Weise um Verzeihung bittet, daß er ein Narr sey, nebst dem herzlichen Wunsche, Leute zu finden, die närrisch genug seyn, ihn zu bewundern.

Un sot trouve toujours un plus sot
qni l'admire.

Despreaux.

Diese Erklärungen aber haben mir keine Genüge geleistet, und ich kan wider beide einwenden, daß sie zu enge und zu weit, zu dicke und zu dünn, und mit einem Worte, untauglich sind. Ich habe mich daher bemühet, eine bessere zu bilden, und deswegen so viele Vorreden gelesen, als sich hat wollen thun lassen, um aus der Vergleichung derselben durch den Abstraktionsweg den wahren Begrif einer Vorrede zu erfinden. Nach langem Nachsinnen habe

ich endlich eingesehen, daß eine Vorrede nichts anders, als eine Satyre ist, die der Autor wider sein Wissen und Willen auf sich selbst machet. Nun bin ich im Stande, eine Vorrede zu meiner Schrift zu verfertigen.

Ich muß also meinen Lesern, nach dem Beispiel meiner Mitbrüder, sagen, daß die Schriften, die ich ihnen jetzt mittheile, wenn es auf mich angekommen wäre, niemals das Licht würden erblicket haben. Ich habe sie zu meiner eigenen Erbauung aufgesetzet; sie hatten aber das Glück, oder das Unglück, einem meiner Freunde, der sie von ohngefähr sahe, zu gefallen. Ich war genöthiget, sie ihm zu leihen, er schrieb sie ab, und nach einiger Zeit erfuhr ich, daß sie in Holland, oder in der Schweiz, ich weiß nicht eigentlich, wo, solten gedrucket werden. Dieses nöthigte mich, selbst auf die Ausgabe derselben zu denken,

ken, wozu mich viele große Gönner, der gnädige Junker, der Herr Pfarrer, der Gerichtshalter und der Schulmeister ermunterten. Ich versichere meine Leser, daß dies alles erlogen ist; aber müssen wir Autors denn nicht den gelehrten Kanzleistyl beobachten, und würden auch wohl meine Schriften einigen Beifall finden, wenn sie mir nicht wären abgedrungen worden?

Meine Vorrede würde stärker, als das Buch selbst, werden, wenn ich eine vollständige Satyre auf mich machen wolte. Allein da ich dieses in meinen Schriften selbst hin und wieder thue; so will ich, um in keine Tavtologien zu verfallen, hier nicht weitläuftig seyn, und nur etwas weniges von den einzelnen Stücken sagen, aus welchen dieses Bändchen bestehet.

Zu den **Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere** haben

mir

mir einige zufällige Gedanken Anlaß gegeben, die ich bei Lesung der philosophischen Ergötzlichkeiten über die Sprache der Thiere hatte, einer Schrift, die vielleicht eine bessere Satyre ist, als die meinige, und daher das Glück gehabt hat, unrecht verstanden, widerlegt und von allen Orthodoxen verketzert zu werden, welches ich für die meinige nicht hoffen darf.

Die **Abhandlung von Wortspielen** ist eine Nachahmung des deutschen Wörterbuchs, dazu der Herr Steuerrath **Rabener** Vorschläge gethan hat. Das hätte ich billig nicht sagen sollen; man könte auf den Einfall kommen, die Nachahmung mit dem Original zu vergleichen, und wie viel würde ich nicht dabei verlieren?

Das **Mährgen von dem Hute** hat seinen Ursprung dem Doktor **Swifft** und Herrn Prof. **Gellert** zu dan-

danken. Daß die Allegorie trocken und nicht überall einförmig ist, und andere Fehler desselben, weiß ich selbst; allein sie sind allzusehr in das Ganze eingewebet, um verbessert zu werden. Vielleicht sind, wie in Salmasens Solin, die Ausschweifungen das beste.

Ob ich mir durch meine **Abhandlung von der Seelenwanderung** ein Lehramt der Grundwissenschaft erwerben werde, daran zweifle ich sehr. Vielleicht steht aber irgendwo ein Magister auf, und zeiget mir in einer demonstrativischen Streitschrift nach der Lehrart der Mathematiker aus logischen und metaphysischen Grunde, daß meine Hypothese ungereimt ist. Das letztere wäre mir lieber als das erstere.

Diejenigen, die sich in meinen Satyren glauben getroffen zu finden, ersuche ich, das sechste Stück dieser Sammlung zu lesen, und daraus zu er-

kennen

kennen, daß nicht ich, sondern sie selbst sich ihre Satyre machen. Ich weiß nicht, wie mir hierbei eine Stelle aus dem Tatler des Herrn Steele einfällt. Er schreibt im sechsten Stücke des zwoten Bandes.

„Ich empfange öfters Briefe oh„ne Unterschrift, in welchen sich die „Herren Korrespondenten beklagen, daß „ich von ihnen an diesem oder jenem „Orte meiner Wochenschrift gesprochen „hätte. Es ist dies eine wahre Krän„kung für mich; denn ich sehe dar„aus, leider! daß die Charaktere, die „ich zeichne, nicht chimärisch sind, in„dem die Personen, die sich darinne „erkennen, eben dadurch beweisen, daß „meine Schilderungen würkliche Ori„ginale haben. Man thut mir aber „in diesem Stücke eben so viel Unrecht, „als neulich einem jungen Menschen „auf der Straße widerfuhr. Dieser

„theilte

„ theilte den Vorbeigehenden gedruckte
„ Zettel aus, in welchen ein heimlicher
„ Arzt dem Publico anzeigte, daß er
„ ein vortrefliches Specificum für die
„ galanten Krankheiten besäße. Jeder=
„ mann nahm seinen Zettel, ohne et=
„ was Arges zu vermuthen, und gieng
„ seiner Wege. Zum Unglück kam eben
„ ein Mensch, der die Hälfte seiner Na=
„ se verlohren hatte. Nachdem dieser
„ den Zettel genommen und gelesen hat=
„ te, zog er alles auf sich, und glaub=
„ te, man hätte den Jungen daher ge=
„ stellet, um ihn zu beschimpfen. Wie!
„ schrie er ganz rasend, wie! Schelm!
„ glaubst du, ich hätte deiner Hülfe
„ nöthig? Und diese Worte begleitete
„ er mit einer guten Anzahl Stockprü=
„ gel. Das ist das Schicksal der
„ Schriftsteller, die Charaktere schrei=
„ ben und die Sitten ihrer Zeit schil=
„ dern. „

Von

Von den andern Stücken, die noch in diesem Bändchen enthalten sind, habe ich nichts zu sagen. Ich drohe mit einer Fortsetzung und empfehle mich meinen Lesern.

I.

I.

Uebersetzungen
aus der
Sprache der Thiere,
nebst einer Einleitung
zu ihrer Redekunst.

- - - doctores sapientiæ
secutus est.

Tacitus.

Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere, nebst einer Einleitung zu ihrer Redekunst.

Es ist mir ein unverhoftes Glück wiederfahren, und ich werde nicht ermangeln, mich desselben zum Besten der menschlichen Gesellschaft zu bedienen. Ich bin anjezt der Besitzer von dem Geheimnisse des Aesops; ich höre die Thiere reden, ich verstehe sie und menge mich in ihre Gespräche. Durch den langen Umgang mit denselben bin ich von der Wahrheit überzeuget worden, daß nichts lehrreicher für die Men-

schen ist, als die Reden der Thiere, und daß diejenigen dem menschlichen Geschlechte einen unaussprechlichen Dienst erweisen, die dieselben, ein jeder in seiner Muttersprache, verständlich machen. Ich meines Orts wollte lieber Gellerts Fabeln, als die Quartanten eines Wolfs geschrieben haben, und ich bin versichert, daß in vielen Vergleichungen von dieser Art das Thier vernünftiger redet, als der Mensch. Wäre es nicht mir eine Schande, und ein Unglück für die Welt, wenn ich, der ich ein so großer Kenner der Thiersprache bin, mein Talent vergraben und solches nicht zum Besten meiner Landsleute anwenden wolte! Nein — so lange ich noch gesunde Finger habe, werde ich mir in diesem Stücke nichts vorwerfen lassen; und kurzum, heute muß ich ein Autor werden — wofern anders ein Uebersetzer auch ein Autor ist. Denn ich will es nur gleich sagen: ich werde blos in der Person eines Uebersetzers in den Buchläden erscheinen; vielleicht gefalle ich in dieser Gestalt. Die Uebersetzungen sind ohnedem heut zu Tage nach dem Modegeschmack, und es darf nur auf dem Titel ei-

nes Buches stehen: aus dem Französischen übersetzt; so ist es gut, es mag sonst etwas nutzen, oder nicht. Eine kleine Schwachheitssünde, muß ich bekennen: Da ich den Entschluß faßte, ein Dolmetscher der Thiere zu werden; so wurde ich beinahe von meiner Eigenliebe in Versuchung geführet, die Reden dieser sogenannten unvernünftigen Geschöpfe, da ich sie so vernünftig fand, für meine eigenen auszugeben. Vielleicht hätte ich sie in anakreontische Oden übersetzet, oder Gedanken in der Einsamkeit daraus gemacht, oder sie gar in einem philosophischen System nach der Lehrart der Mathematiker vorgetragen. Der Einfall war vortreflich; allein zu allem Glück vertraute ich meine Absichten einem alten Haushahn, der mein guter Freund und ein großer Kenner der menschlichen Gesinnungen ist. „Ich sehe, sagte er, aus „deinem thörichten Vorhaben, daß du „ein Mensch bist. Ein Thier kan vieles „ungestraft sagen, und ohne sich für den „Menschen zu fürchten, wider die Laster „dieser vornehmen Thiere eifern. So „lange diese wissen, daß es ein Thier sa-

„ get, so hören sie geduldig zu. Es unter„ stehe sich aber ein Mensch eben das zu „ sagen. — Er ist unglücklich; der Haß „ seiner Mitbürger wird ihn treffen — „ wehe, wehe ihm!„ Diese vernünftigen Vorstellungen brachten mich von meinem Entschluß ab. Der Haß der Menschen ist mir allzu fürchterlich; ich will gerne ein Stück meines Ruhmes missen, und weiter nichts, als ein Uebersetzer seyn.

Zuvor aber muß ich meinen Lesern doch die Gelegenheit erzählen, bei welcher ich die Sprache der Thiere gelernet habe. Viele möchten sonst glauben, ich machte es, wie diejenigen, die ihre eigenen zufälligen Gedanken unter dem Titel einer Englischen Uebersetzung der gelehrten Welt mittheilen, ob sie gleich öfters so wenig von der Englischen Sprache verstehen, als ich von der Sprache der Elephanten und anderer ausländischen Thiere.

Ich gieng vor einiger Zeit spaziren, und war, wie Gelehrte öfters zu seyn pflegen, zerstreut, und zwar so zerstreut, daß ich aus Versehen vor einem Esel, der in der Weide gieng, und den ich für einen vor-

neh-

nehmen Mann ansahe, ein tiefes Kompliment machte, und ihm wünschte wohl geruhet zu haben. Einem Esel ein Kompliment! Ist denn das so was ungemeines? Muß man doch wohl mehrern . . . Genug diesem machte ich eines; aber auf einmal kam ich wieder zu mir selbst. Ich merkte meinen Irrthum und wollte aus Scham — Denn ich schäme mich auch für Eseln — geschwinde fortgehen. Auf einmal hörte ich eine Stimme hinter mir, die mir ganz bekannt vorkam; ich sahe mich um, und da ich keinen Menschen erblickte, so konte ich gar nicht einsehen, wo sie herkommen sollte. Endlich sahe ich zu meinem grösten Erstaunen, daß der Esel redete. Ich habe wohl sonst einmal von einem redenden Esel gelesen; aber der war, wo mir recht ist, im alten Testamente. Ich habe auch öfters gehöret, daß der Teufel in Gestalt eines grimmigen Löwens herumgehet; aber daß er sich in einen Esel verstellen sollte, das ist etwas unerhörtes und dazu ist er gewiß zu hochmüthig. Ich meinte aber dennoch, er wäre es leibhaftig; denn ich glaube Gespenster, weil sie mir von meiner see-

ligen Grosmutter noch auf ihrem Todbette unter vielen Thränen bestens empfohlen worden. Der gute Esel merkte meine Verwirrung. Ich wolte laufen; aber ich konte nicht, er kam mir nach, und ehe ich es mich versahe, umarmte er mich auf das freundschaftlichste und mit aller Zärtlichkeit, deren ein Esel fähig ist. „Mein lie„ber Mensch, sagte er, fürchte dich nicht; „ich bin weder Engel noch Teufel, son„dern ein ehrlicher alter Esel und stamme „in gerader Linie von dem großen Esel „Bileams ab. Sonst pflege ich nicht mit „Menschen zu reden, ob ich gleich durch „einen besondern Vorzug meines hochade„lichen Geschlechts ihre Sprache verstehe. „Die Ehrlichkeit aber, mit welcher du „mich gegrüsset, ob ich wohl weis, daß „es mir nicht gegolten hat, machte mich „begierig, mit dir zu sprechen„. Allmählig verlies mich nun meine Furcht. Ich sahe, daß ich nur mit einem Esel redete, ich bekam einige Dreistigkeit, und in kurzem wurden wir so gute Freunde, daß ich mich von ihm bei der Hand nehmen und in den Wald hinein führen lies, wo er wohnte.

te. Bald lernte ich seinen ganzen Charakter kennen. Mein Esel ist der ehrlichste Esel. Er hat ein hohes ernsthaftes Ansehen, und wenn ich nicht gewiß wüste, daß er ein Esel wäre, so sähe ich ihn für eine Excellenz an, die es vor ihr Geld geworden. Wenigstens ist er sehr treuherzig und seine Reden verrathen den besten Eselsverstand, und das beste Eselsherz von der Welt. Zuweilen hat er witzige Einfälle, ob er gleich kein Freigeist ist, und er trägt sie sehr artig und ästhetisch vor. Er ist, wie ich von ihm erfuhr, ein großer Gelehrter, Sprachmeister der Thiere und auch ein guter Philosoph, aber sehr demüthig. Weil ich auch ein ziemlicher Philosoph zu seyn glaube, so wolte ich gern seine Meinung in verschiedenen wichtigen Streitpunkten der Grundlehre erfahren. Ich fragte ihn, ob diese Welt die beste wäre, und er antwortete mir, er wüste es nicht. Ich wollte es ihm beweisen und fieng schon an: Wenn wahr ist, daß = = = aber er bat mich, ich möchte mich nicht bemühen, er verstünde zwar die menschliche Sprache, aber die philosophische Sprache verstünde

er nicht. Da ich hier nichts mit ihm anfangen konte, so bat ich mir von ihm einigen Unterricht in der thierischen Sprache aus. Er war hierzu willig, legte den rechten Vorderfuß an die Nase, rekte die Ohren in die Höhe, und mit einer ziemlich gelehrten Mine, wie ein junger Magister, der zum erstenmal das Katheder betrit, gab er mir folgende vorläufige Nachricht:

„ Wisse, sagte er, daß wir, die ihr „ für so unvernünftig haltet, vielleicht eben „ so vernünftig sind, als ihr. Wir haben weder Freigeister noch Herrenhuther „ und ein süsser Herr ist in unsern Augen „ das lächerlichste Geschöpf von der Welt. „ Unsere Poeten haben keine Mäcene und „ singen so gut, als die eurigen. Unsere „ Weltweise denken nicht so tief, daß sie „ zulezt nichts mehr denken, sie wissen auch „ nichts von möglichen Welten und beschäftigen sich blos mit der würklichen, am „ meisten aber mit sich selbst — dem ohngeachtet denken sie vielleicht gründlicher, „ als ihr. Wir haben auch Gottesgelehrte unter uns, die aber blos da sind, „ das Lob der Gottheit zu preisen und die

„ Un-

„ Unwissenden auf eine leichte und über=
„ zeugende Art zu unterrichten. Es ver=
„ steht sich also von selbst, daß sie die
„ Zeit nicht mit unnützen Zänkereien ver=
„ schwenden und überhaupt Ketzer haben
„ wir gar nicht, weil bei uns keine Ketzer=
„ macher sind. Ich dächte, das wären
„ Beweise genug von unserer Vernunft,
„ und ich glaube, es ist auf dieser Seite
„ kein weiterer Unterschied zwischen euch
„ und uns, als dieser, daß wir unsere
„ Vernunft nicht so mißbrauchen und nicht
„ so zur Unzeit damit gros thun, wie ihr.
„ Ein deutlicher Beweis von unserer Ver=
„ nunft ist auch die Sprache, die wir re=
„ den. Ihr müsset aber dieselbe nicht aus
„ gewissen Dolmetschern beurtheilen, die
„ uns öfters Worte in den Mund legen,
„ an die wir nie gedacht haben und über=
„ haupt reden die Cyperkatzen nicht, wie
„ andere Thiere. Wenn ich dir unsere
„ Sprache werde gelernet haben, alsdenn
„ wirst du im Stande seyn, uns aus uns
„ selbst zu beurtheilen. Alle unsere Reden
„ sind besonderen Gesetzen unterworfen, die
„ kein Thier übertreten darf, bei Strafe,

für

„ für einen Menschen gehalten zu werden.
„ Ich will dir einige endecken. Ein Thier
„ darf nicht eher reden, als bis es würk-
„ lich denket. Diese Regel würde manchem
„ unter euch sehr eigensinnig vorkommen.
„ Wie wolten eure galanten Herrn im
„ Stande seyn, ein Frauenzimmer zu un-
„ terhalten und von einem Fächer, von
„ einer Musche ganze Abende zu reden,
„ wenn sie dieser Regel unterworfen wären.
„ Sogar eure Weltweisen würden sich sehr
„ übel dabei finden; die grösten Männer
„ waren genöthigt, ihre scientifischen Herr-
„ lichkeiten einzupacken und aus vielen gro-
„ ßen Quartanten würde uns öfters nur
„ ein einzig Scholion übrig bleiben, wo-
„ rinnen etwa im Vorbeigehen von der
„ Schwachheit des menschlichen Verstandes
„ geredet worden. Ich setze nämlich zum
„ voraus, daß Reden und Schreiben ei-
„ nerlei ist, und wie würden alsdenn eure
„ Büchermeßen sich verringern, wenn die-
„ se Regel auch die Schriftsteller treffen
„ solte! Anakreontische Oden, Tändeleien,
„ vernünftige Gedanken, Entwürfe, Sam-
„ lungen, Erörterungen, unvorgreifliche

„ Be-

„ Bedenken, Erste Gründe, Beurtheilun-
„ gen, Einleitungen, Innbegriffe — alle
„ diese schönen Früchte des menschlichen
„ Witzes würden unwürksam liegen, auf
„ die Nachwelt warten und unterdessen
„ zum Besten des Publikums verfaulen —
Man siehet, daß mein Esel eine große
Känntniß in der gelehrten Geschichte besi-
tzet — „ Du kanst, fuhr er fort, aus al-
„ lem diesem den Schluß machen, daß die
„ Thiere ordentlicher Weise sehr wenig re-
„ den, und es wird bei ihnen für die grö-
„ ste Schande gehalten, ein Wäscher zu
„ seyn. Allein überdies werden unsere Un-
„ terredungen noch durch ein anderes Ge-
„ setz eingeschränket, welches dir weit
„ strenger vorkommen wird, als das erste.
„ Man muß nicht nur denken, wenn man
„ reden will, sondern man darf auch durch
„ seine Reden den Gedanken nicht wider-
„ sprechen. Die Lügen sind also hier gänz-
„ lich verbannet, wie denn überhaupt die
„ Verstellung im Reiche der Thiere etwas
„ Fremdes ist. Die Ausübung dieser Re-
„ gel fällt uns gar nicht schwer. Wir ha-
„ ben ohnedem unter uns weder Processe,

„ noch

„ noch Advokaten, noch Dinge, woraus
„ Processe entstehen könten. Wir wissen
„ von keinen Reichthümern, und kennen
„ keine andere Ehre, als die sich auf Tu-
„ gend gründet. Unsere Regenten sind
„ allemal die redlichsten Thiere, und man
„ hat also keine Verstellung nöthig, um ih-
„ nen zu gefallen. Schmeichler zu dulden
„ — das ist ein Vorzug, der euch ganz
„ allein zukommt. Ein Unglück für eure
„ Poeten wäre es, wenn dies Gesetz der-
„ einst unter euch solte eingeführet werden.
„ Sie dürften alsdenn keinen Schneider ei-
„ nen Mäcen und keinen jungen Fändrich
„ von acht Tagen einen Helden nennen,
für dessen Schwerdte Stambul zittert —
„ Und wo würden alsdenn die schönen
„ Trinkgelder bleiben, die sie sich durch
„ ihre Vergötterungen ersingen? Wie wür-
„ de alsdenn ein ehrlicher Leiermann noch
„ leben und essen können? Aus dem, was
„ ich bisher gesagt habe, wirst du leicht
„ begreifen, daß unsere Dicht- und Rede-
„ kunst gar nicht so weitläuftig und gelehrt
„ ist, als die eurige. Wir haben in der
„ That weiter gar keine Regeln; die Na-

„ tur

„ tur allein ist unser Gesetz. Wir machen „ keine Chrien, und von künstlichen Figu= „ ren wissen wir auch nichts. Unsere Dich„ ter haben das Gold und Silber, die Dia„ mante, Rubine und Perlen, den Bur„ gunder und Pontak nicht so überflüßig, „ als die eurigen, ob ich wohl auch glau„ be, daß mancher unter diesen Kofent „ trinket, da sich unterdessen seine versof„ fene anakreontische Muse in Burgunder „ berauschet. Wenn ich einmal sterbe, so „ wird gewiß mein Poet nicht ausrufen:

Soll ich von deinem Tode singen,
O Esel, Esel — welch ein Lied;

„ Ich setze meinen Namen an die Stelle, „ wo etwa in euren Gedichten: vereh„ rungswürdiger, ehrwürdiger u. s. w. „ zu stehen pfleget. Bei uns weinet man „ kein Blut, man tunket seinen Kiel nicht in „ Thränen, man lässet nicht eben alle neun „ Musen in Proceßion vor der Leiche her„ gehen, man zanket sich nicht mit dem „ Tode herum, daß er Jünglinge raubet „ und den Greisen verschonet,

= = = = der schon am Rande des Grabes
„ Auf seine Umarmungen hoft = = =

„ Man

„ Man tröstet die Hinterbliebenen nicht,
„ wo man nicht weiß, daß sie Trost nö-
„ thig haben — Allein man singet bei uns
„ nicht vors Geld, wie bei euch, und man
„ hat hier auch nicht eben nöthig zu ster-
„ ben, wenn man will gelobet werden —

„ Dies ist, sagte mein treuer und
„ verehrungswürdiger Lehrer, dies ist der
„ kurze Abriß von unserer Redekunst —
Ich wunderte mich nicht wenig, daß ich binnen einer Virtelstunde die ganze Oratorie sollte gelernet haben. Wo bleiben denn, dachte ich, die schönen Lehren von den Perioden, von den Figuren, von den Metaphern, von dem künstlichen Thema u. s. w., die doch alle in Uhsens Rhetorik vortreflich ausgeführet sind? Genug mein Esel schwieg stille und das ganze oratorische Collegium, das er mir hatte lesen wollen, hätte hier schon seine Endschaft erreichet, wenn ich ihn nicht noch gebeten hätte, mir einige besondere Erläuterungen wegen der verschiedenen Arten von Reden zu geben. Er that es.

„ Wir haben, sagte er, verschiede-
„ ne Feierlichkeiten unter uns, bei wel-

„ chen wir reden müssen. Hieher gehö-
„ ren die Leichencäremonien und du kanst
„ leicht einsehen, daß die vornehmste unter
„ diesen die Rede ist. Diese must du
„ aber nicht aus den eurigen beurtheilen.
„ Bei euch bezahlet man den Redner,
„ eine halbe Stunde hindurch Unwahrhei-
„ ten zu sagen, die zuweilen so elend
„ sind, daß sie eher Thränen verdienen,
„ als die traurige Begebenheit selbst. Ein
„ gewisser Affe hatte einmal den Einfall,
„ daß er sagte, die Leichenreden unter den
„ Menschenkindern wären nichts anders als
„ mandatmäßige Pasquille auf den Seeli-
„ gen und dessen tiefgebeugten Hinterlassene.
„ Bei uns aber darf der Redner nichts
„ sagen, als was wahr ist. Er beschrei-
„ bet seine eigenen Empfindungen bei einer
„ so traurigen Begebenheit, er schildert
„ den Verstorbenen so, wie er war, und
„ bezeuget den Hinterlassenen, nach Er-
„ foderung der Umstände, entweder sein
„ Beileid, oder seine herzliche Beifreude.
„ Das muß ich noch anmerken, daß un-
„ sere Redner sich überaus kurz fassen,
„ und nicht eben auf das Lob eifersüchtig

„ sind, das Ende ihrer Reden wäre das „ beste — „.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich einen boshaften Einfall. Ich habe ein gewisses Hauskreuz, das mich sehr drücket, und ich hätte meiner lieben Eva schon längst gerne die ewige Ruhe gegönnet. Ich entdeckte mich meinem Lehrer und bat ihn, mir zu sagen, wie ich ohngefehr meiner lieben Hausehre parentiren könte, wenn sie der liebe Gott solte von diesem Jammerthale erlösen. Nachdem ich ihm alle ihre Tugenden kürzlich gepriesen; so hielt er mir gleich aus dem Stegreif folgende Rede, die ich von Wort zu Wort aufzeichnete, weil ich hofte, bald davon Gebrauch zu machen. Man muß wissen, daß mein Redner sich völlig an meine Selle setzte, und also die Person eines betrübten Witwers annahm, und — ach, wenn er doch würklich an meiner Stelle wäre! So redete er:

Endlich, dem Ansehen nach höchstbetrübte Anwesende! endlich bin ich von einer Bürde erlöset worden, deren Andenken mir noch immer schmerzhaft ist. Meine

ne nach beinahe vier Wochen nach der priesterlichen Einsegnung innigstgeliebte Ehefrau ist endlich durch Beihilfe ihres Arztes, zu ihrem grösten Leidwesen, alles Widerstandes ohngeachtet, von mir und ich von ihr erlöset worden, und dem Himmel sey Dank! es ist nunmehr so weit gekommen, daß ich ihr die letzte Ehre erzeigen kan. Ich werde mich nicht bemühen, sie aus ihrer Gruft zurük zu weinen, ich gönne ihren Gebeinen die Ruhe und wenn ich bei ihrem Sarge Thränen vergieße, so geschiehet es nur darum, weil ich an die Länge der Zeit gedenke, die ich mit ihr gelebet habe. Es sind nunmehr vier und zwanzig Jahre verflossen, da ich durch ihre Schönheit und Sittsamkeit, besonders aber, mit Sancho Panßa zu reden, durch ihren englischen Verstand bewogen wurde, um sie anzuhalten. Ich bekam das erfreuliche Jawort und mit einer unaussprechlichen Entzückung erhielt ich vor dem Altar das Privilegium, mit ihr ein Fleisch zu seyn. Einige Wochen vergiengen in allem dem Vergnügen, das die Liebe verschaffen kann. Aber wie vergänglich ist nicht die Wonne

der Sterblichen! Ich entdekte nach der Zeit, daß der Nachttisch meiner Frau das meiste dazu beitragen muste, ihre Schönheit in Bau und Beßerung zu erhalten. Des Morgens stund sie allemal eher auf als ich, und ich traf sie immer schon im völligen Putze an. Dies machte mich argwöhnisch und ich war so boshaft, daß ich sie einmal früh beim Kaffee, so lange an einem Orte küste, bis sich die gütige Natur auf der einen Wange in ihrem völligen Glanze darstellte — Ich kann nicht läugnen, daß jetzt meine Zärtlichkeit schon ziemlich abnahm. Zum Unglück aber nahm ihre Sittsamkeit und Mäßigung noch viel schneller ab. Jezt that sie nichts als keifen, und wenn sie mit ihrem Gesinde fertig war, so kam die Reihe an mich. Das hätte noch alles mögen gehen. Das betrübteste aber für mich war, daß ich auch in der Berechnung ihres Verstandes geirret hatte. Ich entdekte überall Mängel an demselben — wenigstens war er nicht gründlich und binnen einigen Jahren verlohr er sich durch den vielen Gebrauch ganz und gar, und mir blieb nichts übrig, als meine Frau in

ihrer

ihrer natürlichen Blöße. Es würde betrübt für mich seyn, wenn ich alles erzählen wolte, was ich binnen vier und zwanzig Jahren mit ihr ausgestanden. Ich will das Andenken davon vertilgen und zum Ende eilen. Zu allem Glück gewöhnte sich meine vielleicht seelige Hausehre vor einigen Jahren den Brandtwein an. Ich gab ihr zu trinken, so viel sie wolte — Es ist wahr, daß sie dadurch vollends unerträglich wurde; allein ich hofte, er würde ein Mittel ihrer Erlösung seyn. Er war es. Vor einigen Tagen wurde sie krank, ich wendete alles an, ihre Auflösung zu befördern, und schikte daher so gleich nach einem berühmten Arzte. Er kam, und vorgestern starb sie nachdem sie Pillen eingenommen und mich noch zu guter lezt einen Flegel gescholten hatte, weil ich ihr den Priester wolte rufen lassen. Ich gedenke noch immer an dieses ihr leztes Wort — Ein sanfter Tod! Es ist leicht zu erachten, daß ich mich über ihren Verlust nicht zu Tode grämen werde. Ich brauche also keinen Trost und hoffentlich wird auch niemand unter dieser angesehenen Versamm-

lung welchen nöthig haben. Ich wünsche also ihren Gebeinen eine süße Ruh, meinen Feinden, daß sie der Himmel für solchen traurigen Begebenheiten bewahren möge und meinen Freunden eine baldige Nachfolge. Dixi.

Hier schwieg er, und ich hatte ihm so aufmerksam zugehöret, daß ich darüber in eine würkliche Entzückung gerathen war. Ich glaubte, ich wäre schon in dem beglückten Zustande, den diese Rede schildert, und ich war thöricht genug, wieder auf eine neue Heurath zu denken. Aber alle diese süßen Vorstellungen verschwanden, ich kam wieder zu mir selbst, und mir blieb nichts übrig, als meine Frau und ein wenig Hofnung. Mein Lehrer merkte meine Verwirrung, er wollte mich von einem so empfindlichen Gegenstande abbringen und sezte daher seinen Vortrag von den Reden der Thiere fort.

„ Es scheinet, sagte er, als wenn ihr
„ Menschen bei dieser Art von Reden ein
„ Gelübde gethan hättet, niemals das zu
„ sagen, was ihr denket. Wenn ein rei-
„ cher Mann stirbt, so ist es natürlich,

daß

„ daß sein Tod viel Freude unter den Hin-
„ terbliebenen verursachet; weil aber der
„ Schein derselben den willkührlich einge-
„ führten Begriffen des Wohlstandes zu-
„ wider ist, so hüllet man sein Gesicht in
„ Flöre, um die Spuren der Freude zu
„ verbergen, die dasselbe aufweiset, und
„ man bezahlet einen gelehrten Ausrufer,
„ hinter dem Sarge herzugehen, im Na-
„ men der Leidtragenden zu weinen, als-
„ denn eine halbe Stunde hindurch von
„ dem grossen Verluste zu reden, der sie
„ betroffen, und endlich mit einem kräfti-
„ gen Troste zu beschließen. Das letzte ist
„ auch wohl das beste; nun kann man auf
„ eine patentmäßige Art seine Thränen —
„ denn es gibt auch Freudenthränen —
„ abwischen; eine gute Malzeit in dem
„ Hause des Seeligen erquicket die Hinter-
„ bliebenen; und in seinen Kisten ist die
„ Belohnung für die Mühe, die sie sich
„ gegeben haben, ihn zu seiner Ruhestätte
„ zu begleiten. Gesetzt aber, es stirbt
„ ein armer Mann, der durch seiner Hän-
„ de Arbeit Brod für sich und sein Haus
„ erworben und also seiner Familie wohl

„ noch nöthig gewesen wäre — Er wird
„ würklich bedauret; aber der Leichenred=
„ ner bekommt wenig für seine Mühe —
„ Er war ein ehrlicher Mann = = Es ist
„ gut, daß ihn Gott aus diesem Elend er=
„ löset, trocknet nur eure Thränen ab = =
„ Woher kommt dieser Unterschied? Unter
„ uns Thieren findet er nicht statt. Wir
„ lesen in den Gesichtern der Hinterblie=
„ benen die Gesinnungen, die sie bei dem
„ Tode ihres Freundes haben — diese
„ schildern wir umsonst. So sind unsere
„ Leichenreden beschaffen und von diesen
„ sind die andern Arten von Reden nur in
„ den Gegenständen verschieden.

Ich frug meinen Esel, ob er auch etwas von Hochzeitreden wüste und ob dieselben auch unter den Thieren Mode wären. Er antwortete, ja, und jezt war ich erstaunend neugierig. Ich glaubte hier Stoff zu einer Strohkranzrede zu bekommen, die ich in kurzem zu halten habe. Ich dachte, ein Esel müste bei einer solchen Gelegenheit gute Einfälle haben und ich stellte mir schon sehr deutlich die schalkhafte Mine vor, mit welcher er der Jungfer Braut witzige Zwei=

deutig=

deutigkeiten, oder wie sich die Thiere ausdrücken, Grobheiten würde sagen können. Wenigstens hofte ich doch, er wäre hierzu eben so fähig, als unsere Landjunker, die größtentheils sich ein Geschäfte daraus machen und auch vortrefliche Gaben dazu haben, die aber mein Kutscher auch hat. Ich hatte mich betrogen, und, wie mir mein Esel erzählte, so sind diese witzigen Reden bei den Thieren gar nicht üblich.

„Unsere Hochzeitreden, sagte er, „fassen ein kurzes Lob der neuen Eheleu„te, sie schildern das Vergnügen, das „sie haben können, wenn sie wollen, und „wünschen ihnen viel Glück dazu. Man „soll bei euch auch dergleichen Hoch„zeitreden haben, die aber, wie ich ge„hört habe, eine bloße Satyre auf das „Brautpaar und ihren künftigen Ehestand „sind. Der Bräutigam muß allemal ein „ehr- und tugendsamer Junggeselle, „fromm, arbeitsam, artig, höflich, und „ich weiß nicht was noch seyn. Die „Braut aber, die ehr- und tugendbelob„te Jungfer ist ein sittsames, schönes, „häusliches, verständiges Frauenzimmer.

„ Sie wird ihrem Manne unterthan und
„ sein Herr = = nicht doch = = = er ihr Herr
„ seyn. Ihre Liebe wird nie alt werden
„ u. s. w. Wenn ich eine solche Rede
„ halten sollte, ich würde mich ganz an-
„ ders ausdrücken.

Ich bat ihn, mir ein Exempel einer solchen Rede nach dem thierischen Geschmack zu geben. Nachdem ich ihm einige Umstände von einer gewissen Heurath gesagt hatte, zu welcher ich seine Rede gebrauchen wolte, so perorirte er folgendermassen:

Meine Herren und Frauen!

Sie sehen hier zwo Personen, die im Begrif sind, sich durch ein beständiges Band zu vereinigen. Man hat mich bezahlt, etwas zu ihrer Ehre zu sagen, und ich will meiner Pflicht ein Genüge leisten, ohne meine Aufrichtigkeit zu verläugnen. Ich muß ihnen also eröfnen, daß der hier anwesende Bräutigam ein ganz ehrlicher, einfältiger Mensch ist, der Zeitlebens noch kein Kind betrübet und mit dem gewiß seine künftige Frau Liebste wird machen können, was sie will. Wenn sie aber glauben wollten, er wäre ein ehr- und tugendsa-

ner Junggeselle, so würden sie sehr irren. So einfältig er ist, so ist er doch ein Mensch nach der Mode und nunmehr achtzehn Jahr alt — Wie könte er noch ein Junggeselle seyn? Ich solte ihn freilich auch rühmen, daß er etwas gelernet und also sein Brod ehrlich verdienen könte. Allein mit gutem Gewissen kan ich das nicht, und ich bin versichert, daß er diese Heurath gewiß nicht würde gethan haben, wenn er sein Brod auf eine andere Art zu verdienen wüste. So aber glaubt er, durch den Verstand seiner Geliebten in einen solchen Zustand versetzet zu werden, daß er eine gute Zeit essen, trinken und schlafen kan, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. Ich wolte ihnen gern mehr von unserm Bräutigam sagen; allein er ist ein Mann, von dem nicht viel zu sagen ist. Was nun anlanget die sogenannte tugendbelobte Jungfer Braut, so wollte ich gerne ihre Schönheit rühmen, wenn ich nicht befürchtete, man möchte sie alsdenn genauer betrachten, um den Ungrund dieses Lobes zu entdecken. Ich habe ihr zwar den Titel einer Jungfer gegeben,

ben, aber vermöge eines Wortspiels; wie man den Teufel nach seinem Fall noch immer einen Engel nennet. Denn es weiß die ganze Stadt, daß sie schon einigemal redende Beweise von ihrer Fruchtbarkeit und den letzten nur erst noch vor vier Wochen geliefert hat. Von ihrer wenigen Sittsamkeit und Verträglichkeit wird sie ihrem künftigen Ehemanne die deutlichsten Proben zu geben, vielleicht nicht ermangeln. Uebrigens hat sie, einen sehr hohen Geist und es ist gut, daß sie einen Mann bekommt, dessen Herr sie seyn kann. Was aber am meisten an ihr zu loben ist, das ist ihr Verstand, wovon ein Bankozettel auf 50000 Reichsthaler, den ich mit meinen Augen gesehen habe, ein untrügliches Merkmal ist. Ich glaube, nunmehr das Brautpaar für einen harten Thaler hinlänglich gelobet zu haben. Weil die Ehen im Himmel gestiftet werden, so finde ich von der Stiftung dieser Heurath nichts weiter zu sagen. Vielleicht wird der priesterliche Segen etwas beitragen, sie glücklicher zu machen, als ich vermuthe. Auserdem wünsche ich dem künftigen Ehe-

knechte

knechte viel Gedult, und seinem Hauskreuze eine baldige Auflösung; so ist beiden geholfen. Ich schliesse meine Rede; denn mich hungert. Dixi.

Mein Esel fügte hinzu, wie er glaubte, würde in diesem Falle wohl keine Strohkranzrede nöthig seyn, und ich nehme keinen Anstand, der gelehrten Meinung dieses großen Kunstrichters beizutreten.

Ich hoffete in der That unter der Anführung eines so großen Lehrers noch mit der Zeit ein guter Redner zu werden. Weil ich mich nun gern auf alle Fälle gefaßt machen wolte; so bat ich ihn auch um einigen Unterricht von den Geburtsreden.

„ Bei uns, sagte er, sind diese sehr „ kurz. Was kan man von einem Kinde „ viel sagen? Man wünscht ihm viel Glück „ und ermahnet die Eltern, es gut zu erziehen. Siehe da den ganzen Inhalt „ dieser Reden. Bei euch aber ist es etwas anders. Man bedienet sich da derselben nicht eher, als bei der Geburt eines vornehmen Kindes, und da soll nun „ der junge Erbe gerade eben auch alle die „ Vorzüge haben, die man seinem gnädi-

„gen

„ gen Herrn Papa, öfters auch nur aus
„ Höflichkeit, beileget. Es verstehet sich
„ von selbst, daß man vermöge eines sehr
„ pöbelhaften Vorurtheils voraussetzet, der-
„ jenige müsse allemal der Vater des Kindes
„ seyn, der die Ehre hat seiner Mutter Mann
„ zu heißen. Sogar viele Esel sind noch,
„ welches sonst unter uns etwas Seltenes
„ ist, mit diesem Vorurtheile behaftet: aber
„ ich, der ich ein vornehmer Esel bin,
„ sehe den Ungrund deßelben vollkommen
„ ein. Ihr Menschen könnet aber dar-
„ aus begreifen, daß ihr ganz von Vor-
„ urtheilen besessen seyd, weil auch unter
„ den beiden ersten Worten, die ihr in
„ eurer Kindheit aussprechen lernet: Pa-
„ pa und Mama, das eine gemeiniglich
„ schon das Zeichen eines Vorurtheils ist,
„ dessen Ungrund die Mama und öfters ihr
„ Kutscher am besten wissen. Kurzum
„ aber, dieses Vorurtheil ist der Grund
„ aller eurer Geburtsreden. Man danket
„ dem Himmel, der diesem Hochadelichen
„ Hause abermal einen Erben verliehen,
„ der seiner Ahnen würdig ist. Man
„ wirft sich zu einem Propheten auf, man

„ sie-

„ siehet in die Zukunft hinein, und erbli-
„ cket da dieses Kind dereinst als die Zierde
„ der Ahnen, die Stütze des Staats und
„ die Zuflucht der Armen. Man sieht
„ öfters sehr schlecht, und ob ich gleich
„ nur ein Esel bin, so hab ich doch ein
„ schärfer Gesicht als alle eure Panegyri-
„ sten, und erblicke öfters in dem jungen
„ Herrn weiter nichts, als einen künftigen
„ Landjunker, der die Kunst vollkommen
„ versteht, Pferde todt zu reiten, auf eine
„ hochadeliche Manier zu saufen: seine
„ Viehmägde zu beschälen, Bauern zu
„ placken, und allenfals einen guten Schwur
„ zu thun. Ich würde das öffentlich sagen,
„ wenn ich eine solche Geburtsrede halten
„ solte: aber eben deswegen schicke ich mich
„ nicht dazu.„

Vir excellentissime, sagte ich, dürfte ich mir auch wohl ein Beispiel einer solchen Rede ausbitten. „ Wir wollen sehen„, antwortete er,

„ quid humeri valeant; quid ferre
„ recusent. „

Und den Augenblick stellte er sich in eine sehr oratorische Positur und redete so:

Hoch-

Hochansehnliche Versammlung!

Es hat dem Himmel gefallen, der gnädigen Frau einen jungen Erben zu bescheren — ich sage mit Fleiß nicht auch: dem gnädigen Herrn. Denn die Naturkündiger sind noch nicht einig, ob man mehr ihm oder seinem Kammerdiener Glück wünschen soll. Genug aber das hochadeliche Haus ist nun abermal mit einem neuen Zweige vermehret worden, und solt es auch durch die Einpfropfung geschehen seyn. Es wäre freilich immer schade gewesen, wenn ein so vortrefliches Geschlecht hätte verlöschen sollen. Die hochadelichen Verdienste desselben sind überall zur Gnüge bekannt. Alle Bauern wissen sie zu rühmen; ihre Töchter, ihre Rücken und ihre Beutel empfinden die Würkungen derselben auf das lebhafteste. Die Brandteweinbrenner und Schenkwirthe sind von jeher beständige Panegyristen dieses Geschlechts gewesen; es ist kein Wechsler in L * * und kein Jud in H * * *, der sich nicht rühmen könte, vielen Antheil an dem Glanze desselben zu haben. Ein besonderer Vorzug die-

ses hohen Hauses ist der, daß die meisten Stützen desselben auf dem Bette der Ehren gestorben. Der Urälter Vater des jetzigen gnädigen Herrn soff sich in Kornbrandtewein zu Tode; der Aelter Vater starb an einer galanten Krankheit, oder, wie einige Geschichtschreiber behaupten, im Bordel an einem Steckflusse. Der Großvater hätte sich einmal bald aus Liebe erhänget und starb hernach aus Verzweifelung, da er wieder geliebet wurde. Nur der Vater des gnädigen Herrn entschlief auf seinem Bette, da er eben an der Genealogie seines Hauses arbeitete und schon bis auf den General Holofernes gekommen war. Er ärgerte sich über eine gewisse Judith zu Tode, die diesen braven Anherrn, der so wacker saufen konnte, in der besten Blüthe seines Alters umgebracht hat. Was der jetzige gnädige Herr für Schicksale haben wird, das weiß ich nicht. Das weiß ich, daß er seinen grosen Ahnen in allen adelichen Tugenden nichts nachgiebt und — finis coronat opus. Aus einem so vortreflichen Stamme soll nun dieser junge Herr entsprossen seyn, und ich hoffe, er wird seinen Ahnen in

allem ähnlich werden, wofern nur eine hochadeliche Erziehung zu Hülfe kommt. An dieser zweifle ich auch nicht, und ich glaube, der kleine Junker wird in einigen Jahren schon so gut fluchen können, als der älteste Major von der Landmiliz, und wenn er hundert Ahnen hätte. Nun denke ich meinen Gulden hinlänglich verdient zu haben, und mache daher meiner Rede ein gesegnetes Ende. Dixi.

Ich hätte gerne von meinem Esel noch einige Anmerkungen über die Gelegenheitsgedichte vernommen, die zu diesen Reden gehören. — Allein er bat mich, ihn damit zu verschonen. „Ich habe dir, sagte „er, schon meine Meinung von euren „Dichtern vorher eröfnet und ich sage „nichts mehr — Sie sind allzunahe mit „mir verwandt, als daß ich sie mit gutem Gewissen so sehr beleidigen könte. „Rühmen kan ich sie nicht, schelten mag „ich sie nicht, ich schweige also lieber „gar.„

Weil ich gerne eine vollständige Kentniß der thierischen Redekunst haben wolte, so erkundigte ich mich bei meinem Esel

auch nach den gerichtlichen Reden der Thiere. Er verstund mich anfangs nicht; nachdem ich mich aber deutlicher erklärt hatte, so gab er mir folgende Nachricht:

„Ich habe einmal gehöret, daß unter euch Menschen das Zanken überaus „üblich seyn soll. Ihr veruneiniget euch „über wahre Kleinigkeiten und zanket euch „einige Jahre herum, um wieder gute „Freunde zu werden. Das ist aber das „possirlichste, daß man gewisse Mittel er„funden hat, sich auf eine regelmäßige „und legale Art zu zanken. Man wird „uneins — sogleich läuft man zum Rich„ter; man bittet ihn, er wolle für Geld „und gute Worte den andern Theil herbei „rufen lassen, damit man sich auf eine so„lenne Art recht satt mit ihm zanken könne. „Er thut es; nun kündiget man einander „den rechtsgegründeten Wortkrieg an, „welcher aber, damit alles recht aben„theuerlich heraus komme, nicht von „den kriegenden Parteien selbst, sondern „von gewissen andern privilegirten Klopf„fechtern geführet wird, die in solchen be„trübten Umständen sind, daß sie von

„ der Thorheit anderer Leute leben müssen.
„ Diese zanken sich nun, so lang das Geld
„ der Parteien währet; sobald aber dieses
„ alle ist, rathen sie zum Vergleiche, oder,
„ wenn die eine eher erschöpft wird, als
„ die andere, so behält diejenige Recht,
„ die noch Geld genug übrig hat, um ih-
„ ren Beistand muthig zu machen und den
„ Richter von der Deutlichkeit ihrer Bewei-
„ se zu überzeugen. Eure gerichtliche Re-
„ den bestehen also, wie ich aus deiner Er-
„ klärung verstanden habe, aus den gesez-
„ mäßigen Zänkereien derer, die sich für
„ andere zanken und sie sind länger oder
„ kürzer, nachdem der Verfasser derselben
„ sehr oder wenig gehungert hat. Solche
„ Reden haben wir Thiere gar nicht unter
„ uns. Wir zanken uns wenig und wenn
„ es ja geschiehet, so vergleichen wir uns
„ so bald es möglich, und der Klügere
„ giebt nach. Solte sich aber ja ein Fall
„ zutragen, wo ein Schiedsrichter nöthig
„ wäre, so erwählet man dazu ein ehrliches und
„ verständiges Thier, man trägt ihm
„ die Sache vor, und so wird sie den Au-
„ genblick und ohne Prozeß entschieden.

„Du

„ Du siehest also, daß ich dir von unsern
„ gerichtlichen Reden nichts sagen kan. „

Mein Esel machte hierauf noch einige Anmerkungen über die Reden der Thiere im gemeinen Leben, die sich meist aus dem obigen verstehen lassen. „Die Thiere, sag-
„ te er, reden nur, wenn sie denken und
„ was sie denken. Komplimente sind also
„ unter uns gar nicht üblich. Wenn wir
„ nichts besonderes zu sagen wissen, so
„ schweigen wir lieber gar stille. Wir
„ reden nicht leicht vom Wetter — Wa-
„ rum soll ich dem andern sagen, daß heu-
„ te ein schöner Tag ist? Er sieht es ja
„ selbst. Wir klagen auch nicht über bö-
„ se Zeiten — Wenn sie böse sind, so
„ können unsere Klagen doch nichts än-
„ dern, und in der That ist eine Zeit wie
„ die andere. Wir reden nicht immer von
„ uns selbst. Wir erzählen einander keine
„ Märchen vom Rübenzahl. Wir ver-
„ leumden niemand. Wir plaudern nicht
„ beständig von Essen und Trinken, von
„ neuen Moden und andern Lappalien „
— Wovon reden sie denn? wird hier ein galantes Frauenzimmer fragen — von Mu-

schen und Fächern können sie doch auch nicht reden — Ich entdeckte meinem Esel diese Gedanken. „O, sagte er, wir haben „ noch Stoff genug zu unsern Gesprächen, „ und solten wir nur von euch Menschen „ reden„ — Gut! ich will weiter nichts wissen. — Hier beschloß mein Esel seinen Unterricht in der thierischen Redekunst. „Du würdest, sagte er, alles dies „ deutlicher einsehen, wenn du im Stande „ wärest, die Thiere zu verstehen und mit „ ihnen ihre eigene Sprache zu reden Es „ sind nur wenige unter uns, die die „ menschliche Sprache verstehen — Sie „ komt uns eben so vor! wie dir die „ Sprache der Hottentotten — aber auch „ diejenigen, die sie verstehen, lassen sich „ selten mit euch in Unterredung ein„

Nachdem ich meinem Lehrer den verbindlichsten Dank für seinen bisherigen Unterricht abgestattet hatte; so bat ich ihn demüthigst, mein Sprachmeister zu werden, und er hatte so ein ehrlich Gemüth, daß, er sich nicht lange bitten lies. Wir machten täglich eine gewisse Zeit aus, wo ich ihn in seinem Walde besuchte, und er un-

terrichtete mich mit solchem Eifer, daß ich in kurzem ein eben so großer Lingvist war, als er selbst. Ich verstehe nunmehr nicht nur die allgemeine Sprache der Thiere; sondern auch die besonderen Mundarten derselben. Jene ist sehr einförmig und leicht, und wer es nicht wüste, daß es die Thiersprache wäre, der solte glauben: es hätte sie irgend ein Weltweiser nach den Regeln, die Leibniz von einer philosophischen Sprache im Kopfe hatte, eingerichtet. Ja ich bin würklich willens mit der Zeit noch eine Metaphysik in dieser Sprache zu schreiben, welches ich beilaüfig anmerke, damit sich die gelehrte Welt darauf verlassen kan.

Von der Zeit an, da ich eine so vollkommene Kenntniß der Thiersprache erlanget habe, bin ich würklich mehr mit Thieren, als mit Menschen umgegangen. Und in der That, ich will lieber unter einer Heerde von Gänsen seyn und ihr Schnattern anhören, als in einer Gesellschaft von jungen Witzlingen sizen und gähnen. Beinahe bin ich ein Misanthrop worden, wenn man darunter eine Person versteht, die die menschlichen Gesellschaften meidet, ob sie

gleich übrigens ein Menschenfreund seyn kan. Und was soll mir auch der Umgang mit Menschen helfen? werde ich dadurch gebessert, wenn ich mitten unter einer Anzahl Gelehrten mich befinden muß, die Toback rauchen und von Donatschnitzern reden, oder sich über eine Quidditát zanken? was hilft es mir, daß ich mit dem liebenswürdigsten Frauenzimmer umgehe, wenn sie von nichts ein vernünftiges Urtheil zu fällen weiß, als von Stoffen und Spitzen? Muß ich mich nicht ärgern, wenn ich in einer Gesellschaft von starken Geistern über Spötereien und Zweideutigkeiten lachen soll, worüber mein vernünftiger Esel weinen würde? lieber gehe ich mit den Thieren um; da höre ich doch etwas Kluges. Aus Liebe aber zu meinen Mitmenschen habe ich mir die Mühe gegeben, die Unterredungen der Thiere, wiefern sie jenen lehrreich seyn können, aufzuzeichnen, und hier theile ich ihnen eine kleine Probe davon mit. Solte ich dadurch meinen Endzweck erreichen, so würde ich nie müde werden, in dieser Beschäftigung fortzufahren. Dieser aber ist würklich patriotisch. Vielleicht bringe ich es dahin, daß

daß sich die Menschen endlich einmal schämen, Menschen und unvernünftiger als die Thiere zu seyn. Der Freigeist wird einen Hund beneiden, wenn er höret, daß er vernünftiger redet, als er selbst. Hieraus wird eine Art der Nacheiferung entstehen und vielleicht werde ich das Vergnügen haben, meinen guten Freunden im Reiche der Thiere sagen zu können, daß sie es sind, die Menschen vernünftig gebildet haben.

Gespräch auf einem Kanapee zwischen einem Bologneser und einer Katze.

Neulich lies mich die Frau von Seitenheimweh zu sich bitten; ich traf eine zahlreiche Gesellschaft bei ihr an, und hofte, viel Vernünftiges zu hören. Ich fand mich in meiner Hoffnung betrogen, und um mich einigermaßen schadlos zu halten, stellte

te ich mich neben ein Kanapee, wo ich das Schooshündgen der gnädigen Frau mit ihrer Katze, welche aber keine Cyperkatze war, in einem sehr ernsthaften Gespräche antraf. Ich hörte aufmerksam zu, und weil ich ein Gelehrter bin, und folglich ein gutes Gedächtniß habe, so war mir diese ganze Unterredung, als ich wieder nach Hause kam, noch in frischem Andenken. Hier ist sie:

Mignon.

Ich bin doch würklich fast auf den jungen Herrn eifersüchtig, der dort unserer Frau gegen über sitzet. Sie thut ja beinahe so zärtlich mit ihm, als mit mir.

Murner.

Man sieht wohl, daß du noch nicht lange bei ihr in Diensten bist. Das ist ihre Mode nicht anders; sie liebäugelt mit jedem, der sie ansieht.

Mignon.

Wie schicket sich denn das aber zu ihrer Heiligkeit. Sie singt ja sonst den ganzen Tag über, wenn sie nicht mit ihrem Mägden keifet, und ausserdem redet

sie

sie ja fast mit niemand, als mit ihrem Krucifix und uns beiden.

Murner.

Du bist noch sehr unerfahren. Ich kenne sie besser. Ich habe nun eine geraume Zeit bei ihr ausgehalten, und ihre übrige Geschichte ist mir von deinem Vorfahren, einem alten Löwenhunde, erzählet worden, der von ihrer Kindheit an ihr Liebling gewesen.

Mignon.

Gieb mir doch eine Nachricht von ihr. War sie denn nicht immer so fromm?

Murner.

Davon wirst du bald urtheilen können. Ihr ganzes Leben ist erbaulich. Schon in ihrem siebenten Jahre sahe sie fast niemanden mehr an, als ihren Spiegel und etwa einen jungen Herrn, in dessen Augen sie ein vortheilhaftes Urtheil von ihrer Schönheit las. Ihr Anputz machte ihre ganze Beschäftigung aus, und ihre eigene werthe Person war der einzige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit. Ihre liebe Mama hatte sich die Mühe genommen, ihr solche hochadeliche Gesinnungen einzuprägen,

und

und man muß gestehen, daß sie an ihr eine sehr fähige Schülerin fand. Der gnädige Papa, ein alter ehrlicher Landstand, der täglich zwanzig Kannen Doppelbier verzehrte, zuweilen im Kalender las, übrigens aber sich nicht sehr um die Welt bekümmerte, ärgerte sich über diese Erziehung. Allein die Mama war überzeuget, daß sie mehr Recht auf die Tochter hatte, als er, und da er so altväterisch dachte, so fieng das Fräulein auch schon an, sich zu schämen, daß sie aus einem so altmodischen Geblüte herstammen solte. Unterdessen nahm sie nun in allen Vollkommenheiten einer Dame so zu, daß sie in ihrem zwölften Jahre schon eine Modegöttin war. Unter ihrem Fenster wimmelte es von süßen Herrn; wo sie gieng, wurde sie von dergleichen Irrwischen verfolget; man seufzte, man klagte über ihr hartes Felsenherz; immer war sie die grausame, die unerbittliche, die barbarische Schöne. Achtzig Personen haben sich aus Liebe zu ihr in die Elbe stürzen wollen; noch einmal so viel hätten sich erhänget, wenn man sie nicht von ohngefehr noch gerettet hätte. Einige

tausend aber sind wegen ihrer Grausamkeit rasend worden. In der That war sie so barbarisch nicht; ihre Frau Mama aber wuste das gute mitleidige Herz ihrer Fräulein Tochter so geheim zu halten, daß man sie bis in ihr neunzehntes Jahr für eine Jungfer hielt, ob sie gleich dieses Vorurtheil schon viermal durch augenscheinliche Beweise in aller Stille, widerleget hatte. Zu dieser Zeit wurde einer aus Liebe zu ihr so närisch, daß er sie würklich heurathete, und man muß es diesem Manne nachrühmen, daß er in einem hohen Grade geduldig gewesen, indem er sein Hauskreutz in die zwanzig Jahr willig und ohne Murren ertragen. Er war aber auch der gnädigen Frau allzuvielen Dank schuldig, da sie ihm die Ehre gab, sich nach seinem Namen zu nennen, und mit ihm zu essen, als daß er ihr nicht das kleine Vergnügen hätte gönnen sollen, mit ihm zu zanken und bei andern zu schlafen. Ich muß es ihr auch nachrühmen, daß sie bei der Leiche ihres lieben Kreutz- und Hörnerträgers beinahe sechs Thränen vergossen. Denn sie sahe ein, daß sich ihre Liebhaber mit ihrer

Ju-

Jugend entfernten, und sie hätte also nun gern einen beständigen Liebsten gehabt, der sie aller Welt zum Trotze hätte lieben müssen, er hätte mögen wollen oder nicht. Da sich nun niemand mehr die Mühe nehmen wolte, sie zu trösten; so wurde sie aus Verzweiflung fromm. Sie schmähet nun immer auf den heutigen verderbten Zustand der Welt und redet von nichts lieber, als von Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen, wobei sie fich immer der vorigen Zeiten erinnert. Sie sizt, wenn sie nicht allein ist, und nicht im Kubach lieset, oder mit uns redet, beständig am Fenster und seufzet über alles, was sie sieht. Wenn sie sich nun genug geärgert hat, so geht sie zum Krambambuli, thut einen guten Schluck, und rufet gemeiniglich dabei aus: die Welt lieget im Argen. Alsdenn ist kein Mensch vor ihr mehr sicher. Sie ist auch öfters unpaß, und neulich lag sie an einer neumodischen Saluppe ihrer Nachbarin acht Tage krank. Sie stirbt gewiß noch einmal an einer Modefarbe — die Pompadour hat ihr schon den Rest gegeben. Doch diese Dinge weist du theils schon,

und

und theils wirst du sie künftig noch erfahren

Mignon.

Ich bin erstaunt über die Schilderung, die du von ihr machest. Das wundert mich aber am meisten, daß sie mit dem jungen Herrn da so zärtlich thut. Den kenne ich von Alters her, und habe ihn bei meiner vorigen Frau öfters gesehen. Er ist der gröste Bösewicht von der Welt — Wie kann eine so fromme Frau mit ihm liebäugeln?

Murner.

Das ist ihr alles einerlei. Den Herrn aber kenne ich nicht. Wer ist er denn?

Mignon.

Seiner Profeßion nach ein Freigeist und süsser Herr, und also sehr nach der Mode. Ein alter Hund, der sein guter Freund war, hat mir gesagt, er müste keine Seele haben, und seine ganze Person wäre nichts als eine Marionette. Früh stehet er auf, trillert ein paar Arien, die sein Kanarienvogel auch kann, trinkt mit seinem Petit Kaffee, nimmt ein paar Prisen; klingelt dem Kammerdiener einigemal,

mal, läßt sich ankleiden, nimmt den Hut unter den Arm, tanzet durch die Gassen, wo er ein Ding sieht, das ihm ähnlich ist, stehet er stille und gibt einige Töne von sich, die ihm mechanisch sind, gehet nach Hause, ißt, trinkt auf eine Junkermäßige Art, schläft und stehet wieder auf. Sein ganzes Leben ist sich ähnlich; ein Tag wie der andere. Zuweilen, wenn er in Gesellschaft ist, fängt er auf einmal an, zu fluchen, oder saget einige Bonmots her, die er von seinem Vetter, einem alten abgedankten Husarenmajor geerbet hat. Ob er gleich nicht mehr dabei denkt, als sein Staar, wenn er die Vorbeigehenden Schelme und Huren heißet; so hat er sich doch dadurch in den Ruf eines starken Geistes gesetzet. Er ist deßwegen überall beliebt, und wie du siehst, hält man es für eine Schuldigkeit, zu lachen, so bald er das Maul aufthut, und nachdem man viel oder wenig lachet, nachdem ist das, was er saget, sehr oder wenig närrisch.

Murner.

Bisher haben sie immer überlaut gelachet. Ich dächte aber doch, er müste eine

Seele

Seele haben; er hat ja einen überaus schönen Kopf.

Mignon.

Daraus sieht man so viel, daß sein Kammerdiener eine haben muß. Die Puppen sind schön, nur gemeiniglich inwendig hohl — Aber wer ist denn der Schwarzrock, der dort in der Ecke sitzt, den Kopf hängt, bei jeder Tasse Kaffee, die er nimmt, gen Himmel sieht und dreimal seufzet? Er sieht ja so heilig aus, wie eine Reliquie.

Murner.

Das ist der Hofmeister des Junkers vom Hause. Sein Pudel, der mit ihm auf Universitäten gewesen, erzählte mir, daß er daselbst den liederlichsten Kerl von der Welt vorgestellet, und diese heilige Mine nur erst auf der lezten Poststation vor seiner Vaterstadt angenommen habe. Er hat sonst vollkommen, und beinahe wie ein Edelmann, saufen können; jezt aber trinkt er, wenn es andere Leute sehen, nur sehr wenig. Ich weiß nicht, was er neulich mit dem Kammermädgen in der Speisekammer machte — ich gab nicht genau Achtung, weil ich auch kein gut Gewissen hatte, da

ich mich an einem so verdächtigen Orte antreffen ließ. Wenigstens sah er mir so verstört aus, wie ich, wenn ich genascht habe. Bei der gnädigen Frau steht er fast so gut, als ich. Das macht, er kan vortreflich beten und hat eine schöne Stimme zum Singen, die er auf der Akademie ziemlich ausgeschrieen hat.

Mignon.

Der Junker wird vermuthlich unter seiner Anführung sehr fromm werden.

Murner.

Ja binnen einem Jahre wird er der gröste Bösewicht seyn, wenn dieser Hofmeister so fortfährt, ihn zu bilden. Es ist zwar das seine Absicht nicht; denn er will in der That nur einen Pedanten aus ihm machen. Allein eben durch seine tyrannische Zucht bringt er ihn auf die gottlosesten Streiche von der Welt. Siehst du nicht, wie er sich schon gewöhnet hat, sein Gesicht in die heiligen Falten zu legen? das zeiget bei einem jungen Menschen von sechzehn Jahren nichts Gutes an. Du wirst ihn schon kennen lernen.

Mignon.

Sind denn alle Leute in dieser Gesellschaft so schlimm? Der ehrwürdige Herr dort wird doch wenigstens besser seyn. Ich sehe ihn für den Gewissensrath der gnädigen Frau an.

Murner.

Das ist er auch. Seine Gesinnungen weiß ich eben nicht recht. Aber das habe ich doch gemerket, daß er sich der Seele der gnädigen Frau nicht so sehr annehmen würde, wenn sie nicht so gut für seinen Körper sorgte. Der ehrwürdige Herr muß immer die besten Bissen bekommen, und wenn er auch nicht mit ihr selbst speiset, so versorget sie doch seine Küche mit allem möglichen, und seinen Keller mit einem guten Glase Wein, um seines schwachen Magens willen. Davor aber verspricht er ihr auch alle Tage die ewige Seligkeit, und da sie neulich krank war, gab er ihr eine vortrefliche Absolution und kam nicht von ihrem Bette weg, so lange noch ein Tropfen Wein in der Bouteille war. Wie es scheint, so muß er vieles von dem jungen Freigeiste ausstehen. Er erträgt aber al-

les mit Geduld um seines hungrigen Magens willen, dem er noch diesen Abend eine gute Mahlzeit verspricht. Sonst wäre er gewiß lange fortgegangen — der ehrliche Mann — Das Frauenzimmer da möchte ich doch kennen; die hat doch noch kein Wort geredet.

Mignon.

Ich kenne sie sehr wohl, oder, weil man doch auch artig werden muß, ich habe die Ehre sie zu kennen. Sie ist die Schwester des starken Geistes mit dem schönen Kopfe, und ihr Kopf ist eben so schön und so leer, wie der seinige. Der Nachttisch ist ihr Altar, wo sie dem Pudergotte und allen Sylphen täglich die Hälfte ihrer Zeit zum süßen Geruch darbringt. Sich selbst hält sie vor eine Göttin, und glaubt, kein Sterblicher sey würdig, sie zu besitzen. Ja, wenn einmal ein Prinz käme und sich aus Liebe zu ihr erhängen wollte — Das wäre noch so eine Sache; da könte man nun wohl Mitleiden haben. Aber diese gemeinen Liebhaber, die um sie herum schwärmen, betrachtet sie als hirnlose Insekten, die nur geschaffen sind, sie zu bewundern,

und

und aus Liebe zu ihr närrisch zu seyn. Gewissermassen hat sie wohl nicht unrecht. Ob sie aber mehr Verstand hat, als ihre Liebhaber, das ist eine grose Frage: Durch die asiatische Banise, die ihr täglich Handbuch ist, wird er nun wohl nicht sehr seyn gebessert worden.

Murner.

Die asiatische Banise — was ist denn das?

Mignon.

Du wilst eine galante Katze seyn, und weist das nicht! Es giebt gewisse Menschen, die in einem hohen Grad närrisch sind, und die nicht leben können, wenn sie nicht dem Publico von den Früchten ihrer Narrheit Rechenschaft ablegen. Sie bringen daher ihre Zeit damit zu, daß sie alle ihre närrischen Einfälle aufschreiben und andern mittheilen. Daraus entstehen alsdenn asiatische Banisen (*), und es giebt hernach Leu-

(*) Hier hat der sonst gelehrte und scharfsinnige Mignon eine sehr irrige und gefährliche Meinung. So geht es aber, wenn man von Dingen reden will, die man nicht versteht. Und der Hund mit seiner Banise kommt mir eben so vor, wie unsere Philosophen mit ih-

Leute, die noch närrischer, als jene, und thöricht genug sind, diese Banisen zu lesen und zu bewundern.

Murner.

Ich sehe, daß du ein sehr gelehrter Hund bist. Da werden wohl alle, die in dieser Gesellschaft sind, solche Banisen gemacht haben, und vermuthlich der ehrwürdige Herr hier auch.

Mignon.

Wenigstens wöchentlich einmal. Was ist denn auf einmal vor ein Lerm in der Gesellschaft?

Murner.

Die gnädige Frau hat genieset.

Mignon.

Das ist wohl der Mühe werth = , Ich möchte wissen, wer der wäre, der uns da so aufmerksam zuhöret; er wird uns doch nicht verstehen.

Murner.

Ach — was wolte der — das ist ein —

Nein,

ren Monaden, möglichen Welten, Geistern, merkurialischen Zwergen und saturnischen Riesen --

Nein, das wäre thöricht, wenn ich meine eigene Schande entdecken solte — kein Wort mehr — Sie wuste würklich meine ganze Geschichte — die böse Katze.

Gespräch in einer Kirchmauer zwischen einer Maus und Fledermaus.

Vor einigen Wochen starb ein berühmter Kauf- und Handelsmann allhier. Weil er viel Geld hinterlies, so war er sehr selig und man gab sich erstaunende Mühe, um ihn zu weinen. Damit nun ein recht allgemeines Zetergeschrei entstehen möchte, so hatte man alle angesehene Personen beiderlei Geschlechts zusammen gebeten, ihm die lezte Ehre zu erweisen. Ich muß hier im Vorbeigehen anmerken, daß ich, ohne

Ruhm zu melden, eine sehr angesehene Person bin, und daher wurde ich auch zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Weil wir alle bei unserem Eintritt in das Leichenhaus entsetzlich zu weinen anfiengen, so wurden uns gleich nach abgestattetem Glükwunsch, oder Kondolenz, einige Erfrischungen vorgesetzet — denn wir solten noch gar viel weinen, und wer wolte das so trocken in die Länge ausstehen? Was weiter vorgieng, will ich eben nicht erzählen, weil dergleichen Cärimonien schon bekant sind. Ich müste viel zu thun haben, wenn ich alle die Musen nennen wolte, die sich, in Boi gehüllt, auf den Pegasus sezten und neben dem Leichenwagen her trottirten. Genug wir kamen unter vielen Thränen in die Kirche — Ein Redner trat auf und machte den Verlust dieses großen Mannes so beweglich, daß ich vor Jammer ganz schläfrig wurde, und ich wäre gewis eingeschlafen, wenn ich nicht hinter mir in einer Ritze der Kirchmauer einige Stimmen gehöret hätte, die mir bekant schienen, und von denen ich mir einigen Trost bei dieser traurigen Bege-

ben-

benheit versprach. Eine Maus war mit ihrer Muhme einer Fledermaus, so sehr sie sich sonst immer zanken, vor diesesmal in einem freundschaftlichen Gespräche begriffen. Geschwind zog ich meine Schreibtafel heraus, und da mein Nachbar glaubte, ich wolte die schönen Stellen unsers Redners anmerken, der so eben mit der hochedlen Asche des Seligen redete und Rosen auf sein Grab streuete; so schrieb ich vielmehr folgende Unterredung auf.

Die Maus.

Aber Frau Muhme, es muß doch ein vornehmer Herr gestorben seyn; es weint ja alles um ihn.

Die Fledermaus.

Ob ich gleich sonst am Tage nicht viel sehen kan, so habe ich doch wahrgenommen, daß sogar den Pferden sein Todesfall sehr nahe gehen muß. Sie giengen ja so kläglich, als wenn sie in vier Wochen keinen Hafer gesehen, und schienen mir viel betrübter, als der Sohn des Verstorbenen. Aber sage mir doch, was alle die Cärimonien bedeuten sollen; du bist ja länger in

der Kirche gewesen als ich, und must also dergleichen Dinge besser verstehen.

Die Maus.

Ja, ich will dir alles erklären, wenn du mir versprichst, künftig gute Freundschaft zu halten.

Die Fledermaus.

Das will ich thun. Fange nur an.

Die Maus.

Eine alte arme Kirchmaus, die viele Jahre hier gewohnet, und die sogar die menschliche Sprache verstund, hat mir viel merkwürdige Dinge erzählet. Zuerst must du merken, daß es einmal unter den Menschen eingeführet ist, zu weinen, wenn jemand stirbt.

Die Fledermaus.

Können denn die Menschen weinen, wenn sie wollen?

Die Maus.

Ich glaube doch; denn die Betrübnis kan umöglich allemal Ursach an ihren Thränen seyn. Das ist aber artig, daß sie auch weinen müssen, daß es die Leute sehen, und eben deßwegen stellen sie diese

Feier-

Feierlichkeiten bei ihren Leichen an, damit sie nur recht öffentlich weinen können.

Die Fledermaus.

Aber warum ziehen sie denn allemal schwarze Kleider an, wenn sie weinen?

Die Maus.

Eigentlich weis ich die Ursache davon nicht. Meine alte Muhme sagte, sie thäten es deswegen, daß auch die Kinder weinen solten, denn diese fürchten sich sehr vor dem Teufel, den sie für einen schwarzen Mann halten, und heulen allemal, wenn sie an ihn denken. Wenn sie nun so viel schwarzgekleidete Leute sehen, so glauben sie, unter lauter Teufeln zu seyn, und fangen daher an, bitterlich zu weinen.

Die Fledermaus

Nun sage mir, wenn du wilst, alles, was vorgeht, wenn ein Mensch stirbt.

Die Maus.

Ganz gerne. So bald einer verschieden ist, so läuft gewiß allezeit sein nächster Erbe nach den Kisten des Seligen und untersucht die Wichtigkeit seiner Verlas-

sen-

senschaft. Nachdem diese nun gros, oder klein ist, nachdem wird eine grosse oder kleine Trauer beschlossen. Unterdessen kommt ein gewisses Weib, die sich davon nähret, und wäscht den hochedelgebornen Leichnam noch zu guter lezt einmal ab; Barbier und Peruquenmacher müssen auch ihre Dienste verrichten.

Die Fledermaus.

Wozu ist denn das nöthig?

Die Maus.

Ei wer wolte wohl so unhöflich seyn, mit ungewaschenen Händen, barbarischen Barte und verstörten Haaren im Reiche der Würmer seine Aufwartung zu machen? — Damit nun der Selige mit Ehren durch die Unterwelt kommen kan, so wird er auf das prächtigste ausgepußet. Man leget ihn in einen schönen, ausgeschlagenen Sarg, auf ein kostbares Küssen, und träget Sorge, daß er ja weich liege, und nicht etwa wieder aufwache. Nun stellt man ihn zur Schau aus. Das ganze Haus erscheint in tiefem Leide, die Wände hüllen sich in Flöre, die Mägde aber sitzen hin-

ter

ter dem Sarge und weinen, und freuen sich über ihre Trauer. Eine grosse Menge Lichter machen die Thränen der Umstehenden sichtbar —

Die Fledermaus.

Empfindet denn der Todte etwas von der Ehre, die man ihm erzeiget?

Die Maus.

Ich weiß nicht. Wenigstens stellet er sich so, als fühlte er nichts davon. Unterdessen hat, wie sich die menschlichen Dichter ausdrücken, Fama den Tod eines so vornehmen Mannes durch alle Gassen der Stadt ausgeposaunet, oder thierischer zu reden, der Leichenbitter hat allen angesehenen Personen die Nachricht überbracht, daß Herr N. N. durch den Tod des Herrn N. N. in die glücklichsten Umstände versetzet worden, und daß er morgen sein Glück durch die feierliche Beerdigung seines Erblassers versiegeln wolle. Die ganze Stadt wird durch diese Nachricht in Bewegung gesetzt.

Die Fledermaus.

Was geht es denn die Stadt an?

Die

Die Maus.

Diese gewinnt gar viel dabei. Ein solcher Todesfall ist für die Handwerker und den Kaufmann eben so einträglich; als für die Priester und Leviten. Der Parnaß und die Accise haben auch keinen Schaden dabei. Ein jeder Meistersänger spitzet jezt seinen Kiel, er tunket ihn in Thränen, das Musenpferd wird gesattelt, und mancher begeisterte Leiermann reitet und leiert dem Seligen bis in die Elisäischen Felder nach, wenn er nur glaubet, daß ihm sein Ritt gut werde bezahlet werden. Seine Ehrwürden der Herr Pastor sind anjezt eben so geschäftig. Alle Leichenpredigten von zweihundert Jahren her werden hervorgesucht, und daraus ein Quodlibet zusammen gesetzet, das ohngefehr einen Dukaten werth ist. Ich habe einmal in der Studirstube eines Geistlichen gewohnet, der einen ganzen Schrank voll fertiger Leichenpredigten in Vorrath hatte, die alle nach ihrem verschiedenen Werthe in verschiedene Fächer vertheilet waren, an deren jedem der nächste Preiß angeschrieben stund, und

dies sah beinahe aus, wie der Laden eines Materialisten (*). Der Küster, oder ein anderer ehrlicher Mann macht sich zu einer Aufforderungsrede gefaßt und ein Kandidat des heiligen Predigtamts erschöpfet alle Schätze der Homilie, um eine schöne, politische und sinnreiche Parentation zusammen zu stoppeln.

Die Fledermaus.

Sind das nicht Anstalten! was wird denn endlich daraus?

Die

(*) Ich stelle mir diese homiletische Bude ohngefähr so vor:

Leichenpredigten
Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden.

extra fein a 3 Ducaten	ausländische Waare für große Wohlthäter.	wohlseelig a 2 Ducaten	seelig a 1 Ducaten
ziemlich selig a 1 Ducaton	vielleicht seelig a 1 Thaler	loben kan ich ihn nicht schelten mag ich ihn nicht a 1 Gulden	verlegene Waare um Gottes willen.

Die Maus.

Nun bricht der thränenvolle Tag an. Die zur Leiche gebetenen versammeln sich; die Kondolenzen werden angenommen, welches aber Komplimente sind, die niemand versteht, als ein Kunstrichter, der sich in die Zweideutigkeiten und Wortspiele einer Sprache zu finden weiß. Die Dichter drängen sich nun mit ihren Waaren in das Leichenhaus ein — In der That, der Todte müste sich schämen, wenn er sehen und hören solte, was diese Leute aus ihm machen. Ei nun! bekommen sie doch ihre Mühe bezahlt. Nachdem nun die Komplimente und Thränen aufgehöret haben, so tröstet man sich in seinem Herzeleid durch einige Erfrischungen. Und nun kommt eine lange Proceßion, den Todten abzuholen, und fängt vor dem Leichenhause ein solches Geschrei an, daß gewiß zuweilen den Erben angst und bange wird, der Todte mögte wieder zu sich selbst kommen. Endlich geht der Leichenzug an, und nun müssen sich alle, die etwas von dem Verstorbenen erben, in eine sehr klägliche Verfassung setzen, und ganz im Jammer ver-

senket

senket hinter der Leiche her zittern. Man kommt zur Kirche; man höret den Verstorbenen auf eine erstaunende Art loben — und würklich ein ruhmbegieriger Mensch darf nur sterben. — Die Kirche ist aus, man geht nach Hause, beschließt diesen schwarzen Tag mit einer guten Mahlzeit, und läßt die Gläser auf die ewige Gesundheit des Seeligen wacker herum gehen — Siehe, das ist die ganze Beschreibung von der lezten Ehre der Menschen.

Die Fledermaus.

Verstehst du denn die menschliche Sprache?

Die Maus.

Ein wenig.

Die Fledermaus.

Ei sage mir doch, was der schwarze Mann da oben redet.

Die Maus.

Er thut nichts, als daß er den Verstorbenen lobet — und er soll auch ein guter Mann und großer Priesterfreund gewesen seyn — Jezt tröstet er die Hinterbliebenen.

Die Fledermaus.

Wer ist denn der dort, der so entsetzlich kläglich thut?

Die Maus.

Das ist der Enkel des Seeligen, der längst gerne — — —

Ich wolte weiter schreiben; allein auf einmal beschloß der Pastor seine Predigt mit einer so rührenden Grabschrift, daß ich vor Empfindung den Bleistift in die Kirche fallen lies — Mein Nachbar, welcher glaubte, ich wolte die Grabschrift nachschreiben, tröstete mich, mit dem Versprechen, mir solche zu verschaffen. Ich muß meine Leser um Verzeihung bitten, daß ich ihnen an statt der vernünftigen Reden der Thiere eine sehr ⸗ ⸗ ⸗ Grabschrift eines Menschen vorlege.

Steh stille Wanderer! der Marmor wird
dir sagen
Den Mann, den Stadt und Land, den Pfarr
und Küster klagen.
Er war ein Priesterfreund, und that der
Kirche wohl;
Deswegen lebte er, und starb auch, wie
man soll.

Wilst

Wilst du dereinst, wie er, zum Sternensaale steigen,
Mein lieber Wanderer, geh hin, und thu desgleichen.

Gespräch in der Studierstube eines Kunstrichters zwischen einer Spinne und einer Made.

Bei meiner Anwesenheit in Amsterdam, wolte ich auch dem berühmten Olaus Mannbur, dem grösten Kunstrichter seiner Zeit, meine kritische Aufwartung machen. Ich wunderte mich sehr, da ich in seinem Hause gar nicht die sonst in Holland gewöhnliche Reinlichkeit antraf. Ich wolte mich melden lassen; man sagte mir aber, es wäre nicht nöthig. Ich klopfte also gerade an seine Studierstube, und da ich einigemal vergeblich geklopfet hatte, so wurde

ich ungeduldig und gieng ohne Komplimente hinein. Ich wuste gewiß, daß mein Mann in der Stube war, gleichwohl konte ich ihn nicht finden. Ich sahe nichts als Bücher, alte Pergamente, einige Urnen, die in der ordentlichsten Unordnung, mit verschiedenen Brandteweinsbullen vermenget, theils auf dem Tische stunden, theils in der Stube herumlagen. Ich guckte in alle Urnen, ob etwa dieser grose Gelehrte in einer sitzen möchte, und er war nirgends anzutreffen. Endlich gieng ich einem Geräusche nach, welches mir so vorkam, wie das Nagen einer Maus, und siehe! da entdeckte ich meinen Kunstrichter in einer Ecke, hinter einem Haufen von Handschriften, ganz mit Spinnewebe zugesponnen. Das Geräusch, das ich gehört hatte, erregte er dadurch, daß er eine Feder sehr kritisch zernagte. So bald ich ihn erblickte, machte ich ihm einige sehr tiefe Reverenze; ich fieng an, mich auf das demüthigste zu entschuldigen — aber er blieb immer in dem Zustande, den einige Chinesische Philosophen vor den lezten Zweck des Menschen halten. Ich gerieth auf den

Ein-

Einfall, er verstünde etwa kein Deutsch, und redete also nach einander Holländisch, Französisch, Welsch, Englisch, und ich weiß nicht, was mehr. Endlich traf ich den rechten Punkt — Vir celeberrime, sagte ich, si quid in me est ingenii, quod sentio, quam sit exiguum — sogleich kam er zu sich selber — Si vales, bene est, antwortete er, und den Augenblick ergrif er ein Brandteweinglas, das neben ihm stund, that einen guten Zug, und auf einmal verfiel er wieder in seinen Tiefsinn. — Da ich mit diesem Manne nichts anfangen konnte, so gieng ich in seiner Studierstube herum, in der Absicht, einige Bücher kennen zu lernen, und bei dieser Gelegenheit hörte ich folgendes Gespräch:

Die Spinne.

Ich wenigstens wünsche mir keine bessere Wohnung. Nimm du dich nur in Acht und zernage unserm Herrn Hauswirth seine alten Handschriften nicht —

Die Made.

Ei dadurch erzeige ich ihm einen großen Gefallen — Siehest du denn nicht, daß er

keine andere Schriften brauchen kan, als durchfressene?

Die Spinne.

Ich möchte aber doch würklich wissen, was er mit den alten Pergamenten machte — Ich habe mir einmal sagen lassen, die Menschen hätten einen gewissen Vorzug unter sich, der auf alten Pergamenten beruhete — Je älter diese wären, desto vornehmer wäre der Mann — Ich weiß nicht, was auf solchen Pergamenten stehen muß. Vielleicht aber sind diese dergleichen, die unser Wirth besitzet, und er ist also wohl ein vornehmer Mann.

Die Made.

Du irrest. Das muß ich besser wissen, da ich mich ja Tag und Nacht mit diesen Alterthümern beschäftige. Ich behaupte fast, daß ich und mein Wirth viel ähnliches haben — Er ist nichts anders, als eine menschliche Papiermade und ich ein thierischer Kunstrichter.

Die Spinne.

Sage mir aber doch, was die Papiere und Pergamente eigentlich vorstellen?

Die Made.

Gleich. Siehe, ein Kunstrichter ist ein solches Ding, welches beständig etwas zu nagen haben muß. Das ist aber ein besonderer Geschmack, den diese Leute haben, daß sie nichts benagen, was noch neu ist, ihre Schreibfedern ausgenommen. Man hat ihnen daher seit vielen Jahrhunderten alle Excremente ihrer Vorfahren aufgehoben. Diese sind auf den Pergamenten enthalten, und da nagen sie daran.

Die Spinne.

Die Leute sollen aber entsezlich schimpfen können?

Die Made.

Eigentlich ist es nicht geschimpfet. Sondern es ist unter ihnen gebräuchlich, daß, wenn sie sehr viel aus ihren Pergamenten zusammengenaget und solches verdauet, oder, wie sie reden, in succum et sanguinem verwandelt haben, sie hernach den übrigen Unrath durch einen natürlichen Auswurf wieder von sich geben, und entweder einander selbst, oder den ersten den besten, der sie etwa nicht ruhig will nagen lassen, damit beschmeißen.

Die Spinne.

Da giebt es ja wohl ganze Sammlungen solcher Auswürfe.

Die Made.

O Ja! aber unter verschiedenen Namen, die du schwerlich alle verstehen wirst. Sie werden genennet commentarii, notæ variorum, Thesauri, opera u. s. w.

Die Spinne.

Was fangen denn aber die Leute mit diesen Dingen an?

Die Made.

Einige kaufen sie blos zur Rarität und stellen sie in gewisse Kabineter zur Schau, wie man etwa die Excremente der Indianischen Thiere aufweiset. Andere aber verschlingen sie mit großer Begierde als ein bewährtes Mittel wider die Vernunft. Denn überhaupt sind diese Leute, wie die Hunde, sie fressen einander ihre Excremente vor der Nase weg. Dabei wird auch in den Läden der Materialisten und Käsekrämer vieles verbrauchet.

Die Spinne.

Was haben denn aber diese Leute — Wie heißen sie?

Die Made.

Kunstrichter.

Die Spinne.

Ja Kunstrichter — Was haben denn diese für eine Religion?

Die Made.

Die Lateinische.

Die Spinne.

Von dieser Religion habe ich doch noch niemals etwas gehöret.

Die Made.

Sie ist auch ein besonderer Vorzug der Kunstrichter. Sie haben besondere Götter und Halbgötter, die sie immer in ihren Schriften verehren — Da heist es: divus Schmierfacſius — ὁ πάνυ Scriblerus — Ihr vornehmster Gott aber soll Cicero heißen — An die Religion, die andere ehrliche Leute haben, denken sie nicht viel.

Die Spinne.

Das hätte ich doch nicht gedacht, daß unser Wirth ein so gelehrter Mann wäre. Ist es denn schon lange, daß er so gelehrt ist?

Die Made.

Noch nicht gar zu lange. Sein Vater war ein Matrose und der Sohn hatte auch schon eine Reise nach Indien als Schiffsjunge glücklich zurückgeleget. Nach der Zeit starb ein Vetter, der ein großer Kunstrichter war, und hinterlies dem Vater unseres Wirths seinen ganzen Schatz von Pergamenten und Papieren. Dieser hätte ihn gerne verkaufet; weil er es aber nicht mit Vortheil thun konte, so entschloß er sich, damit ein solches Feld nicht unbebauet bleiben möge, seinen Matrosenstand fahren zu lassen und ein Kunstrichter zu werden. Er hatte alle hierzu nöthige Talente, breite Schultern, starke Fäuste, ein wildes barbarisches Ansehen, wenig Vernunft und eine große innere Stärke in der Kraft seiner Zunge, zu schimpfen. Er soff sich in Brandtewein aus Verdruß zu Tode, weil man ihn nicht für den Fürsten der Kunstrichter halten wolte. Sein einziger Sohn unser Wirth war der Erbe seiner Schriften, seiner Brandteweinbulle und aller andern kunstrichterlichen Tugenden.

Die Spinne.

Ich habe einmal bei einem Manne gewohnet, der mit diesem viel Aehnliches hatte; er war aber doch kein Kunstrichter.

Die Made.

Also wird er vermuthlich ein Philosoph gewesen seyn?

Die Spinne.

Recht, recht! Ein Philosoph — Alte Handschriften hatte er nicht; aber desto mehr gedruckte Bücher, die er aber wenig las. Denn er sas beinahe den ganzen Tag in seinem Grosvater, den Finger an der Nase, und rauchte Toback — Zuweilen sprang er unvermuthet auf, hüpfte vor Freuden und schrieb etwas nieder — Zuweilen stampfte er auch vor Zorn — Warum, weis ich nicht. Dabei trank er täglich vier und zwanzig Kannen Bier und as nach Proportion; starb aber endlich an einer unmittelbaren Folge, ich weiß nicht, was das vor eine Krankheit ist.

Die Made.

Wir Kunstrichter wissen es wohl. Sie ist — — —

Aus Versehen stieß ich mit dem Fusse an eine Scherbe, die ich vor den kritischen Kammertopf Sr. kunstrichterlichen Excellenz ansahe — aber ach leider — wehe mir! Es war eine Urne und sie zerbrach. Auf einmal kam mein Kunstrichter zu sich selbst — — — Quo usque tandem, du Schurke, rief er, meine beste, rarste, älteste Urne — ex ſeculo ſexto ab vrbe condita — Conſulibus — Conſulibus — — ach! memoria eſt labilis — — Dii Deæque te perdant! Du Schurke! — — Acheronta mouebo — — zugleich hob er zwei große, entsetzliche, kritische Fäuste auf, und — mein Glück war es, daß er eben über einen Stoß von Tagebüchern hinweg fiel, da er mich die Schwere seiner handgreiflichen Kritik wolte fühlen lassen. Vor Schrecken entfuhren mir die Worte: procumbit humi bos — Ich lief, und da ich schon an der Ecke der Straße war, hörte ich ihn noch immer rufen: exceſſit, euaſit, erupit — — —

Plau-

Plaudereien eines Papageies am Fenster.

Ein Papagei ist beinahe so gesprächig, wie ein süßer Herr mit seiner Dose, ein Frauenzimmer hinter dem Spinnrade und ein junger Magister der freien Künste auf dem Katheder. Nur ist der Unterschied, daß seine meisten Reden noch ganz vernünftig sind. Neulich war ich allein in einem Zimmer, wo ein Papagei am Fenster hieng. Er hatte eine Mücke in seinen Klauen, der er mit der Mine eines Autors, der gern vorlesen will, drohte, sie zu zerreissen, wenn sie ihm nicht eine ganze Stunde geduldig zuhören wolte. Da ich öfters in gleichen Umständen gewesen war, wie die Mücke; so gieng mir ihr Zustand würklich nahe. Ich suchte also Schiedsrichter zu werden, und der Friede wurde auf diese Bedingungen gemacht:

I.

I. Die Mücke verspricht, dem Papageien eine halbe Stunde aufmerksam zuzuhören;

II. Der Papagei verspricht, nicht von sich selbst zu reden;

III. keine Unwahrheiten, und

IV. keine Kleinigkeiten vorzubringen.

Unter diesen Bedingungen versprach auch ich mit zuzuhören, welches er sich vor eine große Ehre schäzte, und der Schwätzer fieng sogleich an:

Sehen sie den prächtigen Wagen, der da herfähret? Wissen sie aber auch, wer darinnen sitzet? Ein ganz frischer Edelmann, dessen Verdienste erst vor drei Tagen für Geld und gute Worte durch ein Pergament belohnet worden. Sein Grosvater war ein ehrlicher Sackträger allhier. Er ersparte sich einiges Geld, und fieng einen kleinen Kram mit Schwefel und Kühnrus an. Durch seine Geschicklichkeit brachte er es so weit, daß er seinen Sohn die Handlung lernen lassen, und ihm einen wohlversehenen Laden kaufen konte. Dieser handelte nun, und durch einige Bankerote stieg er so hoch, daß er in kurzem der an-

ge-

gesehenste Kaufmann hier wurde. Er hat zwei Kinder hinterlassen. Die Tochter hat sich in eine vornehme Familie eingeheurathet, die einigermaßen in schlechte Umstände gekommen war, und also ihr Geld brauchte. Der Herr Sohn aber hat sich nun ein Papier voll Ahnen gekaufet, und das wird auch das einzige seyn, was er nach zwanzig Jahren von seinem Vermögen übrig haben wird.

Sehen sie den Herrn Pastor mit seiner jungen Frau? wie sie so zärtlich thun! wissen sie wohl, wie es mit dieser Heurath zugegangen. Die Ehen werden im Himmel gestiftet, und diese war in einem Nachmittag ganz und gar fertig. Das machte, die Jungfer Braut hatte zwölf hundert Thaler baares Geld, schönen Hausrath und Wäsche — und das ist doch schon etwas Ansehnliches für einen Diener des göttlichen Worts auf dem Lande. Ihr war auch damit gedienet, daß sie mit Ehren unter die Haube kam. Denn die Welt ist schlimm, und die Leute hatten sie im Verdacht, als wäre sie schon mit einem Unterofficier eines Freibatallions in einer sehr

frucht-

fruchtbaren Bekanntschaft gewesen. Unterdessen leben doch diese beiden Leute noch recht gut mit einander, ob sie gleich beinahe schon acht Tage zusammen sind.

Was halten sie von dem Kandidaten, der da so heilig und gelehrt einhertritt? Er ist kaum anderthalb Jahr von der Universität weg, und ist schon so gelehrt. Er steht in einem starken Briefwechsel nach Engelland, und wird mit ehesten eine Sammlung von anakreontischen Oden in Arabischer Sprache herausgeben. Er predigt vortreflich und alles aus dem Grundtext; deswegen loben ihn auch die Bauern so, weil sie ihn nicht verstehen.

Sieht der junge Magister nicht recht altklug aus, der da mit ihm gehet? Vorgestern hat er erst die höchste Würde in der Weltweisheit erhalten. Gestern hat er schon eine Streitschrift wider alle Philosophen vertheidiget, und heute geht er überall herum, und suchet einen Verleger zu einem ganz nagelneuen philosophischen Lehrgebäude, worinnen, wie er selbst saget, alles das widerleget wird, was man insgemein glaubet.

Wie

Wie kommt Ihnen die ehrwürdige Matrone vor, die eben vorbei gieng? Ich will Sie Ihnen kennen lernen. In ihrer Jugend war sie sehr Mode, und viele jezt ganz vernünftige Leute haben sich sonst ihrentwegen ermorden wollen. Das fället nun jezt ohnedem weg; aber sie hat die Kunst verstanden, sich auf eine andere Art nothwendig zu machen. Sie ist ein lebendiger Intelligenzzettel. Den ganzen Tag geht sie in der Stadt herum, erzählet und läst sich erzählen, und man liebkoset ihr überall, weil man wohl weiß, das sie schaden kan. Sie hat ein ausführliches Register von allen Seufzern der Verliebten, und von allen Küssen, welche von der und der, dem und dem durch das Fenster zugeworfen worden. Die Ehen werden nicht mehr im Himmel, sondern bei ihr geschlossen. Sie weiß auf das genaueste, wie viel ein jedes Mädchen Geld und Wäsche hat, wie vielmal sie schon verreiset ist, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. Kurz, wenn man ihren Mund statt der Posaune will gelten lassen, so ist sie die leibhaftige Fama.

Wissen Sie, warum sie den Herrn da anredet? Der ist ein guter Kundmann von ihr. Er geht schon seit vierzehn Jahren auf Freiersfüßen, und es hat sich noch immer nicht schicken wollen. Er ist weder reich, noch schön, noch klug, und will dennoch eine reiche, schöne kluge Frau haben — Wie kan er das verlangen? Eine schöne und reiche könte er wohl bekommen, aber eine kluge nimmt ihn gewiß nicht.

* * *

Das Plaudern dieses losen Vogels war mir schon längst verdrüßlich gewesen. Ich empfahl mich ihm ganz kaltsinnig, und gieng auf die Frau Fama zu, von der er geredet hatte. Jezt werde ich doch etwas bessers hören, als Papageienreden. Sie merkte sogleich aus meiner geheimnißvollen Mine, daß ich ihr etwas zu sagen hatte — „Kan ich ihnen womit dienen?

Der Autor.

O reden sie von keinen Diensten — einen Gefallen könten sie mir wohl thun.

Frau Fama.

Von Herzen gern und wie denn?

Der

Der Autor.

Wenn Sie eine Tasse Kaffe mit mir trinken wolten.

Frau Fama.

Ich werde so frei seyn.

Sie geht also mit mir nach Hause, und wie freue ich mich auf diesen Kaffee! wie lehrreich wird der mir seyn!

Der Autor.

Nehmen Sie Platz!

Frau Fama.

(nach vielen Komplimenten)

Ohne Komplimente. Ihre Dienerin. Es ist doch heute recht artig Wetter. Herr Ziegenbock hat es recht gut getroffen. Der ist heute mit seiner Liebsten spazieren gefahren. Er hatte den fleischfarbenen Sommerrock mit Golde an, und ein paar Strümpfe von einem ganz neuen Muster. Sie trug das grüne Amazonenhabit, und die Frisur war à la Pompadour. Die lieben Leutchen habe ich auch zusammen gebracht. Das wäre was für Sie gewesen —

Der Autor.

Ja, wenn ich einmal meine Frau einbüssen solte —

Frau Fama.

Ja, es ist wahr, nehmen Sie es mir nicht übel — ich dachte nicht daran, daß Sie schon verheurathet sind — Unser eins hat immer den Kopf so voll. Wie befinden sich denn die Frau Liebste?

Der Autor.

Sie ist unpaß.

Frau Fama.

Ach das bedaure ich — der liebe Gott wird ja helfen — Man hat doch immer sein Hauskreuz —

Der Autor.

Ja wohl!

Frau Fama.

Da ist unsere Frau Pastorin, die ist auch beständig krank; die arme Frau — Er spricht immer, es wäre Verstellung, und sie wäre nicht eher krank, als wenn sie solte in die Kirche gehen, oder wenn etwa eine Kaufmannsfrau ein neu Kleid an hätte. Aber der Mann ist auch gar zu ungeduldig — die Heurath habe ich auch gemacht. Ja nun — der Mensch denkts, Gott lenkts —

Jezt konte ich es nicht mehr ausstehen, und ich bereute es wohl hundertmal, daß

ich

ich nicht bei meinem Papagei geblieben war. Zu allem Glück hatte ich noch den Einfall, daß ich der Frau Fama den Vorschlag that, meine Frau auf ihrem Kranken- und gebe Gott! Sterbebette, zu besuchen. Sie war hierzu willig, und Himmel — welch ein Geschrei erhob sich, da sie in das Zimmer meiner Frau trat. Ich erschrak in der That über alle Komplimente, die gemacht wurden. Meine Frau entschuldigte sich, daß sie krank und Frau Fama, daß sie gesund war. Diese that zugleich die innigsten Wünsche, um die Wiederherstellung der Patientin, und das einzige ist noch mein Trost, daß ich glaube, ihr Gebet gieng nicht von Herzen, und wird also nichts Uebels nach sich ziehen. Ich gieng zum Hause hinaus und hörte noch immer rufen: Setzen Sie sich, ich bitte, bemühen Sie sich nicht u. s. w. Wie der Besuch weiter abgelaufen ist, weiß ich nicht; das weiß ich, daß meine Frau, da ich wieder nach Hause kam, weit kränker war als zuvor. Frau Fama ist doch also eine nützliche Frau.

* * *

Lied eines Kanarienvogels.

Ein Kanarienvogel ist der gröste Spottvogel von der Welt. Alle seine Lieder sind anakreontische Oden, oder Dithyramben, in welchen die boshaftesten satyrischen Züge enthalten sind. Ich habe einen, dem ich nur ein Stück Zucker geben, oder ihn nur einmal in Tokaier baden darf, um seine Muse zu begeistern. Er singt von Wein und Liebe so lebhaft, als irgend ein Poet im fünften Stockwerke, der sich beim Kofentkruge und einer Oellampe in Burgunder berauschet und den alabasternen Hals der schönen Rosamunde besinget. Hier ist eine kleine Probe seiner Poesie, und ich hoffe, es bald dadurch so weit zu bringen, daß ich einen Band seiner Gedichte auf Vorschuß kan drucken lassen, welchen er mir alsdenn zur Erkenntlichkeit nothwendig zueignen und mich seinen grösten Mäcen nennen muß — So werde ich doch auch berühmt.

Wenn

Wenn fern vom Vogelheere,
Ich Mensch und Dichter wäre,
So wär ich auch ein Thor.
Ich nähm, wenn ich auch solte,
Nicht eine Welt von Golde
Und würd ein Mensch davor.

Das wär mir viel zu wenig,
Wenn ich Monarch und König
Und Held und Sieger wär —
Was helfen hohe Dinge?
Ich bin mir, wenn ich singe,
Mehr als Eroberer.

Gezogen von acht Rossen,
Siegprangt ich in Karossen
Und säße auf dem Thron —
Ich lache nur darüber;
Die Flügel sind mir lieber,
Als Roß und Phaeton.

Ich säs auf Sammt und Seide
Im reichen Feierkleide
Und Damen um mich her —
Seh ich aus meinem Kerker
Die Sie im nahen Erker
Dann bin ich glücklicher.

Vielleicht sucht ich, in Schriften
Ein Denkmal mir zu stiften
Und schriebe Riese voll —
Das ist mir zu geringe;
Wenn ich als Vogel singe,
Bin ich mir selbst Apoll.

Ich hätte wohl Dukaten
Und legte Myriaden
In meine Kisten hin —
Was hilft das Geld in Kisten?
Hab ich doch Platz, zu nisten?
Hanf, wenn ich hungrig bin.

Könnt ich nur freier fliegen,
Wie meine Brüder fliegen —
Wie nähm das Glück mich ein!
Doch will ich mehr verlangen,
Ein Vogel und gefangen,
Als frei und Mensch zu sein.

Ende

der Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere.

II.

Eines Kunstrichters Abhandlung von Wortspielen

— — — pueri puerilia tractant.

Insani sanus nomen ferat; æquus iniqui.

Horatius.

Eines Kunstrichters
Abhandlung
von Wortspielen.

Die Welt ist gar nicht mehr diejenige, die sie vor einigen hundert Jahren war. Zu dieser Zeit konte doch noch ein ehrlicher Kunstrichter von seiner Kritik leben. Diese vortrefliche Wissenschaft wurde geehret, und ihre Lehrer hatten immer den obersten Platz unter den Weisen. Allein heut zu Tage giebt man uns kaum noch das liebe Brod, von der Ehre gar nicht zu reden. So verderbt ist der Geschmack unsers Jahrhunderts; Der Verfall der Wissenschaften ist vor der Thür; die Epoche der Barbarei nähert sich, und vielleicht ist sie schon da —

Ich bin, ohne Ruhm zu melden, aus einer sehr kritischen Familie; von meinem

Urgrosvater an bis auf meine Wenigkeit hat sie lauter Kunstrichter hervorgebracht. Denn man muß wissen, daß die Kritik eine wahre Erbkrankheit ist; wenn sie einmal in eine Familie kömmt, so pflanzet sie sich gewiß darinnen fort, so lange die Papiere ihres ersten Anherrn dauern. Schon zu der Zeit meines Urgrosvaters, des ersten unter meinen kritischen Ahnen, wolte man die Verdienste eines Kunstrichters nicht recht mehr einsehen. Er sas, suchte Varianten, machte Noten, sammelte Schnitzer, hungerte und starb. Was er für einen Schatz von gelehrten Handschriften und Kritiken hinterlassen habe, kan man daraus begreifen, weil wir alle, von meinen Grosvater an, bis auf mich, lauter überaus fleißige Leute, dadurch in den Besitz der Autorschaft gesetzet worden, und diese Quelle ist noch immer nicht erschöpfet. Für meine arme Kinder bin ich freilich etwas besorgt, denn ich habe so arbeitsame Finger, daß ich ihnen gewiß nicht viel von unserm Fideicommiß mehr übrig lassen werde — Vielleicht aber heurathen sie sich in eine an-

dere

dere kritische Familie, so ist ihnen doch auch geholfen.

Mein Grosvater war erst im Spanischen Successionskriege Reitknecht; hierauf durch die Verlassenschaft seines Vetters mit Gottes Hülfe ein Kritikus und starb bald hernach an Blähungen. Mein Vater verewigte sich durch einige Phraseologien und ein Cornu copiæ; starb aber dem ohngeachtet in der grossen Theurung vor zwei Jahren. Nun ist die Reihe an mir. Mein Hunger und meine andern Talente zur Kritik sind unvergleichlich, und ich kan zum wenigsten zwanzig Ries schreiben, ehe sie sich abnutzen. Heute will ich also den Anfang machen. Ich suche in meiner Goldgrube, in den Handschriften meines Urgrosvaters herum und siehe da — Hier ist eine vortrefliche Abhandlung von Wortspielen — ich schreibe sie ab — Vielleicht bescheret mir der Himmel um meines schwachen Magens willen einen Verleger — so ist der Autor fertig.

Beiläufig muß ich das noch anmerken, daß mein Urgrosvater kritischen Andenkens nicht nur ein Kunstrichter, sondern leider

auch

auch ein Philosoph war — Nunc ad Rhombum.

* * *

Cicero, der gröste Kunstrichter seiner Zeit, saget sehr schön, die Erklärung der Sache, wovon die Rede ist, müsse das erste in allen unsern gelehrten Untersuchungen seyn. Da ich nun von Wortspielen reden will, so muß ich zuerst erklären, was eigentlich ein Wortspiel ist. Ein Wortspiel aber ist eine rednerische Figur, durch welche ich etwas zu sagen scheine, was ich nicht denke. Ich nehme dieses Wort in der allerweitläuftigsten Bedeutung, damit ich nur recht viel davon sagen kan. Es versteht sich also von selbst, daß ich die Wortspiele überhaupt in zwei Klassen theilen muß. Bei einigen denket man noch etwas, nur aber nicht das, was man gewöhnlicher Weise bei den Tönen denken solte; bei andern aber denket man gar nichts und diese sind die häufigsten. Ich würde die Wortspiele auch noch in menschliche und thierische eintheilen; allein ein grosser Geist in unsern

Tagen

Tagen hat deutlich erwiesen, (*) daß die Thiere keine Wortspiele machen. Es ist also dies ein besonderer Vorzug des Menschen, worinnen auch vielleicht, mit unsern Philosophen zu reden, der artmachende Unterschied desselben bestehet und ich glaube also; der Mensch ist nichts anders, als ein Thier, welches eine wesentliche Grundkraft hat, zweckmäßige Wortspiele zu machen — Wie erfreut bin ich über diese Erfindung — das ist würklich etwas Nagelneues und ich sehe schon im Geiste voraus, wie viel davon wird geredet und geschrieben werden — „Der Mensch ist nach dem Lehrgebäude des hochberühmten Herrn Professor Scribler ein : : ist das nicht etwas schönes für meine kleine Eigenliebe? Auf einmal werde ich auch ein Philosoph, ein grosser Philosoph, der Stifter einer neuen Sekte — „Die

(*) In seinen Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere. Dieser große Geist bin ich eigentlich selbst — allein es ist heut zu Tage üblich, daß sich die Gelehrten in ihren Schriften selber anführen, sich auf eine regelmäßige Art loben zu können. Ich habe also nach meiner Wenigkeit diese gelehrte Observanz nicht aus der Acht lassen wollen.

Die Herrn Skriblerianer behaupten „ — Das wird doch artig klingen — bald werde ich gar baronisiret werden —

Man wird mir diese kleine Ausschweifung vergeben, welche meinem kunstrichterlichen Charakter ganz gemäs ist. Ich glaube deutlich gezeiget zu haben, daß nur die Menschen Wortspiele machen — ob der Teufel welche machet, das ist eine andere Frage, die ich hernach erörtern will. Es sind aber die Wortspiele eigentlich ein Stück des Wohlstandes und ihr häufiger Gebrauch ein Vorzug gesitteter Nationen. Ein Hurone bedienet sich derselben freilich so oft nicht, als ein junger Herr von Paris: aber davor ist jener ein Wilder und dieser ein Mensch, der zu leben weiß. Wenn die Wortspiele nicht in der menschlichen Gesellschaft eingeführet wären, wie wolte ein Stutzer einen regelmäßigen und nach dem Kanzleistyl der Liebe eingerichteten Angriff auf ein Frauenzimmer thun können? Wo würde ein Poet im Stande seyn, Mäcene zu schaffen und Leichengedichte zu schreiben? Wo würden die vielen vortreflichen Schriften unserer Weltweisen und Kunstrichter gebliе-

blieben seyn — Ja Barbaren wären wir, Hottentotten, Kalmucken, wenn wir keine Wortspiele machten. Damit ich dies noch einmal recht pathetisch sagen könne, so will ich auf das deutlichste und gründlichste erweisen, daß Wortspiele nicht nur erlaubt; sondern sogar in der menschlichen Gesellschaft nothwendig sind. Das erste beweise ich so:

Lehrsatz.

Wortspiele sind erlaubt.

Demonstration.

Ein jedes Ding ist mit sich selbst einerlei (princ. abs. prim.) folglich ist es unmöglich, daß etwas zugleich sey und nicht sey, oder was ist, das ist. Was also erlaubt, ist, das ist nicht unerlaubt, sondern erlaubt. Wenn also die Wortspiele erlaubt sind, so sind sie erlaubt. Nun will ich beweisen, daß sie erlaubt sind. Ich schließe so: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Wortspiele sind nicht verboten. Folglich sind sie erlaubt. Der Obersatz ist ein Axiom des natürlichen Rechts. Bei dem Untersatze aber berufe ich mich auf die Regel: Adfirmanti incumbit probatio; non negan-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

ti: da nun die Form meines Arguments richtig und das Mittelglied nicht in den Hintersaz gekommen ist; so folgt, daß mein Hintersaz wahr sey Wortspiele sind erlaubt. Q. E. D.

Den zweiten Saz aber, das Wortspiele in der menschlichen Gesellschaft auch nothwendig sind, beweise ich aus eben dem Grunde, woraus Hobbes die Nothwendigkeit eines unumschränkten monarchischen Regiments hergeleitet hat. Machten wir keine Wortspiele, so wären wir gezwungen, entweder öfters gar stille zu schweigen, welches man aber niemand zumuthen kan, oder unsern Mitmenschen solche Wahrheiten zu sagen, die ihnen nicht anders als verdrüßlich seyn können. Würde da nicht ein bellum omnium adversus omnes entstehen? Da nun der lezte Zwek der menschlichen Gesellschaft die Vermeidung dieses Krieges ist, so erhellet daher die Notwendigkeit der Wortspiele in derselben. Q. E. D. Ich komme nunmehr ganz natürlich auf die Art und Weise, wie man Wortspiele machen muß. Hier denke ich so:

Aufgabe:
Wortspiele zu machen.

Auflösung.

1) Besinne, wofern du dich besinnen kanst, ob und was du eigentlich reden solst.

2) Wenn du nichts zu reden weist, und der Wohlstand erfodert es doch, zu reden, so bringe etliche gewöhnliche Töne in eine beliebige Verbindung, die dir etwa aus ähnlichen Fällen noch bekant und mechanisch ist. So hast du ein Wortspiel von der zwoten Gattung gemacht.

3) Hast du aber etwas zu sagen, so drücke nur gerade das Gegentheil von dem, was du denkest, durch geschickte Zeichen aus. So hast du ein Wortspiel von der ersten Gattung gemacht.

Beweiß.

Dieser liegt unmittelbar in dem eben entwickelten Begriffe eines Wortspiels.

Nächst der Kritik ist die Historie der vornehmste Theil der Gelehrsamkeit. Damit nun meine Abhandlung recht grundgelehrt werden möge; so will ich dieselbe auch mit einer gründlichen und pragmatischen Geschichte der Wortspiele ausschmücken.

Jezt komme ich auf meinen eigenen Grund und Boden; das Alterthum ist meine liebste Gegend, und hat mehr Reize für mich als alle Kostbarkeiten unsers Jahrhunderts. Eine Urne ist mir schäzbarer, als Königreiche — je älter je besser —

Ich werde also in die Vorwelt zurückgehen und die Wortspiele unserer Väter aufsuchen. Da es einmal gewöhnlich ist, eine jede Geschichte im Paradiese anzufangen; so wäre es eine Schande für mich, wenn ich nicht dieser gelehrten Mode folgen und den Ursprung der Wortspiele in Eden suchen wolte. Ich muß also zuerst meinen Lesern sagen, daß, nach der Meinung der gelehrtesten Kunstrichter, diese Welt ohngefehr vor sechs tausend Jahren erschaffen worden. Anfänglich lebten die Menschen im Stande der Unschuld und ich finde hier noch keine Spur von Wortspielen. Allein jezt entdecke ich den wahren Ursprung derselben. Die Schlange, die Even verführte, hat, wie ich glaube, bei dieser Gelegenheit die ersten Wortspiele gemacht und dadurch unsere Stammältern zu der bekanten thörichten Handlung beredet.

Alle

Alle die schönen Versprechungen, die sie ihnen that, sind nichts anders, als Wortspiele, und ich erkläre alle diejenigen durch meinen kritischen Machtspruch für Ochsen und Esel, die meiner gelehrten Meinung nicht beitreten werden.

Die Menschen wurden also durch ein Wortspiel zum Falle verleitet und leider! lernten sie der Schlange ihre verführerische Beredsamkeit ab. Von nun an wurden die Wortspiele unter den Menschen üblich; die Gewohnheit verwandelte sich in einen Grundtrieb, welcher hernach von den Vätern auf die Kinder und so fort bis auf uns fortgepflanzet worden — und welch ein Wunder! Hier entdecke ich sogar eine neue Meinung von der Erbsünde — Ich mag nun für othodox gehalten werden, oder nicht — ich muß es sagen: Eben dieser Grundtrieb Wortspiele zu machen, ist die Erbsünde. (*) Bei dieser Gelegenheit

(*) Ich sehe hieraus zu meinem grösten Leidwesen, daß mein Urgrosvater ein Flacianer gewesen, und also unmöglich hat seelig sterben können. Er behauptet, der Grundtrieb zu Wortspielen wäre die Erbsünde, und eben dieser soll auch, wie er vorher saget, das

fodere ich alle meine Leser, alle fromme Herzen, die sich um den Schaden Josephs bekümmern, auf, wider mich zu schreiben, und mich zu verketzern — Man wird doch durch nichts berühmter, als durch Ketzereien — Abermal eine Ausschweifung.

Mit unsern ersten Aeltern wurden auch die Wortspiele aus dem Paradiese verjaget. Da sie nach der Zeit zu sehr überhand nahmen; so kam die Sündfluth und tilgete einen grossen Theil derselben aus. Weil aber die Menschen noch immer fortfuhren, sich ihrer allzu häufig zu bedienen; so wurden zur Strafe ihre Sprachen verwirret, welches doch ganz natürlich zugieng. Nämlich ich entdecke hier abermal eine neue Hypothese von der Sprachenverwirrung. Die Wortspiele wurden zulezt gewöhnlich, daß jedermann sich bemühete, neue zu erfinden und nichts zu reden, ohne mit den

Wesen des Menschen ausmachen. Ich habe diese Anmerkung deswegen gemacht, damit ich nicht Theil an dem Aergerniß nehme, welches diese heterodoxe, fanatische, chiliastische, wiedertäuferische, blasphemische schwenkfeldische, socinianische, arrianische, teufelische Meinung in unserm Evangelischen Zion geben wird.

den Worten zu spielen. Hieraus entstund, ehe man sichs versah, eine solche Verwirrung, daß niemand den andern mehr zu verstehen im Stande war. Ein jeder Hausvater pflanzte hierauf die ihm geläufigen Wortspiele auf seine Kinder fort, und das ist der Urspung der verschiedenen Dialekte und Sprachen. Ist das nicht die natürlichste Erklärung von der Welt?

Nachdem nun in den folgenden Zeiten eine Nation gesittteter war, als die andere; nachdem waren auch die Wortspiele unter ihr gebräuchlicher. Daher kan man einsehen, wiefern die Griechen Recht hatten, alle andere Völker Barbaren zu nennen. Das ist gewiß, daß unter ihnen die Wortspiele zu derselben Zeit am üblichsten waren. Ihr ganzer Gottesdienst war daraus zusammen gesetzet, und was waren ihre Orakel anders, als heilige Wortspiele? Da nun überdieß bei ihnen der Sitz der Philosophie, der Redekunst, der Poesie und anderer schönen Wissenschaften war, so hatten sie freilich Recht, alle übrigen Völker Barbaren zu nennen —

Von den Griechen lernten die Römer Wortspiele und gute Sitten — Rom war jezt eben das, was sonst Athen gewesen war — Einige Freigeister wollen dem häufigen Gebrauche der Wortspiele den Untergang der römischen Monarchie zuschreiben, welcher aber wohl einen andern Grund hat.

Nunmehr ist es Zeit, daß ich auch von unsern Vorfahren rede. So lange diese Strohhüte trugen und ihren Feinden furchtbar waren, fanden sie weder an Komplimenten noch Wortspielen einen Geschmack — Wortspiele musten sie nun doch wohl machen, weil sie Menschen waren, und Erbsünde hatten; aber sie bedienten sich derselben selten, und nur im höchsten Nothfall. Nach der Zeit aber wurde der Nebel der Barbarei durch die Aufnahme des guten Geschmacks zerstreuet; die Gelehrsamkeit kam empor; der Scholastiker arbeitete für das Wachsthum der Wortspiele; die Kritik trug auch das ihrige dazu redlich bei — kurz, alles vereinigte sich, unsere Sitten zu bessern und uns aus unserer Wildheit zu reissen,

In

In diesem erleuchteten Jahrhundert hat sich noch überdies die Süßigkeit aus Paris in unsere rauhe Nordländer eingeschlichen — wir haben jezt Gott Lob! Freigeister, süße Herren, Witzlinge, Leute von Geschmack — alles im Ueberfluß; und diese haben das Ihrige redlich geleistet, beinahe unsere ganze Sprache in ein Wortspiel zu verwandeln, und weil ihnen dieselbe doch noch etwas zu aufrichtig und barbarisch vorkommt, so kan man daraus das Phänomen erklären, warum alle witzige Köpfe und Hofleute Französisch reden — —

Vor einigen Jahren waren unter den gemeinen Leuten die Wortspiele noch nicht sehr üblich; aber jezt ist die Mode allgemein worden, und der Bauer mit dem Dreschflegel macht sein Wortspiel so gut, als der junge Herr mit seinem Etui.

Bis hieher geht meine Geschichte der Wortspiele, die ich mit großem Fleiße ausgearbeitet, und dabei überall die Fontes, Hübners Fragen und die Gespräche im Reiche der Todten gehörig zu Rathe gezogen habe.

Nun will ich meinen Lesern eine kleine Probe von den Wortspielen unsers Jahr-

hunderts geben, und ihnen einige davon in der Ordnung, wie ich sie gesammlet, und in mein Tagebuch eingetragen — vorlegen. Die natürlichste Ordnung ist doch immer die beste —

Solte der Versuch, den ich hier liefere, gut aufgenommen werden; so verspreche ich, in kurzem meinen ganzen Vorrath von Wortspielen in etlichen zwanzig Alphabeten unter dem Titel herauszugeben:

Thesaurus universalis politico-familiaris practicus,

das ist:

Neuerrichtetes, lehr- und sinnreiches Konversations-Magazin, in welchem alle und jede Wortspiele deutscher Sprache, wie solche in der heutigen galanten Welt üblich sind, nach alphabetischer Ordnung vorgetragen, und dadurch eine praktische Anweisung zu politischer und sinnreicher Unterhaltung gegeben worden, von Skribler dem Dritten —

Man kan unterdessen diese Probe als ein Avertissement gelten lassen.

Regi-

Register einiger Wortspiele.

Ehre.

Das ist ein sehr unbestimmter, vieldeutiger Ausdruck, und daher sehr zu Wortspielen geschickt. Im allgemeinen lässet sich gar keine Erklärung davon geben —

Die Ehrbegierde war ehemals etwas Gutes; heut zu Tage aber drücket dieses Wort eine Art der Raserei aus, die sich wieder durch verschiedene Symptomen äußert. Einige, die mit dieser Krankheit beladen sind, werfen in dem Paroxysmus vielen Unrath aus, den sie sorgfältig auf einem reinen Papiere aufheben, und nicht eher wieder zu sich selber kommen, als bis auch andere Leute diese Feces gesehen, und daraus von der Beschaffenheit ihres Gehirns geurtheilet haben. Diese Raserei, welche in den Schriften der Aerzte die Autorbrunst genennet wird, und bei welcher die Patienten alle einen großen Durst nach der Unsterblichkeit spüren, wird wieder nach der Verschiedenheit der Bestandtheile des besagten Auswurfs eingetheilet; sie ist also bald eine poetische, bald eine philosophische,

sche, kritische — und wer wolte alle Gattungen derselben beschreiben. Andere unserer Patienten sehen vielleicht ein, daß ihnen ein guter Aderlaß nöthig ist; daher hauen sie überall um sich herum, und erwarten ein gleiches, kommen auch nicht eher wieder zu sich selbst, als bis ihnen ein guter Hieb die Kollerader eröffnet. Auf eine gelindere Art werden sie kuriret, wenn man ihnen einen Stock in die Hände gibt, und sie zu unumschränkten Monarchen über die Rücken gewisser Leute macht, deren Beruf ist, sich prügeln zu lassen, übrigens aber vor ihren Sold müßig zu gehen. Doch ist dieses nur eine Palliativkur, und das Uebel bricht nach einiger Zeit desto heftiger wieder aus.

Die Ehre eines Soldaten besteht gemeiniglich in einem großen Schnurbarte und einigen Narben. Das Bette der Ehren aber ist eigentlich derjenige Ort, wo man einander ungestraft todtschießt, und todtsticht. Wenn nun ein junger Fändrich wünschet, auf dem Bette der Ehren zu sterben; so ist das ein bloßes Wortspiel und er wünschet in der That weiter nichts,

als

als dereinst mit Ehren ein graues Haar zu tragen, und endlich alt und lebenssatt auf einem hochadelichen Ruhebette zu seinen Vätern versammlet zu werden. Wenn einige tapfere Helden, die täglich vom Bette der Ehre reden, sich mehr auf dem Bordel und in den Weinhäusern, als auf dem Kampfplatze finden lassen, so solte man beinahe auf die Gedanken kommen, ihre Reden hätten einen mystischen Verstand, und das Bette der Ehre müsse viel weitläuftiger erkläret werden, als hier geschehen ist. Das Urtheil hievon will ich dem kriegsverständigen Leser überlassen.

Die Ehre eines süßen Herrn ist selten weit her, und wenn er bei seiner Ehre schwöret, einen Wechsel binnen acht Tagen zu bezahlen, oder eine Schöne länger als acht Tage zu lieben; so ist das ein bloses Wortspiel. Er ist versichert, daß er bei einem falschen Gott schwöret, und der Eid ist also ohnehin nichtig. Vermöge eines andern Wortspiels ist die Ehre eines Stutzers mit der Ehre eines Frauenzimmers in beständigem Streite. Jene wird in diesem Verstande nach der Zahl der Erobe-

ungen gemessen, und diese verbietet, sich erobern zu lassen. Doch gehöret an einigen Orten die Unüberwindlichkeit nicht eben zur Ehre eines Frauenzimmers, wenn nur der Sieg keine eklatante Folgen hat, oder diese wenigstens alsdenn erst sichtbar werden, wenn der Ueberwinder durch eine gewisse Cärimonie das Recht erhalten hat, sich seines Sieges zu bedienen. Es fasset diese Cärimonie zugleich einen solennen und ewigen Friedenskontrakt in sich, welcher meistens das vti possidetis zum Grunde hat, öfters aber in einen blossen Waffenstillstand verwandelt wird.

Die Ehre eines Autors und der Nutzen seines Verlegers sind unzertrennlich verbunden. Wenn also von jemand gesagt wird, er habe viel Ehre mit seiner Schrift eingeleget; so ist das ein Wortspiel und zeiget nur an, daß der Verleger mit dem Buche, wovon die Rede ist, eine gute Messe gehabt habe. Die Herrn Autors wissen das auch gar wohl. Deswegen sind sie besorgt, gleich auf dem Titelblatte die gelehrte Welt von ihrer Ehre zu benachrichtigen und anzuzeigen, daß ihr Verleger sehr viel mit ihrer

Schrift gewonnen, welches der geneigte Leser aus der Vielheit der Auflagen erkennen soll. Da ich diesem rühmlichen Gebrauch zu folgen, kein Bedenken trage; so werde ich nicht nur alle gelehrte Thorschreiber und Hegereuter um einen guten Reisepaß für diese Schrift ansprechen — denn dadurch wird ein Buch Mode und gehet ab — sondern, wenn mir auch dieses mißlingen solte, so werde ich dennoch übers Jahr dieses Werk wenigstens mit einem neuen Titel versehen lassen, der mit der ehrenvollen Aufschrift prangen soll: Neue und verbesserte Auflage — ist das nicht politisch gedacht? Vorgänger habe ich genug — Etwas zur Ehre Gottes thun — ist weiter nichts, als ein Compliment, das man Gott im Vorbeigehen machet. Unsere Gelehrten pflegen alles zur Ehre Gottes zu thun; sie zanken sich zur Ehre Gottes; zur Ehre Gottes verketzern sie einander — aber, wie gesagt, es ist ein Wortspiel. In der That sind sie nur auf ihre eigene Ehre bedacht — und wenn sie ja etwa glauben, durch ihre Vorzüge Gott Ehre zu machen — das Werk lobet den Meister — — so

ist

ist doch das gar ihre Absicht nicht, sondern nur ein Nebending.

Geben Sie mir die Ehre mich zu besuchen—heist entweder gar nichts, oder soviel: Es ist eine besondere Ehre für sie, daß ich sie zu mir bitte — Weil ich nun dieses Geständniß gern von ihnen selbst hören wolte; so sage ich aus Bescheidenheit das Gegentheil. Wenn nun jener antwortet, die Ehre würde auf seiner Seite seyn; so vergilt er eine Schalkheit mit einer andern.

Ich habe die Ehre zu seyn — — Erlauben sie mir die Ehre — — Dies sind Wortspiele von der Art, wo man gar nichts denket.

Man erzeiget einem viel Ehre, wenn man ihm Gelegenheit giebt, sich auf unsere Unkosten krank zu fressen und voll zu saufen.

Der Mann hat Ehre im Leibe, sagte neulich ein Leiermann, als er von einem reichen Schneider ein Kopfstück bekommen, und kurz darauf sagte es ein Dichter, weil ihm eben dieser Mäcen einen Neujahrswunsch sehr reichlich bezahlet hatte.

Einem

Einem die letzte Ehre erzeigen — — ein sehr tröstliches Wortspiel für junge Weiber mit alten Männern — — für die Erben eines alten Wechslers — — für die Kandidaten des heiligen Predigtamts, wenn ein Pastor stirbt — — und für unser ganzes Land, wenn es wahr ist, wie man sagt, daß der Münzjude an der Viehseuche gestorben.

Treue.

Die Treue selbst gehöret unter die deutschen Alterthümer, davon ich an einem andern Orte rede. Den Ausdruck aber hat man auch in unsern erleuchteten Zeiten noch beibehalten, weil er artig klingt und überall zu sinnreichen Wortspielen kan gebrauchet werden.

Wenn einer bei seiner Treue schwöret, so kan man gewiß glauben, daß er nichts halten wird, und es kommt mir eben so vor, als wenn ein rechtgläubiger katholischer Christ bei der Irmensäulen schwören wolte. Es ist aber gut, daß die gelehrte und polite Welt dergleichen Geheimnisse für sich behält — ob der Pöbel eben alles weis, oder nicht —

Ein treuer Freund ist ein poetisches Wortspiel; wird aber doch noch zuweilen in Prose gebrauchet und bedeutet alsdenn, wenn es hoch kommt, einen Menschen, dessen Hunger so genau an die Küche eines andern gebunden ist, daß er dessen Feind nicht seyn kan, ohne sein eigener zu seyn.

Die ehliche Treue ist etwas pöbelhaftes und gehöret unter die alten Moden. Wenn man sie also von vornehmen Leuten rühmet; so ist es ein Wortspiel. Siehe Speners pia desideria unter dem Titel von treuen Ehegatten. Ich kenne einen alten, gebrechlichen Ehemann, den niemand solte für fähig halten eine Untreue an seiner schönen, jungen Hausehre zu begehen und der es dennoch mehr mit der Jungfrau Maria vom Kremnitzer Gepräge, als mit seinem Weibe hält. Ich werde daher mit ehesten in einer gelehrten Abhandlung de adulterio cum inanimatis et brutis commisso erweisen, daß diejenigen Eheleute, deren Treue kein Stutzer und keine Coquette wankend machen kan, doch gemeiniglich die grösten Ehebrecher sind — Ist das nicht schändlich, wenn ein ehrlicher Mann auf

einen Mops oder auf einen Spiegel und eine schöne Dame auf einen Walachen eifersichtig seyn muß?

Von der alten deutschen Treue und Redlichkeit handle ich an einem andern Orte. Doch kan man auch hiervon den Pancirollus nachlesen — **Ein treuer Uebersetzer** — — dieser Ausdruck ist zweideutig. Zuweilen brauchet man ihn von einem elenden, gelehrten Tagelöhner, der seinem Original von Wort zu Wort folget, und etwo so übersetzt wie ein Knabe in der vierten Klasse. Zuweilen aber, wenn sich der Uebersetzer dieses Beiwort selbst auf dem Titelblatte giebt, bedeutet es das Gegentheil — — einen freien Uebersetzer, der anstatt sein Original zu verdolmetschen, beinahe gar ein neues Buch schreibet — Ob aber auch diejenigen treue Uebersetzer sind, die auf ihre eigne Bücher schreiben: Aus dem Englischen übersezt, um sich beliebter zu machen — — das mag der geneigte Leser beurtheilen.

Glücklich

Da ich eben die Bedeutung dieses Worts aufsuchen will; so höre ich, daß

ein guter Freund von mir sehr glücklich worden ist. Geschwinde muß ich zu ihm gehen — Vielleicht erfahre ich hier einiges, was mir in meinen gelehrten Untersuchungen nützlich seyn kann. Ich komme — er umarmet mich ganz begeistert — er erzählet mir sein Glück — und worinnen bestehet denn das? Ei denken sie doch! Eine Frau mit 30000 Thalern, die schon siebenzig Jahr alt ist und also vermuthlich bald stirbt — Gut! der ist also glücklich, der eine Frau mit 30000 Thalern heurathet, die vermuthlich bald stirbt.

Mein Nachbar soll ein sehr glücklicher Mann seyn — hat er denn etwa auch eine 70jährige Frau mit 30000 Thalern? Ach nein — Ich muß doch sehen, worinnen sein Glück sonst bestehet. Ich gehe zu ihm — Der Herr sind noch nicht aufgestanden — Ich komme noch einmal — Sie speisen eben — ich komme wieder — Sie halten ihre Mittagsruh — — sie trinken Kaffee — — sie soupiren — sie legen sich nieder — Gut! glücklich ist also derjenige, der bis um 12 Uhr schläft, speiset, Mittagsruh

hält

hält, Kaffee trinket, soupiret und zu Bette gehet.

Der Graf von Z * * ist, wie man sagt, der glücklichste Mann am Hofe. Ich gehe in seinen Palast — — der ganze Vorsaal ist voll Klienten — Wo muß der Kammerdiener seyn; Kan ich nicht vor Seine Excellenz kommen? Nein sie lassen niemand vor sich — Ein glücklicher Mann ist also eine Excellenz, die niemand vor sich lässet.

Mein Vetter, der Magister wurde von jedermann für glücklich gehalten. Er war überaus dumm, und hatte bei aller seiner Dummheit doch so viel Geld, daß er als ein ehrlicher Mann leben konte — Ein glücklicher Mann ist also derjenige, der dumm ist, und seiner Dummheit ungeachtet doch keinen Hunger leidet.

Ich armer Mann — ich habe keine 70jährige Frau mit 30000 Thalern — ich schlafe nicht bis um zwölfe — ich bin keine Excellenz — ich lasse jedermann vor mich — ich bin auch eben so dumm nicht — Ich bin also leider! nicht glücklich.

Ich habe auch schon viel glückliche Heurathen gesehen. Herr Urian heurathe-

te die Witwe eines Dorfpriesters und mit derselben den Dienst seines Vorfahren. Jedermann, und er selbst, sagte am Tage der Hochzeit, es wäre eine überaus glückliche Heurath. Eine glückliche Heurath ist also eine solche, dadurch man in einen ehrwürdigen Stand versetzet wird.

Sein Bruder bekam die schönste Tochter des Landes zur Ehe, deren Vater ein alter Pachter war — Der hat eine glückliche Heurath gethan — Wer also eine schöne Pachterstochter zur Ehe nimmt, der thut eine glückliche Heurath.

Herr West wurde von jedermann für ein glückliches Genie gehalten. Er hatte nichts gelernt, und wuste einen ganzen Abend zu reden, ohne zu denken. Wer also nichts gelernt hat und doch reden kan, ohne zu denken, der hat ein glückliches Genie.

Ich kan aus diesen Vieldeutigkeiten und Wortspielen nicht klug werden. Der geneigte Leser beliebe aus meinen Beobachtungen sich den Begrif eines Glücklichen zu bilden, wie er will.

Zufrieden.

Nach einem langen Nachdenken von sechs Jahren habe ich gefunden, daß die Zufriedenheit, wenn sie kein Wortspiel seyn soll, nur denjenigen zukommt, die, nach den nur erst entwickelten Bedeutungen des Worts, nicht glücklich sind. Unter allen, die ich vorher als Glückliche gerühmt habe, ist keiner, wie ich nachgehends erfuhr, würklich zufrieden.

Mein Freund mit der glücklichen Heurath mögte vor Aergerniß bersten, daß ihn ein Sternseher belogen, der ihm vorher sagte, seine Frau würde sechs Wochen nach der Hochzeit vor Liebe sterben. Sie lebet zu seinem großen Leidwesen noch immer, und keifet ihm täglich die Ohren so voll, daß er sich wünschet, dieses Aergerniß nie gestiftet zu haben.

Mein Nachbar, der glückliche Mann, hat das Podagra, und was noch schlimmer ist, einen Sohn, der vor kurzem seiner Mißhandlungen wegen des Landes verwiesen worden. Ueberdies sieht er täglich sein Vermögen abnehmen — Ursachen genug, unzufrieden zu seyn.

Der Graf von Z * * ist glücklich — aber unzufrieden, daß er nicht noch glücklicher ist. Da er Edelknabe war, wünschte er Kammerjunker zu seyn. Da er Kammerjunker war, wolte er gern Kammerherr werden. Er bekam den Schlüssel, und nun wünschte er sich eine Stelle im Staatsrathe, und da er sie erhielt, immer eine höhere. Jezt ist er der obere Minister — aber der König ist noch über ihn — Außerdem hat er viel heimliche Feinde, und er ist keine Stunde sicher, nicht gestürzet zu werden. Der glückliche Mann!

Mein Vetter, der dumme, mögte wohl zufrieden seyn? Auch der ist es nicht. Er ärgert sich entsetzlich, daß nicht alle Leute so dumm sind, wie er, — wie könte er vergnügt seyn?

Die glücklichen Heurathen, von denen ich vorher geredet, sind auch alle die unzufriedensten. Herr Urian bekam zwar mit seiner Frau einen schönen Dienst — jährlich 12 Malter Decem und gute Accidentien — aber er bekam auch eine Frau, die schon vier Männer hatte begraben lassen

— Wei=

— Weiter brauche ich nichts zu sagen — Er wird gewiß nicht der lezte seyn.

Sein Bruder heurathete ein schönes Frauenzimmer, ja, was noch mehr, eine Pachterstochter — aber sie war einfältig, und so einfältig, daß sie ihm gleich in der ersten Nacht offenherzig gestund, sie wäre schon einmal zur Mu = = = = manum de tabula.

Gelehrt.

Dieses Wort ist sehr vieldeutig. Zuweilen wird es blos von der Mine, oder von der Parucke gebrauchet — Da es die Umstände nicht leiden wollen, dieser Schrift, mein Bildniß vorzusetzen, so ergreife ich hier die Gelegenheit, mich und meine gelehrte Mine dem Leser schriftlich zu schildern. Ich habe Gott Lob eine ziemliche Größe und starke Glieder, und bin überhaupt so gut gewachsen, als der beste Bierschröter. Die Augen liegen gewaltig tief in meinem dicken, kritischen Kopfe, und funkeln hinter den großen, zottichten Augenbraunen hervor, wie ein paar glasurte Urnen. Die Stirne prangt mit aller Majestät eines Kunstrichters und allem Ernst eines Weltweisen. Die Nase geht vermittelst eines

sehr regelmäßigen Kegelschnitts bis auf die unterste Lippe, an welche ein schalkhaftes Kinn gränzet, welches durch eine ungeheure, pateтische Wassersuppe sehr weitläuftig wird — Sehen sie! das heißt eine gelehrte Mine, die die alten Scholastiker wiederum in eine Professormine, Doktormine, Magistermine und Schulmine einzutheilen pflegten.

Die Gelehrsamkeit der Parucken muß aus der Mode beurtheilet werden. Sonst war keine Parucke gelehrt, die nicht war

Wie die Parucke des Dechants im philosophischen Orden,
Die in verschiedene Kapitel getheilt, mit logischen Locken,
Unmittelbaren Folgen und peripatetischen Knoten
Von dem demonstrativischen Scheitel des Wolfianers,
Ungestüm, wie eine Streitschrift in Paragraphen herabrauscht.

Heut zu Tage aber hat man angefangeu einzusehen, daß auch in kleinen Parucken Gelehrsamkeit wohnet. Wenigstens werden

die großen Parucken nicht mehr vor witzig gehalten —

Ein gelehrter Mann ist nach unserm kunstrichterlichen Redegebrauch ein solcher, der ein gutes Gedächtniß und viel auswendig gelernt hat. Ein gelehrtes Buch aber ist nach den Regeln der Kritik ein solches, worinnen der Verfasser nichts selbst saget; sondern alles von andern sagen lässet, und sich daher in jedem Perioden der Worte bedienet: videatur, conferatur, legatur, evoluatur u. s. w.

Ein gelehrtes Frauenzimmer ist entweder ein sehr ekler Hausrath, oder ein Wortspiel, oder eine Injurie. Manche hat nur etwa den hundertjährigen Kalender und den Irrsaal der Liebe gelesen — so ist sie schon gelehrt. Vertiefet sich aber ein Frauenzimmer so sehr in die Wissenschaften, daß sie griechische und lateinische Schriftsteller beurtheilen und auch etwa zur Noth einen Schluß in barbara machen kan, daß sie selbst eine Autorin wird — wehe dem armen Mann.

Von gelehrten Dieben und gelehrten Trödlern werde ich an einem andern Orte reden.

Ein gelehrter Dorfpfarrer ist ein solcher, der öfters vom Grundtext spricht, und jede Predigt mit ein paar gottseeligen Reimen von seiner Hände Arbeit anfängt und beschließet. Eine Predigt aber ist gelehrt, wenn sie niemand verstehet.

Liebe.

Ist öfters so viel, als eine bestimmte Art der Narrheit, welche sehr leicht anstecket. Und in diesem Verstande sagt man von den Patienten, sie wären verliebt. In eine Person verliebt seyn heist also, wie die Franzosen ohne Wortspiel sagen, wegen derselben ein Narr seyn, und man will sie verliebt machen, wenn man sich Mühe gibt, sie mit seiner Thorheit anzustecken, und so närrisch zu bilden, als man selbst ist — Es gibt heut zu Tage privilegirte Thorheiten, die ein Stück des Wohlstandes ausmachen. Der Mode zu gefallen, träget man den Hut unter dem Arme, läst sich die Haare abschneiden und

kau-

kaufet sich fremde, pudert sich, schminket sich, verliebt sich und — ist ein Narr —

Uebrigens finde ich in meinen kritischen Beobachtungen, daß der Ausdruck: ein Frauenzimmer lieben, noch mehrere Bedeutungen hat, und sehr zu Wortspielen geschickt ist. Wenn ein junger Herr auf der Akademie seines Professors Tochter liebet; so heißt das so viel: Er spüret einen innerlichen Beruf, seinen Vater arm und sich mit der geliebten Person unglücklich zu machen. Zuweilen heißt lieben auch nur, einen Grundtrieb haben, sich mit dem Geldkasten und Bancozetteln einer Schönen auf ewig zu verbinden.

Hieraus kan man den Begrif beurtheilen, den ein großer Geist in unsern Tagen von der Liebe gegeben hat; Einen andern lieben heißt in der That nichts anders, als sich selbst lieben, und aus Liebe für sich diejenigen Cärimonien mitmachen, die nöthig sind, den andern zu überreden, als liebte man ihn —

In sich selbst verliebt seyn, ist eine grobe Redensart, durch die man in einigen barbarischen Ländern eben das ausdrücket,

cket, was die galante Welt einen Stutzer nennet. Es ist aber klar, daß sich diese Redensart auf ein Vorurtheil gründet. Weder Stutzer noch Stutzerinnen sind in sich selbst verliebt, sondern nur in die Lufterscheinung, die sich in ihren Spiegeln vorstellet, so oft sie hinein sehen, und nächst der Puderquaste ist auch würklich der Spiegel der einzige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit.

Die eheliche Liebe ist vier Wochen nach der Hochzeit ein leerer Klang, indem man insgemein zu dieser Zeit aus seiner Thorheit wieder zu sich selbst kommt, und nur selten noch in einen Paroxismus verfällt, der etwas Aehnliches damit hat.

Bei dieser Gelegenheit kan ich nicht umhin, der gelehrten Welt eine neue Erfindung mitzutheilen, zu der mir der hochberühmte Isaak Bickerstaff Anleitung gegeben. Ich liefere hier die Beschreibung von einem Liebesthermometer, das ich schon vor einigen Jahren mit großer Mühe verfertiget und seit der Zeit auf eine sehr nützliche Art bei meinen kritischen Experimenten gebrauchet habe. Die Röhre habe

ich

ich zu eben der Stunde gießen lassen, da die Venus durch die Sonne gieng, und die folgende Nacht, da eben der Hundsstern über den Horizonte stund, habe ich sie hermetice sigilliret. Die darinnen enthaltene flüßige Materie besteht aus Spiritus Vini und Schlagbalsam. Die Grade aber sind folgendermaßen gezeichnet:

Aeusserste Raserei
Tollheit
Narrheit
Liebe
Lauheit
Gleichgültigkeit
Verachtung.

Bei dem mittelsten Grade habe ich einen magischen Zeiger angebracht, welcher weiset, ob die Liebe auf die sogenannte geliebte Person, oder auf ihr Geld, oder auf sonst etwas gehet. Da alles fertig war, so machte ich am ersten April im Jahre der Erfindung den Anfang mit meinen Versuchen. Ich trug meinen Thermometer überall herum, wo ich Verliebte wuste, und besonders habe ich bei einem meiner Anverwandten die Vortreflichkeit meines Instruments deut-

deutlich eingesehen. Er hatte eine Absicht auf ein gewisses Frauenzimmer — Da ich meinen Thermometer brauchte, so fand ich, daß der Liquor nur erst im fünften Grade stund, von der Naserei an gerechnet — Er sprach mit ihr — Mein Liquor stieg zum vierten Grade — Er that einen Antrag — zum dritten Grade — man nahm sich Bedenkzeit — zum zweiten Grade — man machte Schwierigkeiten — zum obersten Grade — Er bekam wieder Hoffnung — Hier fieng mein Liquor schon wieder an zu fallen — bis zum zweiten Grade — Das Jawort drückte den Liquor zum dritten Grade nieder, die Hochzeit zum vierten, den Tag nach der Hochzeit fiel er zum fünften, bald darauf zum sechsten, und acht Tage darnach zum untersten Grade. Bei der Braut aber war er niemals über den fünften Grad gestiegen —

Meine Menschenliebe hat es nicht zugelassen, eine Erfindung zu unterdrucken, die so gemeinnützlich werden kan. Sie ist mir in der That sehr rühmlich, und ich thue mir viel darauf zu gute, wenn ich bedenke, wie oft in der Nachwelt mein Name

bei

bei dieser Gelegenheit wird genennet werden — das Skriblerische Thermometer — — Mäcen.

Ehemals war ein Mäcen ein Kenner der Wissenschaften und großmüthiger Wohlthäter der Gelehrten. Jezt aber ist er vermöge eines Wortspiels ein Mann, der Geld hat, einen guten Tisch führet und thöricht genug ist zu glauben, Poeten wären keine Lügner. Der gröste Mäcen meines Vaterlandes ist ein Schneider, der gut isset und gut trinket und es überaus gerne höret, wenn man ihn einen Musenpatron nennet. Er läßt seine Kinder hungern und füttert davor einige Leiermänner, die ihm bei allen Gelegenheiten auf dem Pegasus in das Haus reiten; dadurch hat er es soweit gebracht, daß bei ihm keine Katze mehr sterben kan, wo nicht Apollo mit allen neun Musen zu Grabe gehen muß. Neulich wurde durch den Tod seines Budels der ganze Parnaß in eine allgemeine Landtrauer gestürzet und alle Musen verschworen sich, so lang zu weinen, bis dieses unvergleichliche Thier unter die Sterne versetzet worden, welches denn auch endlich geschahe. So eben kommt

mir ein Gedicht auf diesen Mäcen in die Hände:

Poetisches Feldgeschrei an die Musen
an
dem Namenstage ihres Apolls.

Das muß ich doch lesen —

Sei mir gegrüßt am Helikon
Mäcen! Erhabner Freund der Musen —
Und selbst Apoll — du Göttersohn;
Dein Name schwellet meinen Busen.
Berauscht vom Nektar — —

Ei so lüge du und der T * *. Es war ja würklich nur Bier — Doch ich irre; es ist eine Metapher —

Berauscht vom Nektar deiner Güte,
Entzückt vom Säuseln deiner Huld,
Komm ich und zolle meine Schuld
Mit unterthänigstem Gemüthe.

Nein ich kan nicht weiter lesen — Das ist zu viel für einen Schneider — würklich zu viel!

Autor.

Autor.

Nach der Meinung einiger Kunstrichter giebt es keine Autors mehr, und es ist eine nothwendige Eigenschaft eines solchen, daß er muß in einer metallnen Zeit gelebet haben, sie mag nun eine goldene, oder silberne, oder tombackene gewesen seyn. Da dieses aber unsern schönen Geistern schwerlich anstehen wird; so will ich lieber einen Autor einen solchen nennen, der lange, gesunde Finger, gute Augen und Unverschämtheit genug hat, nicht in der Stille ein Narr zu seyn, sondern seine Narrheit in gedruckten Beweisen der Welt vorzulegen. Die Autorschaft ist also der Stand einer notorischen Narrheit und die Schriften, die in jeder Messe zum Vorschein kommen, sind nichts anders, als die halbjährigen Reinigungen ehr- und brodliebender Gemüther. Von der Autorbrunst habe ich schon oben geredet; nur das ist noch zu merken, daß, da die andern Krankheiten öfters durch den Hunger können gehoben werden, diese hingegen dadurch erst recht in ihren Paroxysmus ausbricht und gar unheilbar wird. Das beste Mittel wäre wohl, wenn

man die Patienten auf eine anständige Art versorgte, und, da man in weisen Republiken schon so viele gottselige Anstalten ad pias caussas gemacht, schöne Kirchen und Klöster gebauet, Invalidenhäuser und Spitäle gestiftet, Witwenkassen angeleget und auf alle Arten davor gesorget, Leute zur Ruhe zu setzen, die sonst dem Staate zur Last würden; so wundert es mich, daß noch kein Projektmacher auf den patriotischen Einfall gerathen, ein Autorlazareth zu stiften. Würklich dieses würde dem Staate nüzlicher seyn, als manches Weisenhaus, ob gleich vielleicht weniger darinnen würde gebetet werden, als in diesem. Wir wollen das beste hoffen.

Fromm.

Ich habe schon längst gerne wollen fromm werden und daher schon seit vielen Jahren daran gearbeitet, mir einen rechten praktischen Begrif von der Frömmigkeit zu bilden. Alle meine Bemühungen aber haben weiter nichts gefruchtet, als mich zu überzeugen, daß die Frömmigkeit in unsern erleuchteten Zeiten ein bloßes Wortspiel ist.

Mein

Mein Beichtvater steht überall in dem Ansehen eines sehr frommen Mannes. Und warum denn? Er ist ein einfältiger Katechet, predigt aus dem Herzen, schimpfet auf die Sitten der Welt, liebet einen guten Haustrunk, nimmt seinen Decem in aller Demuth ein und lobet diejenigen auf der Kanzel, die Wohlthäter der Geistlichkeit sind. Wer also einfältig ist, aus dem Herzen predigt, auf die Welt schmähet, viel Bier trinket, Decem einnimmt und sich gerne Schlachtschüsseln schenken läßt, der ist fromm.

Seine liebe Hausehre ist so fromm als er, und ihr Charakter hat mich überzeuget, daß ein Frauenzimmer fromm ist, wenn sie immer gebückt, mit gefalteten Händen und verkehrten Augen in der Tracht ihrer Aeltermutter einhergeht, keine Kirche versäumet, den Kubach auswendig kan und so genau ist, daß es keine Magd länger als vier Wochen bei ihr aussteht.

Mein Paruckenmacher wird vorzugsweise der Fromme genennet. Was ist denn frommes an ihm? Er seufzet überall, wo er geht und steht, und will jedermann bekehren, wen er ansiehet. Da er so aus-

nehmend fromm ist; so sondert er sich von allen Leuten ab; er hat nicht nöthig, in die Kirche zu gehen und die Heilsmittel zu gebrauchen — diese sind nur für Schwachgläubige. Uebrigens betrachtet er alle andere Menschen als Aegyptier, sich aber als einen wahren Israeliten und Kind Gottes. Er ist daher auch ein Erbe Gottes und weil dieser der Herr aller irdischen Güter ist; so schlägt er dieselben auch mit zu seiner Erbschaft und machet sich kein Gewissen daraus, uns Aegyptier durch seine Parucken um unser Gold und Silber zu betrügen — Nun kan sich der geneigte Leser selbst einen beliebigen Begrif von der Frömmigkeit bilden.

Aus allem diesem schließe ich, daß, wenn es ja noch eine Frömmigkeit gibt, dieselbe entweder blos in Cärimonien besteht, oder doch wenigstens in der politen Welt nicht anzutreffen ist.

Grob.

Da ich auf den Redegebrauch dieses Ausdrucks Achtung gebe, so finde ich, daß er ungemein viele Wortspiele zulässet.

So

So lange mir ein Schneider auf meine Ehre arbeitet; so ist er ein guter Mann. Sobald er aber Geld fodert; so nenne ich ihn einen groben Flegel — Grob ist also ein Gläubiger der sein Geld fodert.

Mein Vetter, der Dokter sagte neulich von einem gewissen ehrlichen Manne, er wäre überaus grob; er hätte kaum den Hut vor ihm gezogen und kurzum ein sehr schlecht Kompliment gemacht. Der ist also grob, der nicht vor jedem Narren einen Bükling bis auf die Schuhe macht.

Mein Professor auf der Akademie war ein grundehrlicher Mann und hatte eine große Liebe für die Studierenden. Er warnte sie daher vor den Ausschweifungen der Jugend und entdeckte ihnen öfters ihre Fehler, um sie zu bessern. Er war grob, und grob ist also derjenige, der Liebe genug für den andern hat, ihm seinen Fehler zu sagen.

Herr Vaterviel hat einen artigen Knaben bei sich, der sein Vetter seyn soll. Ich entdeckte ihm neulich meine Muthmassung, wie dieser Kleine wohl sein Sohn seyn könte, und ich war grob. Grob ist

also, wer das Kind bei seinem Namen nennet.

Der Herr Magister Paradox fragte mich, was ich von seinen methaphysischen Abhandlungen hielte — Nicht viel, antwortete ich, und das war eine Grobheit. Grob ist also, wer die Wahrheit saget, und die Wahrheit ist nichts anders, als eine Grobheit.

Höflich.

Höflich ist, vermöge der Entgegensetzung, ein Gläubiger, so lange er sein Geld nicht fodert, ein Mensch, der vor jedem Narren einen Bükling bis auf die Schuhe macht, der den andern viel zu sehr hasset, um ihm seine Fehler zu sagen, der das Kind nicht bei seinem Namen nennet, und dem eine Lügen nicht ans Herz gewachsen ist.

Geschmack.

Der gelehrte Geschmack ist nichts anders, als ein unbekanter Gott, dem jedermann dienet. In dieser Bedeutung wird das Wort metaphorisch gebrauchet. Zuweilen aber wird es durch ein Wortspiel im eigentlichen physischen Verstande genommen,

men, z. E. ein Autor, der für den guten Geschmack schreibt.

Denken

Ist zuweilen ein sehr demüthigendes Wort — wenn man genöthiget ist, zu sagen: das hätte ich nicht gedacht. Ich kenne einen ehrlichen Mann, der seine Frau in einer sehr verdächtigen Kausalsubordination mit einem seiner guten Freunde antraf — „ Das hätte ich doch nicht gedacht, „ sagte er, rieb sich die Augen und gieng „ vor Jammer in ein benachbartes Bierhaus —

Ein Philosoph denket, wenn er den Finger an die Nase legt, die Augen verdreht, weder hört noch sieht, und also in der That — nichts denket.

Ein poetischer Gedanke ist nach der neuen Mundart ein Reim, und nach dem das, was der Poet im Reime sagt, in Prose mehr oder weniger unsinnig würde, nach dem ist der Gedanke vortreflich, oder mittelmässig. Einen Gedanken, der tausend Thaler werth ist, kan man also in Prose nicht brauchen, ohne die Oberstelle im Tollhause zu verdienen. Ob diese Be-

griffe nach den Mustern der alten Griechen und Römer gebildet sind, darum bekümmere ich mich nicht. Genug, ich habe sie nach den logischen Regeln aus den Schriften solcher Leute abgezogen, die gar nicht wurmsamisch sind, und die es selbst sagen, daß ihre Gedichte vortreflich sind — da muß es doch wohl wahr seyn.

Stark denken, fein denken — Hiervon siehe in dem Mährchen von der Tonne die Ausschweifung von dem Ursprunge der Tollheit.

Grüßen.

Dies Wort hat verschiedene Bedeutungen, nachdem die Personen verschieden sind, die einander grüßen. Wenn ich meinen Juden grüße; so denke ich ganz etwas anders, als wenn ich meinem Vetter eine angenehme Ruh wünsche — Mit dem leztern meine ich es würklich aufrichtig, und wünsche ihm sogar die ewige Ruh — so könte ich doch meinen Juden bezahlen, wenn ich aber diesen grüße, so denke ich, ich wolte, daß du zum T** —

In den meisten andern Fällen ist das Grüßen ein leerer Ton, oder wenn man

ja

ja noch etwas dabei denket, so denket man gewiß an etwas ganz anders, als an den Gruß.

Ich bin aber versichert, daß man bei diesem Grusse eben so wenig denket, als meine Wäscherinn, wenn sie bei ihrer Seele schwöret.

Die Freimäurer sollen auch einen gewissen Gruß haben — und hier bietet sich eine Gelegenheit an, wo ich meine kritischen Muthmassungen über das Geheimniß der Maurerei der gelehrten Welt mittheilen kan. Ich halte nähmlich davor, daß — —

Nachricht an die Buchbinder.

Man beliebe hier, einige Blätter weisses Papier einzubinden, damit ein jeder Leser eine ihm beliebige Meinung hinzu schreiben könne. Ein jeder kan sich auf meinen Beifall verlassen.

Satisfaktion.

Satisfaktion verlangen heißt, vermöge eines hochadelichen Wortspiels, von einem beleidiget worden seyn, und ihn bitten, uns noch einmal, und zwar weit gröber, zu beleidigen, damit man ihn hernach desto inniger lieben könne; und daher heißt Satisfaktion geben, einen deßwegen, weil er sich von uns hat beleidigen lassen,

zur Wiederherstellung seiner Ehre noch einmal beleidigen. Diese Mode schreibt sich eigentlich aus den Zeiten der irrenden Ritter her, und gehöret mit zur heutigen Galanterie — Ob ich aus Liebe zur schönen Dulcinea von Toboso den vortreflichen Roßinantes gegen Windmühlen sporne, oder = = = = = = = = = = = = = = = hiatus in Mscripto = = = Das ist am Ende einerlei.

Weltweise.

Der Herr Magister Duns ist, wie jedermann und er selbst saget, ein großer Philosoph, und folglich kan ein Weltweiser nichts anders seyn, als ein Mann, der eine grosse Parucke, ein düsteres Ansehen, dürre Finger, übrigens aber gar keine Aufführung hat, und immer zerstreut ist. Ich besitze auch eine Philosophie in Quart — ich blättere darinnen, um mir einen Begrif von dieser vortreflichen Wissenschaft zu machen — Causativitas futuritionis identitatem — Hieraus schließe ich, daß die Philosophie nichts anders, als eine Sammlung von Wörtern ist, die der Spitzbubensprache sehr nahe kommen.

Ti-

Titel.

Da ich anfieng, Philosophie zu studiren, Schlüsse zu machen und an allem zu zweifeln; so wolte ich gleich anfangs den Regeln meines Lehrers nachkommen und mir überall deutliche und gesäuberte Begriffe erwerben. Wie viel Mühe ich mir in diesem Stücke gegeben, und was vor herrliche Erfindungen ich hin und wieder gemacht, das hat der geneigte Leser aus dieser Schrift schon hinlänglich eingesehen. Nichts aber hat meiner wißbegierigen Seele mehr zu schaffen gemacht, als die in der politen Welt üblichen Titel. Ich will meinen Lesern die Früchte eines zehenjährigen Nachdenkens über diese Materie vorlegen, welches mir aber weiter nichts geholfen hat, als daß ich jezt eben so klug bin, wie zuvor. Hier sind meine Kritiken.

Ein gnädiger Herr ist ein Landjunker und unumschränkter Monarch über sechs Bauren, mit denen er machen kan, was er will, und die ihn nicht verklagen dürfen, wenn sie nicht den Rest ihres Vermögens Leuten aufopfern wollen, die noch hungeriger

riger sind, als der gnädige Herr selbst.
Das war ein gnädiger Herr vom Lande.

Ein gnädiger Herr am Hofe ist ein Ding, das aussieht, wie ein Mensch, einen schönen Kopf hat, tanzen kan, wie eine Marionette, eine Prise nimmt, mit dem Stocke spielt, die Hände küsset, sich mit dem Fächer schlagen läßt und nichts denket.

Ein gnädiger Herr vom Degen ist eine Person, die Ahnen und wenigstens zehen Männer unter ihrem Befehl hat, die bezahlet werden, eine Flinte bald auf der Schulter, bald wo anders zu tragen, bald stille zu stehen, bald fort zu gehen, wie der gnädige Herr will, zu schießen, wenn er befiehlt, zu zittern, wenn er fluchet, und sich zu bedanken, wenn er prügelt.

Eine gnädige Frau von Natur ist eine schöne Docke, mit der täglich zwanzig Personen zu thun haben, sie an und auszukleiden, ihre Haut, ihr Haar und ihren Magen in Bau und Besserung zu erhalten, ihr die Hände zu küssen, Schmeicheleien zu sagen, und sich allenfalls aus Liebe zu ihr aufzuhängen.

Eine gnädige Frau durch die Kunst ist eine reiche Kaufmannstochter, der ein gnädiger Herr die Ehre erzeiget, sie zur gnädigen Frau zu machen, und die nun das Recht hat, vor ihr eingebrachtes auf seinem Rittergute zu sitzen, mit ihren Mägden zu zanken, und in der Kirche vor sich bitten zu lassen, da unterdessen der gnädige Herr bei Hofe auf ihre Unkosten ein Stutzer ist und liebäugelt.

Ein gestrenger Herr — Dies ist kein Wortspiel, und bedarf also auch keiner Erklärung.

Eine Excellenz ist in Civilsachen das Quadrat, bei dem Kriegsstaate aber der Kubus von einem gnädigen Herrn. Zu einer Civilexcellenz gehören also wenigstens 36 Bauern; zu einer Kriegsexcellenz aber wenigstens 1000 Schnurrbärte, die geübet sind, Spitzruthen zu laufen, vor ihren Sold nichts zu thun, und andere dergleichen Kriegsdienste zu verrichten.

Es giebt an einigen Orten auch Schulexcellenzen, welche mit den martialischen wenigstens den Stock gemein haben — Doch ist dieses nur ein Provinzialtitel.

Die

Die Gelehrten haben ihren besondern Canzleistyl in Ansehung der Titel; sie bekommen große oder kleine, nachdem sie viel oder wenig geschrieben haben. Da ich ein großer Algebraist bin, so habe ich gefunden, daß die Titel ordentlich in einem geometrischen Verhältniß mit der Vielheit der Alphabete wachsen, die einer geschrieben. Ich will die Tabelle davon hersetzen; sie könte vielleicht Gelegenheit geben, neue Logarithmen zu finden.

Alphabete		Titel
1	schlechthin	vir doctissimus.
2	- - -	vir clarissimus.
4	- - -	vir celeberrimus.
8	- - -	vir excellentissimus.
16	- - -	vir illustris--magnificus.
32	- - -	vir perillustris -- summe reverendus.
64	- - -	Heros, Diuus, ὁ πανυ.
128	. - .	vir mea laude major.
256	- - -	(defectus in usu loquendi)

Den Nutzen dieser Tabelle wird wohl kein Vernünftiger leugnen. Ich darf

nur

nur hören, daß einer vir Perillustris genennet wird; so weiß ich gleich, er ist ein Gelehrter von 32 Alphabeten — ist das nicht etwas artiges.

Außer dem haben die Gelehrten noch besondere Handwerkstitel, die nach ihren Zünften verschieden sind. Weil das wahre Wesen derselben von wenigen eingesehen wird, so will ich nach meiner Einsicht dasselbe etwas genauer beschreiben.

Ein vir experientissimus kan einer in wenig Minuten werden. Es giebt nämlich leider! unter den Gelehrten viele Schwarzkünstler, die durch ihre geheime Wissenschaft übernatürliche Würkungen hervorbringen. Sie wahrsagen aus den natürlichen Auswürfen der Menschen und Thiere; sie hexen den Leuten den Teufel in den Leib und wieder heraus; sie treiben viele Gaukeleien mit dem Blute und mit den todten Körpern; es kan kein ehrlicher Dieb vom Leben zum Tode gebracht werden, auf dessen Leichnam sie nicht grausame Anschläge machen solten, und was dergleichen zauberische Beschäftigungen mehr sind. Diese Schwarzkünstler haben

eine besondere Zunft unter sich, und sie besitzen das Geheimniß, einem in einer halben Stunde alle ihre Geheimnisse beizubringen. Einige, die die Vortreflichkeit dieser Methode noch nicht einsehen, kommen erst durch viele Umschweife dahin, wohin ein anderer vor eben das Geld gleichsam in einem Augenblicke gelangen kan. Jene laufen erst alle Schulen durch, und bemühen sich, die zauberischen Wörter, das Abra kat Abra und andere Beschwörungen dieser Schwarzkünstler auswendig zu lernen — diesen gehet es aber eben so, wie meinem Schneider, der zehen Jahre in dem Höllenzwange studierte, um den Proceß der Heckethaler zu lernen, und dennoch nicht eher etwas ausrichtete, als bis er sich bei einem alten zauberischen Renommisten aufdingen ließ — Man kan einen kürzern Weg gehen — ich bitte die Zunft meiner Schwarzkünstler um Vergebung, daß ich ihre Geheimnisse eröffne; es ist eine gefährliche Unternehmung — ich dürfte leicht einmal mit einigen Teufeln besessen werden; ich hätte alsdenn dieser Beschwö-

rer nöthig, und anstatt die bösen Geister zu vertreiben hexten sie mir wohl aus Rache noch ein Dutzend derselben darzu in den Leib — wolte ich es ihnen gleich verhehlen, daß ich der Verfasser dieses Buches bin, was würde mir das helfen? Sie würden es doch aus dem Urin sehen — Genug ich will zum besten meiner Leser etwas wagen — Diese Zunft besitzet nämlich einige Stücke, die von berühmten Hexenmeistern unter einem gewissen Himmelszeichen verfertiget und denen durch eine magische Beschwörung die Kraft gegeben worden, denenjenigen, welchen sie mit gewissen Cäremonien angeleget werden, in einem Augenblicke alle Geheimnisse des Höllenzwanges mitzutheilen.

Hieher gehöret

1) eine gewisse Mütze' die diese Leute in ihrer zauberischen Sprache einen Hut nennen, und die von dem Aeskulap, einem berühmten alten Hexenmeister, den zulezt noch der Teufel lebendig geholet, unter der Konjunktion des Merkurius und Saturnus verfertiget worden.

2) Ein sammtner Roquelor, oder Mantel, auf welchem sonst ein berühmter Teufelsbanner jährlich einmal auf den Broksberg geritten.

3) Der Ring des Königs Salomo, der auch ein vornehmer Schwarzkünstler seiner Zeit gewesen.

Hat nun jemand Lust, ein Hexenmeister zu werden; so giebt er sich bei dem Obermeister der Gilde an. Er dinget mit ihm um das zu erlegende Geld, und hierauf gehet die Cäremonie vor sich. Der Obermeister tritt mit ihm in einen hiezu gemachten Kreiß und bannet einige Teufel herbei, den neuen Jungmeister zu erschröcken; dieser erschrickt nun auch gemeiniglich so, daß er kein Wort reden kan. Jener aber, als ein alter, erfahrner Teufelsbanner fürchtet sich nicht, zanket sich tapfer herum, und nachdem dieses einige Stunden gedauert hat, so setzet er mit vielen zauberischen Kapriolen und fremden Worten dem neuen Zunftgenossen die beherte Mütze auf, hüllet ihn in den heiligen Mantel und stecket ihm den geheimnisvollen Ring an

— auf einmal ist der vir experientissimus fertig. Nun kan er den Teufel durch : : : : zwei Drachma : : : : : : aus dem Urin : : : : : : Bezoard : : : : :

Es giebt noch eine andere Art von Zauberern, die sich aber der weisen Kunst verständige, zu latein: viros summe reverendos nennen. Es kostet mehr Mühe und Geld, bei diesen zünftig zu werden, als bei jenen, obgleich die Cäremonien einerlei sind. Davor aber haben diese auch die guten Geister unter ihrer Gewalt durch deren Hülfe sie : : : : : : die sie im Grundtext Postillen : : : : : : : Kirchenbann : : : : durch ketzerische : : : : :

Außerdem giebt es noch eine Art von Leuten, die sich um den Stein der Weisen bemühen und auch würklich ein Mittel gefunden haben, aus Papier und Dinte, welches man wohl schwerlich glauben wird, Gold zu machen. Ihr Schuzgott ist ein gewisser Goldmacher, der Tribonian geheissen hat, und der

Hofalchimist eines alten Römischen Kaisers gewesen ist. Sie haben auch ihre gewissen Beschwörungen, wodurch man bei ihnen zünftig wird, und der Titel eines solchen neugebackenen Adepten ist vir consultissimus.

Ein vir amplissimus wird man, sobald man weiß, daß nichts zugleich seyn und nicht seyn kan, daß alles ist, was ist, und daß aus nichts nichts wird. Man bekommt alsdenn gegen Erlegung der gewöhnlichen gelehrten Zunftgebühren einen gedruckten Zettel und dadurch die Erlaubniß ein grosses M * * vor seinen Namen zu setzen, und alsdenn auch andere in diese Vorhöfe der Weisheit, in die Sätze von Widersprüchen, Einerleiheiten und Gründen hineinzuführen.

Das mag genug seyn von den Titeln der Gelehrten. Ich habe noch einige andre in petto, aus denen ich nicht klug werden kan und die wohl gar leere Töne sind.

Man hat Heiligkeiten, Eminenzen, Hochwürden, Ehrwürden, in Gott Andächtige — bona verba, quæso — — Den

Au-

Augenblick kommt mir ein gedrucktes Blatt in die Hände, welches sich vortreflich zu dieser Materie schicket und dessen Inhalt ich dem geneigten Leser mitzutheilen, kein Bedenken trage:

Mit Erlaubnis hoher Obrigkeit.

Demnach sich in dieser lezten betrübten Zeit nach dem landverderblichen Kriegswesen verschiedene Seuchen und giftige Krankheiten eingeschlichen, welche das ganze menschliche Geschlecht mit einer verheerenden Kontagion bedrohen: und aber es jedem frommen Christenmenschen oblieget, diesem Jammer in Zeiten zu steuern und wehren; als hat sich ein patriotischgesinnter Arzt bemühet, vor alle diese Fieber, Seuchen, Flüsse, Gichten, Dünste, Pesten und wie sie Namen haben mögen, heilsame, probate und untrügliche Mittel zu erfinden. Und da er besonders zwo Arten von ansteckenden Krankheiten wahrgenommen, die jezt in unsern Gegenden nächst der Viehseuche am meisten herumgehen, die Geldseuche

und die Titelsucht; als hat er sich besonders mit seinen Untersuchungen auf diese zwei Fieber gewendet. Bei dem ersten hat er angemerket, daß solches nicht anders kan gehoben werden, als dadurch daß die materia peccans aus- und abgeführet wird. Ob nun gleich dieses in dem lezten Kriege schon ziemlich geschehen; so ist doch noch an einigen Orten eine starke Reinigung und Ausleerung nöthig. Da nun dieses sich alles so verhält; so hat endesbenannter Arzt ein Mittel erfunden, welches beide Krankheiten zugleich hebet, indem sie gemeiniglich in einer Person zusammen treffen. Er will nämlich einen von hoher Obrigkeit privilegirten Titelmarkt anlegen, auf welchem man gegen baare Bezahlung in konventionsmässiger Münze allerhand extra feine, alamodische und sinnreiche Titel um ein billiges Geld wird haben können. Auf gegenwärtige erste Messe hat er sich einstweilen mit folgenden versehen, wovon aber der grösste Theil schon unterwegens abgegangen, da er an einigen Orten vermöge der

Sta-

Stapelgerechtigkeit hat ausstehen müssen. Als da sind nun:

Geheime Räthe das Stück, à	400 Thlr.
Geheime Räthe mit einem Zusatz als geheime Regierungs-Kammer- Hof- oder Legations- Räthe - -	300
Kirchen- Hof- und Kriegs-Räthe - - -	200
Kommissions- Kommercien- u. Policei-Räthe - - -	150
Räthe ohne Zusaz - -	100

Andere geringere Titel werden nicht anders als dutzend weise verkaufet und da können ja einige gute Freunde zusammen thun und vor sich und ihre Kinder ein Paquet erhandeln. Es hat auch besagter Arzt ein besonderes Geheimnis, eine ganz neue Art der Geburt, dadurch er machen kan, daß einer in einer Viertel Stunde bald so, bald anders gebohren wird. Nämlich er machet

	Macherlohn
Wohledelgebohrne -	40 Rthlr.
Hochedelgebohrne - -	50 bis 150 Rthlr. nach dem es hoch seyn soll.

Wohlgebohrne = = 200 Rthlr.
Hochwohlgebohrne = 300, bis 400 Rthl. ut supra.

Ein mehreres ist ihm von hoher Obrigkeit nicht zugelassen.

Damit auch Bauern und Einnehmer in kleinen Städten dieser Arzneimittel sich bedienen können, so wird er verschiedene Trödler herumschicken, die seine Panacee im ganzen Lande ausbreiten sollen.

Er hoffet hierdurch sowohl die materiam peccantem von der Geldseuche zu heben, welche er alsdenn sammlen und = = = =

Hier war ein Stück von dem Zettel abgerissen; ich weiß also weder, was dieser Marktschreier mit seiner materia peccante hat anfangen wollen, noch wie er heisset und wo er anzutreffen ist. Ich würde ihn sonst vielen meiner Leser bestens empfehlen.

Die Titel der Bücher sind nichts anders als Wortspiele, dadurch der Autor das Publikum betrügen will, in der That aber zeiget, daß er entweder nicht klug ist, oder erstaunend hungert. Sie-

he hiervon die eben angeführte Nachricht des Marktschreiers, wie auch einige Werke nach dem Muster der alten Griechen und Römer, die nun bald verlohren gehen werden.

Kompliment.

Ein Kompliment ist nichts anders als ein Wortspiel, welches mit gewissen Kapriolen verbunden ist, und dadurch man dem andern beweisen will, man sey galanter als er. Bei einem Komplimente müssen beinahe alle Glieder des Leibes arbeiten, wie ich in der Einleitung zur galanten Mechanik und Aerometrie weitläuftig erweise, die ich auf Verlangen und zum Gebrauch der süssen Herrn und Damen, die nichts denken, heraus gebe. Die Füsse werden nach der mathematischen Lehrart der Tanzmeister in verschiedenen Winkeln gekrümmet; der Rücken muß sich einer gewaltsamen Beugung nach der andern unterwerfen; die Hände gehen bald auf, bald nieder; das Gesicht macht seine gewöhnlichen Verzuckungen; alle Muskeln sind würksam; am meisten aber arbei-

beitet der Mund — nur die Seele ist ruhig,

In dem Gedanken von nichts, wie die Seele des Xakams, verlohren — und ich werde mit der Zeit noch aus der Lehre von den Komplimenten auf das deutlichste darthun, daß es einen Seelenschlaf giebt.

Unter die Komplimente gehöret auch das Q. E. D. der Philosophen, das von Rechtswegen der Gerichtsschöppen, und das laus Deo der Kaufleute. Das erste ist ein Kompliment, welches man der gesunden Vernunft macht und ihr dadurch, wegen aller ausgestoßenen Injurien, Abbitte und Ehrenerklärung thut. Das zweite heist, wie ein berühmter Praktikus unserer Zeiten erwiesen hat, so viel als: saluo errore calculi und man bittet dadurch die Gerechtigkeit um Vergebung, wofern man etwa in der Abwägung und Vergleichung der Gründe beider Partheien geirret hätte. Das dritte gehöret unter die Komplimente, die man Gott machet und es ist daher nicht viel davon zu sagen.

Trauern.

Die Trauer ist der Inbegriff der Komplimente, die man einem Todten machet, weil er sich die Freiheit genommen, uns nicht mehr zur Last zu seyn und etwa eine angenehme Last hinter sich zu lassen. Es sind aber dies Komplimente von ganz besonderer Art. Sie äussern sich durch ungewöhnliche, gezwungene und trübe Gesichtszüge, durch erpreßte Thränen, durch Händeringen — alles dieses aber nur am Tage des Leichenbegängnisses. Uebrigens da sich andere Komplimente nur auf gewisse Bewegungen der Glieder beziehen; so erstrecken sich hingegen diese viel weiter und sogar über die unvernünftigen und leblosen Geschöpfe, die wir um uns herum haben. Die Häuser, Zimmer, Säle, Kutschen — sogar die Pferde trauren und das ist wohl der einzige Fall, wo ein unvernünftiges Thier ein Kompliment machet.

Eine Landtrauer ist ein Kompliment, welches das ganze Land dem neuen Regenten machet, ihm und sich dadurch zu dieser Veränderung Glück zu wünschen und ihm zu verstehen zu geben, daß man mit eben

so vielen Vergnügen, als man jezt um seinen Vorfahren trauret, um ihn selbst trauren würde, im Fall er nicht besser regieren solte, wie jener. Daß dieser Begrif wahr und allgemein ist, erhellet daraus, weil es ein Regent, er mag so gut regieren, als er will, niemals seinen Unterthanen recht machen kan.

Witz.

Der **Witz** ist eigentlich eine Krankheit, die, wie die Krätze, mit großem Jucken verbunden ist, und nicht anders als durch eine gute Blutreinigung kan gehoben werden. Vermöge eines Wortspiels aber ist der witzig, der in einem hohen Grade bei Kleinigkeiten närrisch ist. Zu dem Witze eines Stutzers gehören nicht nur verschiedene äuserliche Dinge, der Stock, der Degen, die Uhr, die Dose, das Etui, der Zahnstocher, das Schnupftuch, das Lavendelwasser; sondern auch gewisse Bewegungen der Gliedmassen und andere Cärimonien des Witzes, das Gähnen, das Husten, das Pfeifen, das Tanzen, das Trillern, das Lachen, das Lächeln — das Lachen ist überhaupt nichts anders als eine Art eines

witzi-

witzigen Krampfes, der das Leere in unsern Unterhaltungen ausfüllet — der Witz eines Frauenzimmers ist so weitläuftig nicht, und bestehet nur aus dem Fächer, einigen Muschen und in der Gabe, zu seiner Zeit roth zu werden, und zuweilen auf eine unschuldige Art zu lächeln. Ein witziger Einfall kan überhaupt nicht wohl beschrieben werden, und ist entweder eine Zote, oder die Spötterei eines starken Geistes. Denn ein Freigeist muß allemal witzig seyn, in dem Verstande, wie ich das Wort vorher erkläret habe.

Ein Buch ist witzig geschrieben, wenn es einen Modetitel hat, mit einer Vignette gezieret, öfters mit = = = = versehen, und mit eben dergleichen Lettern gedruckt ist, wie ein anderes Buch, welches schon durchgängig vor witzig gehalten wird. Man gebe ihm alsdenn einen englischen Band, und lege es auf einen Nachttisch — so ist es die witzigste Schrift unsers Jahrhunderts.

Herr.

Herr.

Wenn man saget: Der Mann ist des Weibes Herr; so ist das ein Wortspiel, und nach Verschiedenheit der Landesarten sehr vieldeutig, wie dieses der berühmte Sir Humphrei Polesworth, der gröste Kritikus seiner Zeit, sehr gelehrt angemerket hat. Bei den muhammedanischen Völkern bedeutet das Wort Herr einen Mann, der das Recht hat, seine Frau einzusperren, und allenfalls todt zu schlagen, wenn es ihm beliebt.

In Spanien, Italien und andern warmen Ländern ist der Mann aus diesem Titel befugt, die Treue seiner Frau zu verschließen, und wenn dieses doch nichts helfen will, sie eines plötzlichen Todes sterben zu lassen. In Deutschland aber, wenn der Mann soll des Weibes Herr seyn, so bedeutet dieses Wort einen unterthänigen Diener und Handlanger der gnädigen Frau, der verbunden ist, ihr die Oberstelle einzuräumen, ihren Nachwuchs zu verpflegen und sie allein zu lassen, wenn sie mit jemand etwas Nothwendiges zu reden hat.

Ga=

Galant.

Ein galanter Mensch ist nichts anders, als ein eingefleischtes Kompliment mit zwei Füßen. An einigen Orten gehöret auch das mit zum Wesen eines galanten Menschen, daß er ein Freigeist seyn, braf saufen, fluchen, huren, und wenigstens ein paar mal die Salivationskur überstanden haben muß. Welcher von beiden der größte Narr sey, das mag der geneigte Leser beurtheilen.

Führung Gottes.

Ein heiliges Wortspiel, welches öfters in Konsistorialsachen vorkömmt. Die Führung Gottes, wodurch einer ein geistliches Amt erhält, ist zuweilen das Verlöbniß mit der Hausjungfer des Kirchenpatrons, zuweilen ein Beutel voll Geld für den Herrn Superintendenten, zuweilen etwas anders — alles nach Beschaffenheit der Umstände.

Bankerot.

Einen Bankerot machen, heißt in der That nichts anders, als einen privilegirten Diebstahl begehen. Ein Bankerotirer

zu seyn, war sonst eine Schande, heut zu Tage aber ist das ein ehrenvolles Beiwort von Leuten, die klug genug sind, sich durch den Schaden anderer auf eine geschwinde Art zu bereichern. Aus der Zahl der Bankerote kan man erkennen, wie klug und wie reich einer sey; z. E. Er hat viermal bankerot gespielet, d. i. Er ist ein überaus kluger und grundreicher Mann.

Menschenliebe.

Wenn ich etwas aus Menschenliebe, oder zum besten der Welt thue, so meine ich allemal mich. Denn ich bin der beträchtlichste Theil der Welt, und der edelste, würdigste, vollkommenste unter den Menschenkindern.

* * *

Ich dächte, das wäre genug zu einer Probe. Solte diese gut aufgenommen werden, so bin ich gesonnen, in dieser Beschäftigung fortzufahren, und in kurzem das oben versprochene Lexikon

der

der gelehrten Welt mitzutheilen. Unterdessen will ich hier einige Wortspiele bekant machen, aus denen ich noch nicht recht habe klug werden können, und zu deren Erklärung ich mir von allen gelehrten Kunstrichtern Beiträge ausbitte. Doch ersuche ich sie, die Briefe postfrei einzusenden, weil ich nicht allemal mit Münze versehen bin. Ich wohne in Oxford in dem Rosmarien-Gäßlein bei dem Krämer, sieben Treppen hoch im Hinterhause.

Hier sind die besagten Wortspiele:

Mensch	Professor	borgen	kondoliren
Christ	Student	stehlen	Ewig
Tugend	Doktor	kuriren	Ehrlich
Religion	Pastor	gratuliren	Glaube
heurathen	das Recht	Artig	Gesundheit trinken
sich schämen	Ketzer	Sparsamkeit	der Eid
seelig	Jungfer	Pflicht	berichten
hochseelig	Hahnrey	Christlich	Ehrbar.
wohlseelig.	Beten.	Segen und Fluch.	

Hiermit empfehle ich mich meinen Lesern bis morgen, wenn mich wieder hungern wird.

Ende
der Abhandlung von den Wortspielen.

III.

Das Mährchen
von
dem Hute,
nebst
vielen Ausschweifungen.

Es gieng dem Hute so, wie der Philosophie.

Gellert

Aut miles, aut monachus, aut auctor.

Das Mährchen von dem Hute.

Erstes Kapitel,

Einleitung zu dem ganzen Werke, nebst einer Ausschweifung für die Herrnhuter.

Wenn ich nicht wüßte, daß sich der Geschmack der gelehrten Welt auch auf Kleinigkeiten erstreckte; so würde ich mir es nie haben einfallen lassen, ein Mährchen zu schreiben. Dergleichen Dinge, sagte mein Lehrmeister, ein sehr lateinischer Mann, gehören in die Wochenstuben und an den Gängelwagen; nicht aber für erwachsene Leute — für Gelehrte — für

Philologen. Ich behaupte, mit Erlaubnis dieses weiland um mich hochverdienten Mannes priscianischen Andenkens, das Gegentheil. Die Tändeleien, die anakreontischen Oden, die Idyllen, die Robinsons, die satyrischen und sittlichen Schilderungen, die philosophischen Lehrgebäude und andere Schriften dieser Art, die so häufig verleget und von den grösten Männern gekaufet werden, sind hinlängliche Beweise von der Kleinigkeit des heutigen Geschmacks, und von dem pedantischen Irrthum meines Lehrmeisters. Wer will es mir verdenken, daß ich mich auch bemühe, etwas zur Erweiterung des guten Geschmacks, zur Besserung meines Magens und zum Besten der Würzläden beizutragen? Heute fange ich also an, der gelehrten Welt mit meiner Feder zu dienen, und zum Troste aller derer, die etwa künftiges Jahr g. G. in das Karlsbad reisen wollen, versichere ich hier auf das autormäßigste, daß ich es bei diesem kleinen Anfange nicht werde bewenden lassen. Die gütige Natur hat mich mit allen schriftstellerischen Talenten sehr reichlich begabet, und ich bin, ohne Ruhm

zu

zu melden, im Stande, täglich spielend sechs Bogen zu schreiben. Wer sich ein wenig in der höheren Algebre geübet, und die Lehre von dem unendlich Kleinen verstehet, der wird leicht den Ueberschlag machen können, wie viel das jährlich beträget (*). Und wenn ich auch von dem Bogen nur ein Kopfstück bekäme, so könte ich doch schon als ein ehrlicher Autor leben —

Ich komme nunmehr meinem Vorhaben näher, und da ich, wie der geneigte Leser aus dem Tittelblate hat einsehen können, ein Mährchen vom Hute schreiben will; so ist es nöthig, zuvor von der Gelegenheit dieser Schrift etwas zu gedenken, damit die Herrn Journalisten desto besser von dem Werthe derselben urtheilen können. Ich stamme in gerader Linie von einem berühmten Hutstaffirer her, der durch seinen unermüdeten Fleis sich um seine Familie so ver-

(*) Den Einfältigen zum Besten will ich die ganze Rechnung hersetzen:

$$X = 365, 6$$

$$365, 6 = 2190$$

$$X = 2190 \quad :$$

Oder

verdient gemacht hat, daß unterallen seinen Nachkommen, ausser mir, noch keiner genöthiget worden, aus Hunger ein Autor zu werden. Ob gleich die Würkungen seiner Verdienste schon vor meiner Geburt so abgenutzet worden, daß ich nur sehr wenig davon empfunden habe; so erfordert es doch meine kindliche Pflicht, das Andenken dieses großen Mannes der Nachwelt,

„ Die von einer Messe zur andern
„ Währet . . .

aufzubehalten. Wenn ich ein Poet wäre, so verfertigte ich ihm zur Ehre wohl gar ein Heldengedicht — vielleicht verdiente er es mit größeren Rechte, als . . . . . und Kunzen . . . . . . im Walde . . . . abgejaget und von . . . . anmuthigen Reimen . . . . dankbaren Nachkommen . . . . vergöttert . . . . Da ich mich aber noch nie bis zu dem obersten Gipfel des menschlichen Witzes — zu den Reimen gewaget habe, so will ich auch heute nicht erst anfangen. Ich will lieber zur Ehre meines

An-

Oder wenn wir in der lieben Christenheit ein Schaltjahr haben, so ist X = 2196.

Anherrn die Geschichte der Hüte entwerfen, und weil ich mich öfters bei dieser Arbeit alter Handschriften und Denkmäler habe bedienen müssen, die nicht ein jeder gesehen hat; so habe ich meine ganze Abhandlung lieber ein Mährchen nennen, als den Vorwurf erdulten wollen, ich hätte Dinge vor Wahrheiten ausgegeben, die nur erst in meinem Gehirn ihr Daseyn erhalten hätten. Und so viel von der Gelegenheit meiner Schrift.

Ich muß nothwendig noch einen Eingang machen, ehe ich meine Erzählung auf eine regelmäßige Art anfangen kan. Wir Gelehrten haben die löbliche Gewohnheit, daß wir unsere Leser durch viele Umschweife dahin führen, wohin wir sie haben wollen. Damit ich doch auch in diesem Stücke den gelehrten Kanzleistill beobachten möge; so sinne ich schon seit acht Tagen auf einen witzigen, politischen und sinnreichen Eingang zu meiner Schrift. So viel Verdruß mache ich mir, um meine Leser zu vergnügen. Seit acht Tagen habe ich nichts geschrieben — und was diese Unthätigkeit für eine Unordnung in meinem

Hauswesen verursachet, das ist nicht auszusprechen. Endlich, endlich finde ich eine Materie, die für das Publikum interessant ist — der Name der Herrnhuther hat eine allzu große Verwandschaft mit meinem Gegenstande, als daß ich mich desselben zu einem Eingange nicht solte bedienen können. Ich will also von den Herrnhuthern reden.

Es war einmal ein gewisser frommer Hutmacher, der mit großem Leidwesen sahe, daß so viel arme Leute in blossen Köpfen giengen, da hingegen andere Reiche sich mit den kostbarsten Hüten schmückten. Er dachte also auf ein bequemes Mittel, sowohl jenen zu helfen, als den Hochmuth dieser zu unterdrücken, und er gerieth auf den besondern Einfall, einen so großen Hut zu machen, daß man unter demselben auf einmal viel tausend Köpfe versammeln könnte. Die Reichen, glaubte er, müßten alsdenn die Kosten dazu hergeben, denselben in Bau und Besserung zu erhalten, und die Armen würden darinnen für ihre Köpfe umsonst Platz finden. Er wagte es, verfertigte einen solchen und ließ sich durch

einige

einige vornehme Mitglieder seiner Zunft, ob es gleich derselben zum größten Nachtheil gereichte, das Privilegium ertheilen, seinen Hut öffentlich auszurufen, welcher vorher auf eine feierliche Art eingesegnet, mit Weihwasser besprenget und daher auch des Herrn Hut genennet wurde. Man posaunte nunmehr diese neue Erfindung überall aus und es fanden sich Leute genug, die Theil daran nehmen wolten. Einige thaten es aus Armuth, besonders in denjenigen Ländern, wo der Filz durch den Betrug eines gewissen Italiänischen Hutmachers, der sich das Monopolium davon zugeignet, sehr theuer ist, und doch nichts nutzet; andere thaten es aus Geiz, andere aus Neugier, andere aus Einfalt und noch andere aus einer übertriebenen Frömmigkeit, weil sie unter diesem eingeweihten Hute eher selig zu werden glaubten, als unter einem andern. Sogar viele Frauenzimmer wolten einen innerlichen Beruf spüren, sich unter diesen Hut zu begeben — Kurz das Hut-Heimweh wurde allgemein. Es wurden daher bald alle Plätze unter dem Hute besezt, und der Hutmacher war

genö=

genöthiget, noch mehrere dergleichen zu machen und sie durch seine Gesellen in alle Welt zu versenden. Sie fanden überall grossen Beifall, besonders in den wilden Ländern, wo es ohnedem ganz etwas nagelneues war, einen Hut zu tragen. Diejenigen nun, die sich in die Gemeinschaft eines solchen grossen Hutes begaben, wurden Herrnhuter genennet. Es hat aber diese Vereinigung vieler Narren unter einen Hut verschiedene Folgen gehabt. Die Vermengung des Schweises so vieler Köpfe verursachte unter ihnen eine solche Sympathie, daß sie aus brüderlicher Liebe alles, sogar die Weiber, mit einander gemeinschaftlich besitzen wolten. Die Reichen weigerten sich nicht, das Gold und Silber, womit sie vorher gepralet, dem Hutmacher zu geben, der es hernach unter die armen Brüder austheilen solte — alles aus Liebe zu dem grossen Hute. Hingegen entstunden aus den häufigen Dünsten und ihrer Vermengung viele epidemische Krankheiten. Verschiedene ehrliche Leute bekamen ganz abentheuerliche Verzuckungen und warfen in dem Paroxysmus eine rohe und seltsame Materie aus, welche andere,

die

die auch mit dieser Krankheit behaftet waren, begierig verschluckten und wieder von sich gaben, dadurch denn ein beständiger Umlauf der Säfte unter dem Hute erhalten wurde. Der alte Hutmacher, von dem ich geredet habe, hat die Aufsicht über alle die grossen Hüte in der ganzen Welt. Er schwärzt sie, staffiret sie, schlägt sie über den Stock und macht damit, was er will. Er hat auch verschiedene Policeigesetze gemacht, die von allen seinen Hutgenossen auf das genaueste müssen erfüllet werden. Wegen der vielen ansteckenden Krankheiten dürfen sie keine andere als gesunde Speisen, und beinahe weiters nichts als Lammesfleich essen. Weil nun daher viele Lämmer unter ihnen geschlachtet werden, so wird auch der Filz zu den Hüten aus lauter Lämmerwolle bereitet. Der Hutmachtr leidet keine Uneinigkeit unter seinem Hute und wenn etwa ein Hutbruder den andern vor den Kopf stösset, welches in dem grossen Gedränge gar leicht geschehen kan; so jaget er ihn ohne Barmherzigkeit fort und behält noch darzu seinen vorigen Hut zurück, den er ihm bei der Aufnahme überliefern müssen.

Zu-

Zuweilen gehen auch einige Hutverwandte von sich selbst wieder fort, weil sie unter diesem Hute allzueingeschränkt sind. Sie können nicht gehen, wohin sie wollen; sie dürfen sich nicht eher bücken, als bis sie sich alle bücken, nicht eher essen, als bis sie alle essen, nicht eher schlafen u. s. w. So groß auch diese Ungemächlichkeit ist, so würde es doch noch eine grössere für meine Leser seyn, wenn ich sie länger mit solchen Lappalien unterhalten wolte. Ich mache also meinem Eingange ein pathetisches Ende, und eile zu meinem Vorhaben. Das war ein transitus! — ja ein transitus, den man in allen rhetorischen Füllhörnern der studierenden Jugend billig zum Muster vorstellen solte.

Zweites Kapitel.

Das Mährchen vom Hute.

Die Gelehrten sind noch nicht einig, wem sie eigentlich die Erfindung des Hutes zuschreiben sollen. Soviel ist gewiß, daß vor der Sündfluth und eine Zeitlang nach derselben die Leute noch alle mit blossen Häuptern gegangen. Diejenigen, die den Adam vor den ersten Hutmacher halten, wissen nicht, was sie sagen, und müssen nicht einmal Hübners biblische Historien mit Kupfern gesehen haben, darinnen ja, wie weltkundig ist, Adam mit blossem Kopfe abgebildet wird. Einige Gelehrte halten die Chaldäer vor die Erfinder des Hutes, andere die Ebräer, noch andere die Aegyptier; ich aber meines Orts trage kein Bedenken, diese Erfindung den Griechen und besonders dem großen Thagoraspy zuzuschreiben, ob dieser gleich aus besonde-

rer Bescheidenheit, wie man saget, nicht sowohl ein Hutmacher, als nur ein Liebhaber des Hutes genennet seyn wolte. Solte jemand Anstand nehmen, dieser meiner gelehrten Meinung beizutreten; so nehme ich keinen Anstand, ihn hiermit vor einfältig und dumm zu erklären. w. z. E. w. Ich habe also deutlich bewiesen, daß der vortrefliche Thagoraspy der erste Hutmacher gewesen ist. Freilich war die Form seiner Hüte noch nicht so regelmäsig, ordentlich und geometrisch, als der jetzigen — allein es waren doch Hüte. Uebrigens war Thagoraspy entweder ein Narr oder ein Betrüger; das lezte ist sehr wahrscheinlich. Er wolte gerne haben, daß die Form seiner Hüte so lange dauren solte, als die Welt. Weil aber dieses dem Pöbel unbegreiflich war, welcher glaubte, die Form der menschlichen Köpfe änderte sich von Zeit zu Zeit, und daher würden die Tagoraspyschen Hüte nach einigen Jahrhunderten auf keinen Kopf mehr passen, und also unbrauchbar werden; so suchte er dieses pöbelhafte Vorurtheil, vermöge eines hutmacherischen Handgrifs, durch ein gelehrteres

zu entkräften. Er machte den Leuten weiß, es wäre nur eine bestimmte Anzahl von Menschenköpfen in der Welt, die weder vermehret, noch verringert würde. Diese, sagte er, wandern von einem Menschen zum andern: So bald der eine stirbt, so wird sein Kopf einem andern angesezt, der eben soll gebohren werden. Dadurch, fuhr er fort, wird eine beständige Aehnlichkeit der Köpfe in der Welt unterhalten, und folglich werden meine Hüte für alle Jahrhunderte gerecht seyn. Er wolte aus Erfahrung reden, und nennte verschiedene berühmte Körper der vorigen Zeiten her, denen sein Kopf schon Ehre gemacht hätte. Er hatte das Schicksal eines frommen Predigers; man hörte ihn, man bewunderte ihn; die Einfältigen glaubten, und die sich klug dünkten, lachten ihn aus. Doch erwarb er sich durch seinen hutmacherischen Wind ziemlichen Beifall, und seine Waare gieng häufig ab. Die Hüte, die er verkaufte, waren von zweierlei Art. Einige nennte er Jedermannshüte; diese waren einfältig, und bedeckten kaum den Kopf; er verkaufte sie an alle, die sie haben wol-

ten, und gab sie wohl gar umsonst weg. Die andern aber waren geheimnißvolle Hüte; und nur für diejenigen, die sich bei ihm als künftige Hutmacher angaben und also zünftig wurden. Er verfertigte sie in einem gewissen Himmelszeichen, und hatte viele Beschwörungen darzu nöthig, die er alle in einem Kreise von Zahlen verrichtete, deren Anfang, wie jedermann weiß, die Einheit ist. Denn man muß wissen, daß Thagoraspy ein grosser Zauberer war, und verschiedene fromme Leute haben behauptet, der Teufel hätte ihn die Kunst gelehret, Hüte zu machen, welches ich aber an seinen Ort gestellet seyn lasse. Diese seine geheimnißvolle und behexte Hüte waren mit vielen ägyptischen Raritäten behänget, und überall mit hieroglyphischen Figuren beschrieben, die niemand verstund : : : beinahe wie das Staatsschwerdt der : ; : hiatus - - Sie waren aus lauter Einheiten zusammengesetzt, und wer sich damit bedeckte, wurde durch ihre magische Kraft einige Jahr stumm; hatte er aber diese Versuchung glücklich überstanden, so erhielt er hierauf die Gabe zu wahrsa-

gen und alle Arten von Hüten zu verfertigen —

Weiter habe ich in meinen Kollektaneen-Büchern von dem großen Thagoraspy keine Nachricht finden können. Es geht zwar eine alte Sage, daß ihn noch zulezt der Teufel geholet; aus christlicher Liebe aber hoffe ich das Gegentheil.

Nunmehr wurde die Mode, Hüte zu tragen, in Griechenland ziemlich gemein und es stunden auch hier und da neue Hutmacher auf, die entweder bei der Thagoraspyschen Hut-Art blieben, oder neue Formen und Methoden erfanden. Besonders wird viel von den sieben berühmten griechischen Hutmachern gesprochen, die alle zu einer Zeit sollen gelebet haben. Ich glaube aber nicht, daß sie alle würkliche Hutmacher gewesen sind. Ein anders ist, einen Hut tragen, auch wohl zuweilen im Fall der Noth etwas daran auszubessern: ein anders, ein würklicher Hutmacher seyn.

Die kleinen Hutmacher, die heut zu Tage keinen großen Namen mehr haben, übergehe ich, obgleich viele Narren unter ihnen gewesen sind, z. E. der, welcher be-

hauptet, alle seine Hüte wären schwarz, da sie doch in der That weiß waren, und es daher bewieß, weil sich die schwarze Farbe zeigte, wenn man sie zu Asche verbrennte.

Bald darauf fand sich in Thena ein neuer, großer Hutmacher, mit Namen Tersocas, ein. Vor ihm waren verschiedene üble Moden aufgekommen; man schmückte die Hüte mit allerhand Lappalien und ausländischen Raritäten, dadurch sie theurer, schwer zu tragen und unbequem wurden, und daher kam es, daß das gemeine Volk meistens mit blosem Haupte gieng. Tersocas schnitt alle die überflüßigen Zierrathen ab, fütterte davor seine Hüte mit gutem Barchend, und machte sie dadurch zugleich wohlfeil und bequem. Er theilte sie auch öfters umsonst aus, und verborgte sogar im Fall der Noth seinen eigenen Hut. Weil aber einige betrügerische Hutmacher dadurch großen Schaden litten, so verklagten sie ihn wegen seiner Neuerungen, und beschuldigten ihn, er vergiftete seine Hüte. Man foderte ihn vor Gericht, und weil er ein ehrlicher Mann

war und die Wahrheit sagte, so wurde er, wie nicht mehr als billig, verdammet, und mit Gift vom Leben zum Tode gebracht. Da aber nach seinem Tode wieder eine große Huttheurung entstund, so sahe man endlich ein, daß er fälschlich verleumdet worden: man strafte seine Ankläger, aber dadurch wurde Tersocas nicht wieder lebendig.

Topal, ein Hutmacher, der bei dem Tersocas gelernt hatte, brachte wieder eine neue Mode von Hüten auf. Er machte um die Hüte des Tersocas einen breiten Rand, und vermehrte sie mit vielen Thagoraspyschen Zierrathen. Er sagte überall, im Himmel wäre ein großer Mann, der auch einen Hut trüge; um diesem ähnlich zu werden, müste man auch Hüte tragen, und gerade solche, wie Topal sie machte. Er behauptete auch, vor 48000 Jahren wären seine Hüte schon Mode gewesen, und nach 48000 Jahren würden sie wieder Mode werden. Dabei aber war er in seinen Sachen sehr ungewiß, und sagte, er wüste es nicht recht, ob seine

Hüte schwarz oder weiß wären; vermuthlich wären sie weiß —

Von dem Tersocas und Topal haben eine große Menge Hutmacher ihre Kunst gelernt, und dieselbe mit vielen neuen, theils klugen, theils närrischen Erfindungen vermehret. Von diesen will ich nun auch reden; nur muß ich vorher eine kleine Ausschweifung machen.

Drittes Kapitel.

Eine Ausschweifung für die Herrn Journalisten.

Eine jede Republik hat ihre besondere Policeianstalten, die allen Mitgliedern derselben zu wissen nöthig sind. Die weltlichen Staaten haben die ihrigen, und der Parnaß ist auch reichlich damit versehen. Die erste Pflicht eines neu angehenden Kauf- und Handelsmannes in der Republik der

Ge-

Gelehrten, eines Autors ist, sich diese Policeigesetze bekannt zu machen. Ich als ein werdender Schriftsteller habe freilich einen Fehler begangen, daß ich mich nicht eher um diese nützliche Kenntniß bekümmert habe — Allein quod differtur, non aufertur — Ich will meinen Hauptgegenstand einstweilen zurücksetzen, und in diesem Kapitel einige Ausschweifungen machen, die das Policeiwesen im Reiche der Gelehrten betreffen.

Apollo, der Stifter der gelehrten Republik hat schon für alles gesorgt, was zur Aufnahme derselben gereichen kan. Ich hätte wenigstens funzig Jahr zu schreiben und zu lesen, wenn ich alle die guten Anstalten erzählen wollte, die unsere Gelehrten auf die Rechnung des Musengottes zu schreiben pflegen. Weil mir hier entweder der Raum, oder die Einfälle fehlen, so will ich nur etwas weniges von dem Finanzwesen des helikonischen Staates gedenken, welches doch auch mit zur Polizei gehöret.

Die Einkünfte der gelehrten Republik beruhen hauptsächlich auf den Zöllen und Geleiten, wozu man noch die freiwilligen

Geschenke rechnen kann. Nämlich gleichwie man in den bürgerlichen Republiken auf alle ein- und ausgehenden Waaren einen gewissen Impost geleget hat: eben so sind auch hier die gelehrten Waaren mit gewissen Auflagen beschweret worden. Apollo genießt hiervon wenig, oder gar nichts; er hat seine Kommissarien, die sich aber meistens ihm aufgedrungen haben, und diese nähren sich von besagten Einkünften. Sie sind alle Klienten von den Diktatorn der gelehrten Republik, die durch ihre Verdienste - - - - auf den Thron des Apollo gestiegen sind. Diese geben in allen gelehrten Händeln den Ausschlag, ihnen darf sich niemand widersetzen, oder er ist unglücklich. Ob unter sie der große - - - - - - stoph - - - Mustern der Alten - . - - - - Gehülfin und - - - e elgunde - - - gehöre, das mag der geneite Leser beurtheilen. Die Diktators beschäftigen sich zwar mit dergleichen Kleinigkeiten, wie das Finanzwesen ist, nicht selbst; aber durch ihr Ansehen erheben sie ihre unterthänigen Diener, Schüler und Klienten zu beständigen

digen Zollbedienten und Hegereutern auf dem Parnaß. In allen großen gelehrten Handelsstädten haben sie ihre Zollbuden errichtet und von ihrer Gerichtsbarkeit ist niemand befreiet, als sie selbst und ihre Mäcene. Der ordentliche Autorzoll bestehet darinnen, daß man gehalten ist, in seinen Schriften den Lobeserhebungen der gelehrten Diktatoren und der Zollbedienten selbst eine eigene Etage einzuräumen. Ausserdem aber hat man noch andere Abgaben zu entrichten, wenn man mit Ehren durch die gelehrte Welt kommen will — Ich thue am besten, wenn ich zur Erläuterung dessen, was ich gesagt, einige Artikel aus den Statuten der gelehrten Finanzenkammer einrücke:

1) Kein Autor kan in der gelehrten Welt (in den Buchläden) auf eine mandatmäßige Art fortkommen, wenn er nicht einen von uns (den gelehrten Zollbedienten) unterschriebenen Reise- und Gesundheitspaß hat.

2) Um diesen Paß zu erhalten, ist es nöthig, daß man gewisse Abgaben erlege.

3) Diese bestehen theils darinnen, daß ein Schriftsteller sein eigensinniges Fleisch kreuzigen und auch wider besser Wissen alle diejenigen loben muß, die entweder Vorsteher oder Mitglieder unserer Gesellschaft sind,

4) theils in dem Zehenten von seinem Verdienste, welcher nach der Größe des lezteren entweder nur mit einem, oder etlichen Exemplaren, oder auch in konventionsmäßigen Gelde kan abgetragen werden.

5) Solte jemand sich weigern, diesen Zoll zu erlegen, dem wird man nicht nur den Reise- und Gesundheitspaß abschlagen, sondern ihn noch darzu mit Steckbriefen verfolgen.

6) Wer aber etwas mehr als gewöhnlich abgibt, oder sonst das Glück hat, sich bei uns angenehm zu machen, dem ist es auch erlaubt, seinen Gesundheitspaß selbst zu verfertigen, den wir hernach durch unsere Unterschrift bekräftigen werden.

Zoll-

Zolltaxe und Kanzlei Styl.

Zolltaxe	Kanzlei Styl
Ein leerer aber sehr demüthiger Handbrief	das Buch mögte noch zur Noth angehen.
Ein rohes Exemplar	Ein ganz fein Buch.
Ein gebundenes Exemplar	
in Pergament	Ein schön Buch.
in Franzband	Ein sehr schön Buch.
Etliche Exemplarien	Ein Original, ein vortrefliches Buch.
Ein Dukaten, obiges nicht ausgeschlossen	Ein Buch, daß der Nation Ehre machet.
Etliche Dukaten	Ein göttliches Buch.

Daß ich mich nach allen diesen löblichen Einrichtungen bequemen werde, ist gewiß. Da ich aber die Mittel nicht habe, ein göttliches Buch zu schreiben, oder auch nur ein solches, das der Nation Ehre machte; so will ich mich doch bemühen, wenigstens meiner Schrift das Lob eines ganz feinen Buches zu erwerben.

Vier-

Viertes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Bis hieher waren die Hüte, so sehr man auch immer an ihrer Verbesserung gearbeitet hatte, doch noch nicht so regelmäßig, als sie billig hätten seyn sollen. Diejenigen Kunstverständigen, die bei dem Tersocas und Topal gelernet hatten, suchten auf ihrer Seite zu den schon erfundenen ihre eigene Handgriffe hinzu zu fügen; sie waren aber nicht alle gleich glücklich.

Stotaris ist der berühmteste unter ihnen und der erste, der einen dauerhaften und regelmäßigen Hut zuwege gebracht hat. Er verfertigte ihn zwar meistens aus altem Filz, den er aus den Manufakturen des Thagoraspy, Tersocas und Topal zusammen suchte, doch that er auch verschiedenes von seiner Erfindung hinzu und machte daraus eine Masse, die ganz neu und

deren Zusammensetzung weit fester, als die vorige war. Er ließ den Rand seines Hutes nicht herunter hängen, wie man bisher war gewohnt gewesen, sondern er staffirte ihn auf und schnürte, so subtil auch seine Fäden waren, alles sehr fest zusammen. Die Zierrathe waren natürlich; hier sahe man keinen ausländischen Puz und überhaupt war die Stotarisische Mode mehr zur Dauer, als zur Pracht erfunden. Sie hat sich auch würklich unter allen am längsten erhalten.

Stotaris hatte die Ehre, königlicher Hofhutmacher in Macedonien zu seyn. Der Hut, in dem Alexander der große so herrliche Thaten gethan, ist von seiner Arbeit. Er wurde in verschiedenen Feldzügen sehr abgenutzet und da sich Alexander schämte, einen so alten Hut zu tragen, so warf er ihn weg und gieng mit entblößtem Haupte; dadurch zog er sich verschiedene Flüsse und andere Beschwerungen zu und starb.

Schon vorher war Stotaris des Hoflebens müde geworden und hatte sich wieder nach Thena begeben. Hier verfolgte ihn der Neid seiner Handwerksgenossen

eben wie den Tersocas und er hätte mit diesem ein gleiches Schicksal gehabt, wenn er nicht durch seine Flucht den Thenaiten die Schande ersparet hätte, sich mehr als einmal an der Hutmacherkunst versündiget zu haben. Man verbot darauf in Thena die Einführung seiner Hüte und Stotaris starb aus Verdrus, daß die undankbare Welt seine Verdienste nicht erkennen wolte.

Er ist der erste, der die Kunst, Hüte zu machen, systematisch beschrieben und also der eigentliche Urheber der — ologien, iken und — miken. Nach seiner Meinung besteht die Vollkommenheit, oder wie er zu reden pflegte, die Tugend eines Hutes darinnen, daß er weder zu enge, noch zu weit, weder zu schlecht, noch zu kostbar, weder zu groß noch zu klein, sondern eben recht ist.

Er widersprach auch seinem Lehrmeister dem Topal, der von einem gewissen Manne im Himmel geredet hatte, welcher auf unsere Hüte Achtung gäbe. Dieser Mann, sagte er, bekümmert sich weder um uns, noch um unsere Hüte;

wir

wir sind ihm viel zu niedrig — wenn wir etwa noch im Monde wohnten . . .

Er glaubte, das Ding, das wir im Kopfe fühlen, wenn wir denken, das der geneigte Leser auch wird gefühlet haben, wenn er irgends einmal gedacht hat, und das uns so viel Ungelegenheit verursachet, wäre nichts anders als ein gewisses perpetuum mobile, dessen Bewegung durch den Gebrauch seines Hutes weit stärker und empfindlicher würde. Dadurch aber hat er manche, die von dergleichen innerlichen Bewegungen eben nicht viel halten, abgeschrecket, sich seines Hutes zu bedienen.

Da Stotaris überhaupt ein sehr ordentlicher Mann war; so hat er auch alles das, was bei einem Hute zu bemerken ist, in gewisse Fächer eingetheilet. In seiner Schrift von der Kunst Hüte zu machen redet er zuerst von dem Filze, als der Substanz des Hutes und hierauf von andern Dingen, die von dem Filze an sich verschieden sind, und doch zum Hute gehören — wie groß der

Hut sey, was er vor eine Farbe habe, ob er auf den Kopf passe, ob er die Stirn drücke, was er vom Winde, Regen, Komplimenten und andern Unglücksfällen auszustehen habe, wo man sich seiner bediene, nämlich ob man ihn auf dem Kopfe, oder unter dem Arme tragen müsse, wie lange man ihn tragen könne, was vor ein Verhältnis seine Ecken zu einander haben und welche man vor oder hinter setzen müsse — wenn der geneigte Leser nach allen diesen Erläuterungen noch so klug ist wie vorher, so kan ich nichts dafür. Ich habe das meinige gethan und ich dächte, ich hätte nun lange genug erzählet und könnte also wohl mit gutem Fug wieder eine kleine Ausschweifung machen.

Fünftes Kapitel.

Eine Ausschweifung von der Mode.

Die Schutzgöttin der Hutmacherzunft ist die Mode. Diese Ausschweifung hat also mit meinem Gegenstande eine große Verwandschaft und ich mache sie nicht ohne Grund.

Die Mode ist die Tochter eines alten kaklogallinischen Königs, von dem sie wegen ihrer unbeständigen und eigensinnigen Gemüthsart enterbet worden, welche Begebenheit den Ursprung des salischen Gesetzes erläutert. Sie reiste hierauf in fremde Länder, besonders in die nordischen und brachte es durch verschiedene Kunstgriffe dahin, daß sie endlich gar Königin und Selbstherscherin aller Deutschen wurde. So lange sie lebte, war man ihr nicht allzugünstig, weil sie sich, aus Liebe zu ihren Landsleuten, von ei-

nigen parisischen Schneidern ganz und gar regieren lies — nach ihrem Tode aber haben wir sie vergöttert, und ob wir ihr gleich keine öffentlichen Tempel bauen; so verehren wir sie doch mehr, als irgend einen andern Gott. Unsere Hände, Füße, Häupter, ja der ganze Körper und die Seele darzu, sind zu ihren Altären gut genug. Ihre Herrschaft ist nach ihrer Vergötterung ungemein weitläuftig und beinahe eine Universalmonarchie geworden. Nur Huronen, Iroquoisen und Hottentotten haben sich ihrem Zepter noch widersetzet. Alle erleuchtete und gesittete Völker aber seufzen, oder tändeln unter ihrem Joche. Die Undankbare! Nach ihrer Vergötterung hat sie uns ihre gehorsamen Diener und Anbeter in Deutschland verlassen, und uns nicht einmal gewürdiget, uns durch sich selbst zu beherrschen. Paris ist ihr Sitz, dort ist ihr Orakul, dahin müssen wir Wallfahrten anstellen, um die Befehle der Göttin aus dem Munde ihrer Priester zu empfangen. Diese, die Schneider, Schuster, Paruckenmacher u. s. w.

sorgen sehr fleißig dafür, daß das Reich der Mode nicht untergehe, weil sie sonst ohne Zweifel meistens verhungern müßten.

Unsere Weltweisen zanken sich über den höchsten Grund aller menschlichen Erkentniß — Ob es etwa die Verunnft wäre? wenn diese Herren von ihrer Erkenntnis reden, so kan es die Vernunft unmöglich seyn — Dieser würden sie schwerlich die Ehre anthun, sich um sie zu zanken : : : Die Mode ist es — Ihr zu gefallen, glaube ich, daß in der ganzen Welt kein Narr seyn kan, der mir vollkommen ähnlich ist, daß dies die beste unter allen möglichen Welten, und — ich der gröste unter allen möglichen Narren bin — Nein, das lezte glaube ich nicht: sonst wäre ich klüger, als alle meines gleichen.

Es ist schlimm, daß die Herrschaft der Mode sich auch bis auf den Glauben erstrecket. Wenn man nicht ein Zweifler seyn und alle Erfahrung leugnen will; so muß man sagen, daß die Religion der kaklogallinischen Göttin eben so unterworfen

sen ist, wie die Parucken und Hüte. Nachdem sie eben an der Orthodoxie einen Geschmack findet, oder nicht, nachdem sind wir gute Christen, oder die ärgsten Ketzer. Heut zu Tage besteht der herschende Modegeschmack in dem Uebertriebenen. Entweder wir sind iso fromm, daß unsere Frömmigkeit uns zur Last und andern lächerlich wird. Sie vertritt alsdenn die Stelle aller Tugenden. Wir können geitzig, wollüstig, hochmüthig und thöricht seyn, wenn wir nur fromm sind, Seitenheimweh haben, in der Kreutzpositur einhergehen und von der Ehmama göttlich sigilliret worden. Oder wir sehen die Religion wie einen Artickel aus Hederichs mythologischem Lexicon, wie die Geschichte des grossen Rolands und höchstens noch für einen Popanz an, damit man Kinder erschrecken und Narren in der Zucht halten kan. Wir sind nie witziger, als wenn wir eine Spötterei wider die heiligen Bücher ausspeyen können, die doch vielleicht nicht einmal in unserm Gehirn gewachsen, sondern als ein grosväterliches Erbstück auf

uns

uns fortgepflanzet worden ist. Doch es ist ja so Mode.

Schon seit vielen Jahrhunderten ist die Mode die unstreitige Selbstherrscherin der Gelehrsamkeit. Sie ist eine kleine Eigensinnige und die Welt ist eine große Närrin, daß sie sich nach ihr richtet. Vor hundert und mehreren Jahren hatte die Göttin einen Narren an der Kritik gefressen, und siehe da! die ganze gelehrte Welt von dem Professor an bis zu dem Schulmeister, wollte kritisiren. Wie wurden die armen klaßischen Schtiftsteller nicht gezüchriget! Immer eine editio castigatior nach der andern — Eine Leseart war so gut wie baar Geld; man konte sie überall an den Mann bringen. Ueber ein Kolon entstunden große, dintenreiche und papierverderbliche Kriege, und man hat Exempel, daß die gelehrtesten Leute über dem ohngefähren Auswurf einer Fliege tagelang kritisiret haben — Auf einmal wurde die seltsame Göttin der Kritik überdrüßig — Die Philosophie machte ihre Aufwartung bei der Mode und schnell ward sie auf den Thron erhoben. Nun

wurde die ganze Welt philosophisch; man glaubte nichts, was man nicht demonstriren konte, und die Mühe war also nicht vergeblich, die sich einige große Geister gaben, in vielen Paragraphen weitläuftig zu beweisen, daß man verbunden wäre zu essen, und daß man nicht essen könte, wenn man nicht das Maul aufsperrte. Es wäre unbillig gewesen, wenn man nicht der Religion einen Auftritt in dieser Komödie hätte einräumen wollen. Auch diese wurde mit vielen mathematischen metaphysischen und logischen Verschanzungen befestiget. Es gehet ihr hinter disen Wällen wie andern Festungen. Wer darinnen ist, suchet heraus zu kommen; wer zu schwach ist, sie zu erobern, bleibt draussen, und wer sie einnimmt, zerstört sie — In diesen unsern erleuchteten Zeiten scheint es, als wenn die Mode keine Liebhaberin der Philosophie mehr wäre; sie tändelt, sucht Schmetterlinge, und belustiget sich mit den Insekten des Helikons — welche Epochen! Wenn es wahr ist, daß die Welt ihre beständigen Revolutionen hat, so

so sind es gewiß diese — Ein kritisches Weltalter, ein philosophisches, ein homiletisches, ein tändelndes, ein anakreontisches, ein fabelhaftes, ein episches, ein komisches — wenn denn ein kluges?

Ausser ihren Priestern und Priesterinnen hat die Mode noch andere Verehrer, die sie selbst schaft, und die sich von dem gemeinen Haufen ihrer Anbeter unterscheiden. Ein Stutzer ist nichts anders als ein Phänomen, das die Göttin durch ihre Priester aus Seide, Gold, Silber, Haaren und Leder zusammen setzen läst, daß es aussieht, wie ein Mensch; in der That aber weiter nichts, als ein künstliches perpetuum mobile ist. Eine Stutzerin aber ist eine Puppe, auf deren Gesichte alle Morgen das Bild einer vollkommenen Schönheit gemahlet wird, und die durch geheime Triebfedern von der Göttin die Gabe erhalten hat, zu reden, ohne zu denken, manchmal zu erröthen, zu fächeln und zu lächeln. Dieses sind gleichsam die Originale, die die Mode aller

Welt

Welt zum Muster vorstellet, und da sie so süß sind, so ist es kein Wunder, daß jedermann an ihnen Geschmack findet.

„Lieben Kinder, sagte mein Urgrosvater, da er starb, die Moden sind veränderlich; der Tod aber erwartet uns alle. Ich wünsche euch viel Gutes: lebet so lange, bis einmal die Tugend Mode wird.„

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Dieses Kapitel soll nur einige kurze Anmerkungen über andere zu den Zeiten des Tersocas, Topal und Stotaris in Griechenland berühmte Hutmacher enthalten.

Genesdio trug erst einen Hut nach dem Muster des Tersocas, riß aber das Futter und den Rand herab, und schnitt viele Löcher hinein. Hernach warf er ihn gar

weg, und machte sich einen Hut aus Filz von Hundehaaren, der aber sehr unsauber und häßlich war, und wenig Liebhaber fand. Wer sich dessen bediente, erhielt sogleich die Gemüthsart eines Hundes, und bellte jedermann an.

Ozen und seine Nachfolger steiften den Hut nach spanischer Manier auf, und färbten ihn schwarz. Wer ihn aufsezte, wurde dadurch auf einmal so ernsthaft, wie ein Dorfschulze, und so unempfindlich, wie ein Kloz. Sie selbst giengen sehr gravitätisch darinnen einher, und verachteten alle, die andere Hüte trugen. Nach ihrer Meinung waren die, so sich ihrer Hüte bedienten, allein glückselig, reich, schön, ja gar Könige. Ueberdieß solten ihre Hüte ein bewährtes Präservativ vor allen Affekten seyn — den Hochmuth vielleicht ausgenommen.

Eine andere Zunft von Hutmachern verfertigte zwar selbst keine Hüte; aber sie zankten sich doch zum Besten der Welt, wie man welche machen müste, und erfanden viel neue Arten von betrügerischen Hüten.

Ire-

Irepuk machte seinen Hut so, daß er zur Noth auch eine Gesundheit darans trinken konte. Schön und regelmäßig war er nicht; denn er war nur aus einem ohngefähren Zusammenstoßen der Filztheile entstanden. Er machte ungemein lustig, und wer ihn auffezte, der empfieng die Gabe, auch mit wenigem vergnügt zu seyn, und ohne an das Vergangene zu gedenken, ohne wegen des Künftigen besorgt zu seyn, sich blos mit dem Gegenwärtigen zu beschäftigen.

Andere Zunftgenossen arbeiteten zwar auch an einem Hute, und sezten auch zuweilen würklich Hüte auf, dem ohngeachtet aber zweifelten sie noch immer, ob es Hüte gäbe, und ob etwa das, was man sähe, nicht eine bloße Erscheinung wäre. Ja, wie sie sagten, so wusten sie es nicht einmal, ob sie Hutmacher wären, oder nicht. Da sie es selbst nicht gewust haben, so weiß ich es noch viel weniger.

Siebentes Kapitel.

Eine Ausschweifung von bezauberten Hüten.

Daß leider! solche ruchlose Menschen in dieser besten Welt sind, die sich mit dem bösen Feinde aus fleischlichen Absichten in ein Bündniß einlassen und ihrem Nächsten dadurch zu schaden suchen; solches wird wohl kein vernünftiges Thier (*) leugnen. Wir leben freilich jezt in den lezten betrübten Zeiten, da die Atheisten und Freigeister ihre Häupter empor heben, und unter andern Glaubensartickeln der christlichen Kirche auch die orthodoxe Lehre von den Gespenstern und Zauberern anzutasten sich erfrechen. Doch lassen sich fromme Personen

(*) Das ist, kein Mensch, welches den Einfältigen zum besten hat müssen angemerket werden. Cf. cl. Sieberti Dissert. de vera definitione hominis ex philosophorum categoriis eruta.

sonen durch die eitlen Vernunftschlüsse dieser Leute nicht irre machen. Man muß alle historische Glaubwürdigkeit verwerfen, alle christliche Matronen vor Lügnerinnen halten, und nie etwas von Doktor Fausten, vom Kornelius Agrippa, und vom Blocksberge gehöret haben, wenn man die Würklichkeit der Hexerei leugnen will. Was will das noch vor ein Zustand auf unsern Akademien werden, wenn sogar diejenigen, die man zu Lehrern der Weisheit und Gerechtigkeit bestellet hat, die alten Weiber nicht mehr wollen verbrennen lassen, die Geld und den Drachen haben. Solten nicht billig alle fromme Potentaten in der lieben Christenheit diesem Unwesen steuern und wehren, und solchen Sadducäern das Maul stopfen? Solten nicht unsere Gelehrten, an statt daß sie sich Pyramiden von möglichen Welten bauen, Wurzeln suchen und in Punkten arbeiten, sich vielmehr bemühen, die immer mehr einreissende Naturalisterei zu entkräften, und die Wirklichkeit der Hexen und Unholde durch bündige homiletische Beweise darzuthun? Ich will die Gelegenheit nicht versäumen, aus meinem

nem schönen Vorrathe von Kolektaneen etwas zu diesem heilsamen Geschäfte beizutragen, und allen verführten Seelen einige Beispiele von bezauberten Hüten, als kräftige Beweise der leidigen Hexerei vorlegen.

Ich finde aber in meinem gelehrten Tagebuche, wo ich alles Merkwürdige, was ich sehe, höre und lese, aufzuzeichnen pflege, besonders drei Arten von bezauberten Hüten; den Doktorhut, den Kardinalshut und den Federhut. Alle haben das mit einander gemein, daß sie in dem Körper und der Seele desjenigen, dem sie aufgesetzet werden, ungewöhnliche und übernatürliche Wirkungen hervorbringen, und dem ohngeachtet von jedermann begierig gesuchet werden.

Der Doktorhut wird von der Zaubergesellschaft, die ihn in ihrer Gewalt hat, nicht anders als gegen baare Bezahlung veräussert. Derjenige, der ihn erhandelt, wird, so bald er ihm zum erstenmal aufgesetzet worden, durch die magische Kraft desselben so ernsthaft wie ein Ozenianer, so gelehrt, wie ein Reallexion und so hochmüthig, wie ein Rathswachtmeister. Er

em-

empfängt zugleich die Gabe Wunder zu thun und andere Vorrechte, die nach der Verschiedenheit der Innungen verschieden sind. Einige erhalten mit dem Hute die unsichtbare Keule der Orthodoxie und werden dadurch in den Stand gesetzet, Ketzer zu machen und alle unglückliche Geschöpfe, die sich — anern und — isten, auf eine symbolische Art zu zerschmettern. Anderen wird mit dem Hute die Vollmacht ertheilet, von Rechtswegen zu stehlen und alle überflüßige Reichthümer des gemeinen Wesens in ihre Kisten zu bannen. Andere bekommen das Privilegium, vor Geld und gute Worte todtzuschlagen, wen sie wollen; noch andere das Recht, nichts zu denken und eine Sprache zu reden, die niemand verstehet. Daß dieses übernatürliche Wirkungen sind, wird wohl kein frommer Christ leugnen.

Der **Kardinalshut** wird von einem großem welschen Hexenmeister verfertiget, der seines Gleichen in der ganzen Welt nicht hat. Unter seiner Botmäßigkeit stehen gewisse Gefängnisse, in welche er alle Todten von diesem Jammerthale versammelt und

sie

sie, wenn er es für gut befindet, in der Mitternacht-Stunde zu spucken ausschicket. Wollen ihre Hinterbliebenen diese armen Seelen los und sich selbst von der Furcht, alle Nächte erschrecket zu werden, befreiet wissen; so dürfen sie nur an den Hexenmeister, oder an seine Schergen eine gewisse Summe Geldes zahlen, da denn jene augenblicklich ihre Freiheit erhalten und ihnen der gemessene Befehl ertheilet wird, von nun an niemals mehr zu spucken. Die behexten Hüte, die dieser Zauberer austheilet, haben zwar verschiedene wunderbare Würkungen; das ist aber wohl die vornehmste, daß diejenigen, die ihrer theilhaftig werden, dadurch die Anwartschaft auf die Stelle eines Hexenmeisters aller Hexenmeister erhalten.

Von dem Federhute weis ich weiter nichts zu melden, als daß derjenige, dem er aufgesetzet wird, dadurch sehr gestrenge wird und das Talent bekommt, zur gemeinen Wohlfahrt auf das rittermäßigste zu fluchen und zu schwören — — wenn er es nicht etwa vorher schon besessen hat. Alle diese Dinge werde ich in einer gelehr-

ten Schrift von der vorher bestimmten Harmonie, und dem physischen Einflusse der Hüte auf das Herz weiter ausführen.

Ich könte auch hier von bezauberten Mützen reden — — Allein ich will nicht gar zu sehr ausschweifen, sondern meine Leser nun wieder zu meinem Märchen zurückführen.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Noch waren die Griechen die einzige Nation, die sich der Hüte bediente. Deswegen pflegten sie auch alle andern Völker Barbaren zu nennen, welches Wort, wie ein großer Kunstrichter unserer Zeiten behauptet, ohne Zweifel von *barba*, der Bart und von Haaren abstammet, dadurch sie anzeigen wolten, diese Völker machten keinen Unterschied zwischen dem Barte und

den Haupthaaren, indem sie sowohl jenen als diese blos trügen, da hingegen sie, die Griechen, die letzeren bedeckten. Nunmehr aber stunden auch in Rom einige Hutmacher auf; doch wurde der Gebrauch der Hüte daselbst nicht so gemein, als in Griechenland, auch erfanden sie keine neue Moden, sondern sie waren mit den Erfindungen der Griechen zufrieden, ob sie gleich dieselben bisweilen zusammensezten und dadurch gleichsam neue Hüte darstellten. Damit ich den Römern in dieser Schrift doch auch einige Ehre erzeige; so will ich von einigen ihrer berühmtesten Hutmacher etwas gedenken.

Kretulius machte zuerst die Mode des Jrepuk in Rom bekannt. Weil er aber doch auch gerne etwas neues haben wolte, so verfertigte er sich ein gewisses Maas, nach welchem er seinen Hut auf das genaueste eintheilte, so daß keine Ecke daran länger war als die andere. Er umwickelte überdies seinen Hut mit so vielen Bändern und Schleifen, daß man ihn beinahe vor allen Zierrathen nicht sehen konte. Um den Filz aber bekümmerte er sich nicht; sondern er

warf die Haare in einen Topf und ließ sie darinnen gähren, bis eine feste Materie daraus wurde.

Icocer trug seine Hüte überall herum und rief sie aus wie ein Marktschreier. (*) Er hatte eine besondere Gabe, sie den Leuten aufzuschwatzen und man hörte ihm mit Vergnügen ganze Studen zu, wenn er seinen Hüten eine Lobrede hielt. Unterdessen hat er doch nichts neues erfunden; sondern er kaufte alle alte griechischen Hüte von verschiedenen Meistern auf und setzte die seinigen daraus zusammen.

Atoc und Enesac machten ihre Hüte nach dem Muster des Ozen und hatten das Glück, daß selbst verschiedene Römische Kaiser sich derselben bedienten. Weil sie aus Handwerksneid große Feinde von der Mode des Irepuk waren; so brachten sie, oder ihre Nachfolger es dahin, daß dieselbe gänzlich verboten wurde und alle Hutmacher dieser Zunft in das Elend gehen mußten.

Von den Griechen und Römern kam die Hutmacherkunst auch auf die alten Kirchenväter. Die meisten unter ihnen verach-

teten

(*) Cf. cl. Philippi Icocer ein großer Windbeutel.

zeten sie und behaupteten mit grossem Eifer, fromme Christen müßten mit blosen Köpfen gehen. Andere aber hielten es für rathsam, sich zu bedecken und glaubten, weil die Heiden so gewaltig auf die armen Christenköpfe loßstürmten, so wäre es nöthig, diese durch gute Hüte in Vertheidigungsstand zu setzen. Sie machten allerhand Hüte, bald nach der Mode des Topal, bald nach dem Muster des Stotaris. Gar zu gute Arbeit machten sie freilich nicht — wenigstens war sie nicht dauerhaft.

Nun fängt sich die traurige Periode von einigen Jahrhunderten an, wo man sich der Hüte gar nicht mehr zu bedienen pflegte, bis endlich eine patriotischgesinnte Zunft den Gebrauch derselben von neuem einführte, wovon ich in einem andern Kapitel reden werde.

Neuntes Kapitel.

Eine kleine Ausschweifung von dem Umlauf der Säfte in der gelehrten Republik.

Was diese Ausschweifung vor ein Verhältnis gegen meine Hüte hat, das weis ich selber nicht. Unterdessen ist sie doch einmal gemacht und wer es weis, wie es einem Autor zu Muthe ist, der wird es nicht mit gutem Gewissen von mir verlangen können, daß ich sie unterdrücken soll.

Eine Stelle aus des berühmten Radziciowski Dissertationibus historico-politico-medico-philosophico-iuridico-philologico-criticis, die ich im Manuskript besitze, hat mir zu dieser Ausschweifung Gelegenheit gegeben. Ich will diese Stelle so hersetzen, wie sie ist, ohne die Lacunen zu ergänzen, die sich in der Abschrift sehr häufig befinden, welche Arbeit ich den

Herrn Kunstrichtern überlasse: „ Alle Ge-
„ lehrte zusammen genommen, schreibt
„ der Autor p. m. 1970, machen einen
„ Körper aus, davon jeder ein besonderes
„ Glied ist. - - - - - - der Kopf - - -
„ der gelehrte Rumpf. Einige machen das
„ Gehirn des gelehrten Körpers aus,
„ und denken unaufhörlich; andere sind
„ die Augen und betrachten den Himmel;
„ andere die Ohren - - - relata referunt
„ - - - in einer Schrift vom gelehrten Echo
„ - - - andere gehören zu der Nase - -
„ - - - - subolet mihi - - - nach dem
„ bekannten Verse:
„ gustus et olfactus, auditus, visio, tactus - -
„ andere sind der Mund - - - magna so-
„ naturum - - - - andere sind gelehrte
„ Mägen - - - sie verdauen was andere
„ geschluckt haben - - in succum et sangui-
„ nem conuertere - - - - die Finger ar-
„ beiten am meisten - - - ob der gelehrte
„ Körper auch seine membra pudenda hat,
„ das - - - - - - - - von der Aehnlich-
„ keit der gelehrten Welt mit einer Repu-
„ blik habe ich an einem andern Orte gere-
det - - - - „ bis hieher der Autor.

In diesen vortreflichen Worten wird die Gesellschaft der Gelehrten sowohl mit einem thierischen Körper, als auch mit einer politischen Republik verglichen. Ich habe mir viele Mühe gegeben das eigentliche tertium comparationis zu finden, in welchem ein Körper, eine Republik und die Gesellschaft der Gelehren mit einander überein kommen. Ich glaube, es entdecket zu haben, und ich will meine Gedanken dem geneigten Leser zur Beurtheilung vorlegen. Es ist nämlich bekannt, daß in einem thierischen Körper ein beständiger Umlauf des Blutes ist, als in welchem eigentlich das Leben des Thieres bestehet. Eben so muß in einem Staate ein beständiger Umlauf der Reichthümer erhalten werden, welches das Mitel ist, den Wohlstand der Republik zu befördern. Das vorausgesezt kan ich leicht die Aehnlichkeit dieser Dinge mit der Gesellschaft der Gelehrten erklären. Nämlich wie in einem Körper das Blut und in einer Republik das Geld beständig cirkuliren müssen; eben so wird auch in dem gelehrten Staatskörper ein beständiger Umlauf seiner Säfte erhalten. Das Leben und

die

die Reichthümer desselben bestehen ohne Zweifel in Gedanken und Wahrheiten und daß diese in einem beständigen Umlauf sind, haben verschiedene große Männer hinlänglich bewiesen (*). Die Bücher sind gleichsam die Gedanken-Magazine, durch welche ein beständiger gelehrter Markt unterhalten wird, der sich aber öfters in einen Schleichhandel verwandelt. Die Gedanken, die in den ältesten Büchern stehen, sind noch immer in der Welt; ein jeder macht sich dieselben zu Nutze, so gut er kan — Grote ein berühmter gelehrter Kaufmann bauete einen großen Laden, darinnen er eine erstaunende Menge von alten und neuen Waaren zusammen trug. Ein anderer machte einen Ausschuß aus diesem Laden und zog ihn ins kleine. Ein driter vermehrte ihn mit allerhand neuen Raritäten, und zeigte überall an, wo man noch mehr dergleichen Waaren bekommen könte. Ein vierter brachte ihn in eine andere Ordnung, ein fünfter that wieder etwas hinzu, welches

(*) Cf. Scripta de plagiariis, doctis impostoribus, Charlataneria, commentatoribus Aristotelis, Grotii etc.

der sechste wieder hinweg nahm; der siebente, achte, neunte und zehnte aber bestahlen ihn auf eine so künstliche Art, daß man den Betrug kaum merkte — Welch ein Umlauf! wenn das alte Geld noch so cirkulirte, wie die alten Wahrheiten, wie glücklich wären wir! — — —

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Von den Zeiten, deren Geschichte ich im achtem Kapitel beschrieben habe, fieng sich das große Hut interregnum in der ganzen Welt an, welche Periode aus etymol ogischen Gründen, die ich in eben diesem Kapitel erörtert, die Barbarische genennet wird. Die armen, einfältigen Leute giengen damals meistentheils mit bloßen Häuptern; oder wenn es hoch kam, so bedekten sie sich mit gewissen Kappen, wovon der große Hexenmeister

an der Tiber, der sich zu diesen Zeiten am meisten empor hub, das Monopolium hatte.

Ein Ungläubiger von dem Haufen des Medmuham war von der Vorsicht darzu bestimmet, die Hutmacherkunst wieder in Aufnahme zu bringen. Er fand von ohngefehr einige Alterthümer, unter welchen er auch den Hut des Stotaris nebst seiner Anweisung zu der Kunst, Hüte zu machen, antraf. Da er ein Arzt war und glaubte, der Gebrauch der Hüte würde der menschlichen Gesundheit sehr zuträglich seyn; so legte er sich mit allem Eifer auf die Verfertigung derselben. Weil er aber die Schrift des Stotaris nicht in allen Stücken verstand, auch der Hut desselben durch die Länge der Zeit sehr war verunanstaltet worden, und dieser Arzt überdies ein Medmuhamianer und Ungläubiger war; so wurde seine Arbeit nicht so vollkommen, wie sie hätte seyn sollen, sondern sehr unförmlich und der erste Hut, den er machte, war ein wahres Ungeheuer. Unter dessen fand er doch viele Nachfolger.

Von diesen Ungläubigen kam der Gebrauch der Hüte auch in die christlichen Klöster, wo man bisher nicht viel davon gehalten hatte, weil man glaubte, eine Kappe müste den Kopf nothwendig wärmer halten, als ein Hut. Gewisse alte Mönche aber erkanten ihren Irthum, und suchten nach dem Beispiel der ungläubigen Aerzte den Hut des Stotaris wieder hervor, schnitten aber und künstelten soviel daran, daß zulezt der ganze Deckel heraus fiel und nichts, als das Futter und der Rand übrig blieb, welchen lezteren sie noch darzu in viele kleine Stücke zerschnitten, weil sie die zarten Schnüre gerne entdecken wolten, womit er befestiget war. Um die Schande zu verbergen, wickelten sie viele Bänderchen um den Hut, und wie sie diese auf verschiedene Art in einander zu schlingen wusten; so bekamen auch die Hutmacher selbst davon verschiedene Benennungen. Einige verknüpften die Bänder so, daß sie wie die Flügel aussahen, mit denen die lieben Engelchen abgemalet werden und diese waren, englische Hutmacher.

macher. Andere brauchten zu ihren Hüten lauter zarte Fäden, die wie Spinnewebe aussahen und diese nennte man subtile Hutmacher u. s. w. die wenigsten unter ihnen aber machten selbst Hüte; sondern sie bekümmerten sich nur überhaupt um die Art und Weise, wie man sie verfertigen müste, und zankten sich, ob ein allgemeiner Hut würklich wäre, oder nicht. Sie bewiesen weitläuftig, daß alle Hüte ehemals keine Hüte, sondern nur Filz gewesen wären und daß sie daher entstünden, wenn man den Filz in eine gehörige Form brächte; nur der allgemeine Hut wäre ewig, nothwendig und unveränderlich. Ihre eigentliche Muttersprache war die rothwelsche; übrigens aber stunden sie alle unter der Herrschaft des italiänischen Zauberers und musten ihre Hüte machen, wie er es haben wolte. Er befahl ihnen, die Hüte so groß, weit und tief zu machen, daß sie sogar den Leuten die Augen mit bedekten, damit sie seine Gaukeleien nicht sehen könten. Es hatten aber diese Hutmacher nur einen

Stock, über welchen sie alle ihre Hüte schlugen, daher sie denn auch alle so einförmig waren, daß sie nur durch die Bänder, die man daran befestigte, konten unterschieden werden.

Eilftes Kapitel.

Eine Ausschweifung von der Kunst Geister zu elektrisiren.

Wir leben jezt in einem sehr elektrischen Jahrhunderte. Man darf nur zuweilen bei müßigen Stunden ein Stück Siegellack reiben und in einem gelehrten Magazine den Liebhabern und Untersuchern der Natur von dieser preiswürdigen Bemühung Nachricht geben; so ist man schon berühmt. Alles wird jezt elektrisiret — Messer, Löffel, Tischtücher, Männer, Weiber und H * *, ja sogar

Don=

Donner und Bliz — bald wird man auch —

Bei dieser allgemeinen Elektrisirbrunst wundere ich mich gar sehr, daß noch niemand auf die Gedanken gerathen, Geister zu elektrisiren — Ich bin der große Mann, ille ego, der diesen vortreflichen Einfall zuerst ausgebrütet; ich theile ihn hier allen Freunden der Natur mit und zweifele nicht an ihrem Beifalle. Ich werde mir durch diese Erfindung gewis eine Stelle in vielen, wo nicht in allen gelehrten Gesellschaften erwerben — man wird überall von mir reden und schreiben — Illustris Agtsteinius (S. L. B. ab Agtstein) Academiarum Londinensis, Parisiensis, Berolinensis, Petropolitanæ, Naturæ curiosorum, Moguntinæ, Bauaricæ etc. sodalis dignissimus — Das klingt vortreflich — Vielleicht findet sich ein erhabener Mäcen, der wohl gar eine Gedächtnismünze auf meine Erfindung prägen läßt —

Jedoch wo gerathe ich hin? Ich überlasse mich dem entzückenden Gedanken von der Größe meines künftigen Ruhms

allzusehr.

allzusehr. Es ist nun Zeit, daß ich meine Erfindung selbst beschreibe.

Die Gelehrten sind gemeiniglich ein wenig neidisch und ich trage kein Bedenken ihrem löblichen Beispiele zu folgen; Ich werde also meine Erfindung so schildern, daß gewis niemand daraus klug werden soll, den ich nicht besonders noch unterrichte. Vor Geld und gute Worte aber steht alles zu Diensten.

Ich brauche dem geneigten Leser den Nutzen meines Experiments nicht weitläuftig anzupreisen. Man weis, was vor erstaunende Würkungen die Elektricität in den Körpern hervorbringet, daß sogar die elektrischen Küsse weit besser schmecken als die gewöhnlichen. Ich schließe hieraus, daß durch das Elektrisiren die Empfindungskraft der Körper erhöhet wird — denn ich behaupte mit verschiedenen großen Leuten, daß alle Körper empfinden (*). Ein Marmor schreiet ja,

(*) Voiés l'histoire critique de l'ame des bêtes par Mr. Gver. So viel Gelehrsamkeit hat wohl der geneigte Leser in dieser Ausschweifung nicht gesuchet.

ja, wenn er gesäget wird. Und was ist ein Kanonenschuß anders, als ein klägliches Geschrei des Metalls, welches durch die Erschütterung des Pulvers empfindlich gerühret worden? Die Kanone läuft auch aus keiner andern Ursache zurück, als um sich an demjenigen zu rächen, der sie beleidiget — was diese Empfindungskraft bei den Körpern ist, das ist die Denkungskraft bei den Geistern. Nun ist diese leztere zwar bei allen Geistern anzutreffen (*); da wir Philosophen aber zu sagen pflegen: a posse ad esse non valet consequentia (**); so folgt, daß nicht eben alle Geister würklich denken müssen, welches wir an so vielen Menschen augenscheinlich sehen. Was konte demnach vortheilhafter seyn, als meine Erfindung, durch die ich es dahin zu bringen glaube, daß alle Geister (ich rede hier nur von den Menschen) würklich denken müssen. Vielleicht könte man mit der Zeit auch noch eine Maschine erfinden, die

(*) quia posita re ponitur ejus essentia.
(**) Cf. eine Metaphysik, die erste die beste.

die Gespenster zu elektrisiren, dadurch denn vielen frommen Christen würde geholfen werden, die damit so sehr geplaget sind. Sind das nicht Vortheile genug?

Ich komme nunmehr zur Sache selbst. Meine Maschine ist ordentlich wie eine andere Elektrisirmaschine; nur anstatt, daß sonst der zu Elektrisirende auf eine Tonne Pech treten muß; so wird er hier auf eine Kiste gestellet, die mit lauter witziger Makulatur angefüllet ist. Das ist alles leicht zu begreifen; allein wie man eine Person zu der Elektrisirung ihres Geistes vorzubereiten hat, das ist eben das Geheimniß. Dieses umständlich zu beschreiben, kan niemand von mir verlangen; so viel kan ich wohl sagen, daß vor allen Dingen der Paß ins Gehirn durch das Trepaniren muß geöffnet werden — cætera textus habet — vor ein alt Schock konventionsmäßiger Münze steht meine Erfindung jedermann zu Diensten. Doch lasse ich auch mit mir handeln. Die Würkungen meines Experiments sind erstaunend. Leute, die in

ihrem

ihrem ganzen Leben noch nicht gedacht haben, Grund- und Vernunftlehrer, Kunstrichter, Poeten, Philologen fangen hier auf einmal an zu denken, und durch einen geheimen Druck der elektrischen Materie sehen sie sich genöthiget, auch alles gerade heraus zu sagen, was sie denken. Mit verschiedenen Leuten habe ich schon die Probe gemacht. Ein großer Logiker bekante, daß er ein Narr wäre, ein eifriger Seelenhirt, daß er das selber nicht glaubte, was er in seinen hand- und taktfesten Predigten der christlichen Gemeinde einschärfte; Der große Christoph nente sich einen Duns und Pedanten, und meine liebe verlobte Braut erzählte mir alle ihre Schwachheitssünden und andere Kleinigkeiten, die sie wider die erste und andere Tafel der heiligen zehn Gebote begangen hatte.

Dieß voraus geschickt, will ich meine Erfindung allen christlichen Obrigkeiten, als das wahre Mittel zur Abkürzung der bürgerlichen und peinlichen Processe, den Weltweisen, als den einzigen Weg zur Wahrheit, allen neuangehenden

den Eheleuten zur gegenseitigen Erforschung ihrer Gemüther, und allen Dunsen unserer Zeiten, wie auch der Nachwelt bestens empfehlen.

Wegen der vermuthlichen künftigen Correspondenz will ich meine Addresse hersetzen. Sie ist diese:

A Monsieur
Monsieur Agtstein
cujus solum nomen omnibus titulis
majus est

à

Hall en Saxe

abzugeben in der Vorstadtl, neben dem Tusculano, bei dem Gärtner Hofe, unter dem Dache, im Hinterhause.

Exegi monumentum ære perennius!

Zwölf=

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Allmählig wurde man der bisherigen Hutmode überdrüßig. Es stunden hier und da sinnreiche Köpfe auf, welche die stotarisischen Hüte, die ohnedem sehr verunstaltet waren, nicht mehr leiden wolten. Ich werde einige von ihnen nennen und ihre Bemühungen kürzlich erzählen.

Musra wolte nicht leiden, daß man drei oder mehrere Ecken an die Hüte machte; er behauptete, es wäre wider den Wohlstand, und verfertigte eine ganz besondere Art von Hüten, die alle nur zwo Ecken hatten. Er konte keinen vor seinen Augen sehen, der einen stotarisischen Hut trug, und war dieser Mode so feind, daß er sogar nicht einmal stotarisischen Filz zu seiner Arbeit nehmen wolte. Er hatte verschiedene Bildsäulen, welche die alten rö-

mischen und griechischen Gelehrten vorstellen solten, und diesen probirte er seine Hüte allemal erst auf, ehe er sie verkaufte. Daher kam es, daß sie auf wenige Köpfe seiner Zeit paßten.

Obac hat selbst keine Hüte gemacht, aber doch den Hutmachern viele nützliche Lehren gegeben. Er verlangte, man solte zuerst die Natur des Filzes genau untersuchen, ehe man Hüte daraus machte, und ein jeder Hutmacher solte sich besonders mit einer gewissen Art von Filz beschäftigen. Alsdenn solten sie ihre Erfindungen einander mittheilen, und dadurch würde man in den Stand gesetzet werden, mit leichterer Mühe bessere Hüte als bisher zu machen.

Laval und Zinolius waren galante Leute, die die grobe Beschaffenheit der damaligen Hüte nicht vertragen konten. Sie behaupteten, die äußerliche Form derselben müste nach dem Muster des Jcocer eingerichtet werden, innerlich mögten sie aber beschaffen seyn, wie sie wolten.

Klu

Clu brachte seine ganze Lebenszeit damit zu, daß er einen großen Schrank mit vielen leeren Fächern machte, in welchen man eine große Menge Hüte aufbehalten konte. Er selbst aber hat keinen verfertiget.

Dancarus und Calpanecam erfanden auch neue Arten von Hüten, die aber allzukünstlich und unnatürlich waren, als daß sie bei der damaligen einfältigen Welt hätten sollen Beifall finden.

Andere Hutmacher, die der stotarisischen Zunft zuwider waren, suchten die alten Moden des Thagoraspy, Topal und Ozen wieder hervor, fanden aber wenig Nachfolger — — Meine Erzählung fängt an, trocken zu werden: ich thue wohl am besten, wenn ich wieder ein wenig ausschweife.

Drei-

Dreizehntes Kapitel.

Eine Ausschweifung *de asini umbra, ponte asinorum et cruce criticorum.*

Ich wolte gern auch in dieser Schrift meine Belesenheit zeigen, und dem geehrtesten Leser einige Merkwürdigkeiten aus meinen Kollektaneenbüchern vorlegen, die ich unter keinen andern Titel zu bringen gewußt habe, als unter diesen. Es geht mir wie jenem Gelehrten, dem zu allem Glücke ein reitender Dorfpfarrer begegnen muste, da er schon einige Wochen an dem Titel einer zum Drucke fertigen Schrift gearbeitet hatte; hier sahe er auf einmal ein, daß sein Buch de clerico equitante handelte — Ich will aus meinen Papieren abschreiben, was mir vor die Finger kommt, es mag sich hieher schicken oder nicht.

* * *

Der berühmte Herr Professor Baroco hat eine gelehrte Streitschrift vertheidiget, unter

unter dem Titel: de longitudine, latitudine, et profunditate monadum cum figuris æneis. Er beweiset darinnen auf das bündigste, daß eine Monade eine Kraft sey, die nichts und nirgends ist, und widerleget den Professor Parador sehr gründlich, der sich nicht geschämet, ihm zu widersprechen und zu glauben, was alle Bauern glauben. Herr Baroco sagt unter andern gar nachdrücklich: Peruersa de monadibus sentiendi libertas nostris etiam temporibus varios disciplinæ solidioris locos, sanæ rationis principiis euersis, turpitudine fœdat - - - Hierauf schimpfet der Herr B. noch ein wenig auf das Sinciput seines Gegners und macht mit einem trostreichen S. D. G. ein erbauliches Ende.

Eben dieser Mann hat ein ganzes Bündel metaphysischer Abhandlungen fertig liegen, die alle historisch, dogmatisch, polemisch, praktisch und pragmatisch ausgearbeitet sind, und seufzend auf einen billigen Verleger warten.

Der Herr Doktor Punktum hat eine gelehrte Schrift unter der Feder, darinnen

er die Eigenschaften, Kräfte, Würkungen, den Gebrauch und Nutzen, wie auch den Mißbrauch der Einschiebsel deutlich erklären, und mit vielen Beispielen aus den Büchern des Cicero, Plinius, Livius, Sallustius, Tacitus, Lucretius, Virgilius, Ovidius, Horatius und anderer mehr erläutern wird.

Von eben diesem gründlichen Manne haben wir nächstens eine vortrefliche Abhandlung von den drei lezten Buchstaben des Alphabets, X, Y, und Z, zu erwarten, darinnen er berechnen wird, wie vielmal dieselben in allen klaßischen Schriftstellern vorkommen, und zugleich eine künstliche Lobrede auf den berühmten Kunstrichter, Peter Burmann den Zweiten beifügen wird, in welcher keiner von diesen drei Buchstaben anzutreffen ist.

Der Professor Aedepol in Gröningen arbeitet an einer Streitschrift de excrementis veterum, darinnen er alles zusammen trägt, was die Alten in diesen Materien geliefert haben. Er hat eine ziemliche Sammlung von Antiquitäten.

Der

Der Herr Konsistorialrath Orthodox hat versprochen, künftiges Jahr g. G. abermal 366 neue Ketzer zu machen. Da er diese Zahl noch nicht voll hat, so ersuchet er alle diejenigen, die etwa Lust haben möchten, durch ihn berühmt zu werden, sich bei Zeiten zu melden, und sich nachgehends alles Einspruchs zu enthalten. Wir wünschen diesem hochwürdigen Manne zu seinen Beschäftigungen Zeit, Ruhe und Gesundheit.

Der Herr Doktor Niesewurz will ein Verzeichniß aller derer Patienten drucken lassen, die er in seiner vieljährigen Praxi mit Gottes Hülfe, wie er sagt, glücklich vom Leben zum Tode gebracht hat, wobei er zugleich in Ansehung eines jeden kürzlich erörtert, ob er am Alkali oder am Acido gestorben. Das ganze Werk wird 10 Folianten ausmachen, und auf Vorschuß gedruckt werden.

Kund und zu wissen sey hiermit jedermänniglich, den Materialisten, Käsekrämern und Materialisten samt und sonders, daß, wegen der jetzigen noch immer obwaltenden großen Theurung, künftige Messe

aber=

abermal eine große Menge Gedichte und witzige Schriften, die meistens mit lateinischen Lettern gedruckt, nebst vielen Uebersetzungen und andern Raritäten bei allen Buchführern um billigen Preiß wird zu haben seyn.

Ein großer Patriot, der sich aber nicht genennt hat, will wahrgenommen haben, daß die Zahl der Gelehrten von Tagen zu Tagen abnimmt (welches aber wohl nicht wahr ist) und deswegen hat er verschiedene nützliche Vorschläge zur Rekrutirung derselben gethan. Er will nämlich

1. mit Beihülfe einiger Kandidaten des heiligen Predigtamts ein großes, unerhörtes, allgemeines Reallexikon aller Künste und Wissenschaften zusammen tragen, welches ohngefehr 100 Folianten ausmachen wird, und dadurch ein jeder Narr in den Stand gesetzet werden soll, von allen vorkommenden Materien ohne große Mühe zu reden und zu schreiben, so viel und so lange er will. Das Werk wird etwas theuer; aber die Gelehrsamkeit

ist

ist ja unschätzbar, und kann nicht theuer genug bezahlet werden.

2. Will er ein allgemeines Journal aller Wissenschaften stückweise herausgeben, darinnen er alle andere Journale von Wort zu Wort abschreiben und dadurch dem geneigten Leser viele Mühe ersparen wird.

3. Will er ein allgemeines Register aller Bücher, die von Adam an bis auf ihn heraus gekommen, verfertigen und in der Vorrede Mittel angeben, aus dem Format, Druck und den Vignetten eines Buches den Werth desselben zu beurtheilen.

4) Ermahnet er alle, die etwas Gründliches in den Wissenschaften leisten wollen, ja bei Zeiten auf gute Kollektaneen zu denken und dieselben alsdenn, wenn sie alt und schreibenssatt sind, der gelehrten Welt mitzutheilen.

Durch diese Vorschläge hoffet er in kurzem eine solche göldene Zeit in der gelehrten Welt zuwege zu bringen, daß auch die Bauern beim Kruge philosophieren und

Schnei-

Schneider und Schuster die grösten Stützen der Kritik werden sollen — annue cœptis.

Zum Beschluß dieser Ausschweifung theile ich unsern Herrn Kunstrichtern eine zerstümmelte Stelle aus einer alten Handschrift mit, und ersuche sie, zum besten der Welt, in ihren gelehrten Nächten die Lücken zu ergänzen, den wahren Sinn des Verfassers zu erforschen, und ihre kritischen Muthmasungen alsdenn mir und dem Publico mitzutheilen.

- - - ſunt barbari homines membris moleque valentes - - impexa pendet barba - - - - - - - rugis arata frons — — lumine læſi — rem magnam præſtant - - - quærendi nominis - - - - - - - - - ſolos ſe cor habere - - - - ſufflatis buccis - - - - - Augiæ - - - - - - - lana caprina - - - - - procella tumultu - - - - majora conarier - - - - - - - tonitrua linguæ - - - - theonino rodunt - - - - - - blattis tineisque - - quos Craſſus - - naſuti - - - lac leænæ - - nil frontis - - jurgia gliſ-

gliscunt - - oestro - - - per humum repere - - - - - - - - - - purgant - - lima mordacius - - isti Aristarchi - - - - - - - - - - explicit.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Ich habe die Bemühungen verschiedener klugen Köpfe kürzlich erzählet, dadurch sie die slotarisische Hutform abzuschaffen und eine neue einzuführen, getrachtet haben. Allein jene erhielt sich länger, als man dachte, und solange, bis ihr ein gewisser Restak den grösten Stoß beibrachte, von dem sie sich niemals wieder hat erholen können.

Restak trug anfänglich auch einen slotarisischen Hut — allein da er ein wenig zärtlich war, so schien ihm derselbe viel zu unbequem und schwer, um ihn länger auf dem Kopfe zu leiden. Er warf ihn also

gar weg und gieng eine gute Zeit mit blossem Haupte, bis er endlich durch vieles Nachdenken eine neue Art von Hüten erfand, die mit grossem Beifall aufgenommen wurde. Da er diese Erfindung gemacht hatte, nachdem er eine Zeitlang mit bloßen Kopfe gegangen war; so behauptete er, man müste allemal so verfahren und sich eine Zeitlang keines Hutes bedienen, wenn man haben wolte, das er hernach recht fest anliegen solte. Sein Hut war aus dreierlei Filz in verschiedenen Wirbeln sehr mechanisch zusammengesetzet, wie er denn selbst ein überaus großer Liebhaber der Mechanik war. Dabei aber wolte er sehr demüthig seyn und nicht einmal das Ansehen haben, als wenn er viel Ehre mit seinen Hüten eingeleget. Er schob alles auf einen gewissen großen, aber unsichtbaren Mann, der nicht nur seinen Hut verfertiget, sondern ihm auch denselben aufsezte und wieder abnähme, wenn er wolte, doch so, daß es dem gemeinen Manne immer so vorkäme, als verrichtete er, Reskak, selbst diese Wirkungen. Er hat viele Anhänger, aber auch viele Feinde gefunden. Die lezten nennten

ihn einen Zauberer und wenn es bei ihnen gestanden hätte, so wäre er gewiß verbrant worden. Unterdessen fror er in einem kaltem Lande, dessen Königinn ihn zu sich gerufen hatte, damit er ihr einen Hut nach seiner Art machen solte, weil sie gerne für eine Amazonin wolte gehalten seyn. Die kalte Luft dieser Gegenden zog ihm eine Krankheit zu, und er starb.

Einer seiner vornehmsten Gegner war der Sendsag, ein sehr verständiger Hutmacher, der sich den Irepuk zum Muster erwählte und dessen Erfindungen in vielen Stücken verbesserte. Jedoch weil die irepukische Mode alt und die restakische Hutform neu war, so hat Sendsag eben nicht viel Anhänger gehabt.

Unter den Nachfolgern des Restak war auch Bendix Zanospi, ein beschnittener und kluger Narr. Er dehnte seinen Hut so weit aus, daß man alles darunter bringen konte, und behauptete, daß man ausser demselben gar keine Kleidung weiter brauchte. Er bewies, die ganze Welt und der große Mann, der nach der Meinung des Restak alles verrichten solte, wären

einerlei und weiter nichts, als ein großes Stück Filz, davon die Dinge und Hüte, die wir sehen, nur Eigenschaften und Veränderungen wären. Auch ihm gab man Zauberei schuld, und wenn er nicht in einem Lande gewohnet hätte, wo man ungestraft ein Narr seyn kan, so wäre er gewis dem Scheiterhaufen nicht entgangen.

Zu dieser Zeit theilten sich alle Hutmacher in drei Hauptzünfte. Einige sagten, es wären nur Hüte auf der Welt und keine Köpfe; die Köpfe, die wir zu fühlen glaubten, wären bloße Erscheinungen. Andere behaupteten, es wären nur Köpfe in der Welt und keine Hüte und wenn sie Hüte zu machen schienen, so wäre das ein bloßer Betrug der Sinne — ja einige unter diesen giengen so weit, daß sie steif und fest glaubten, es wäre weiter kein Kopf in der Welt, als der ihrige. Die Vernünftigsten aber glaubten, was die Kirche glaubet, daß es sowohl Hüte als Köpfe in der Welt gäbe. Dieses glaube ich auch und deswegen (*) will ich wieder eine kleine Ausschweifung machen.

(*) Ob dieser mein Glaube einige Verwand-

Fünfzehentes Kapitel.

Eine aphtonianische Chrie zum Lobe der gelehrten Schmierer.

Laus auctoris et dictum. Füretiere war zu seiner Zeit einer der berühmtesten Männer in Frankreich und wie gros seine Verdienste müssen gewesen seyn, das kan ein jeder verständiger Mensch schon daraus begreifen, erkennen und einsehen, daß er so gar das Glück gehabt, die französische Akademie so eifersüchtig zu machen, daß sie ihn aus ihrer Versammlung auf das feierlichste auszustoßen, vor gut befunden hat. Dieser nun schreibt an irgend einem Orte, wo, weis ich nicht; weil ich ihn nicht selbst gelesen, sondern mir die anzuführende Stelle von einem gu-

schaft mit meiner Ausschweifung hat, darum bekümmere ich mich nicht. Es ist doch ein transitus.

ten Freunde mitgetheilet worden — genug er schreibt sehr nachdrücklich so:

„ Puisque j'ai vu louer tant de faquins il
„ m'a pris envie de vous louer aussi.

Paraphrasis. Diese Worte sind, wie man mir gesagt hat, der Anfang einer Lobrede auf den Schinder und der Autor will dadurch so viel sagen: Da man heutzutage ohnedem gewohnt wäre, alle Narren zu loben, so dürfte sich niemand wundern, daß er den Entschluß gefasset, die Verdienste des Schinders zu erheben. So wenig man sich also wundern darf, daß ein so großer Mann, wie Füretiere, den Schinder gelobet: eben so wenig muß es den geneigten Leser, oder Hörer befremden, daß ich mir vornehme, die gelehrten Schmierer zu loben.

Caussa. Denn die Zeiten des Füretiere haben sich so sehr nicht geändert und sein Ausspruch ist noch immer wahr: j'ai vu louer tant de faquins, d. i. ich habe mein Lebtag gehöret, daß so viele Hoch- und Wohlgebohrne, Hoch- und Wohledle, Magnifici,

Hoch-

Hoch- und Wohlehrwürdige, Gestrenge, Vest- Mann- und Ehrenveste, Hoch- und Wohlgelahrte, Führnehme, Fürsichtige, Hochbenahmte, Ehrengeachtete, Kunsterfahrne und Kunstreiche, Ehr- und Tugendsame, Ehrbare- Hoch- und Wohllöbliche Leute und respective Herren sind gelobet worden — Warum solte es nicht erlaubet seyn, den Schinder wie Füretiere und die Schmierer, wie ich, zu loben.

Contrarium. Zwar giebt es viele ruchtlose Gemüther, Freigeister und Atheisten, die ihren verdammten Geifer bei aller Gelegenheit auf diese armen Märtyrer des Helikons ausspeien; allein das ist ein Schicksal, das sie mit allen großen Geistern gemein haben und sie ermangeln auch nicht, soviel an ihnen ist, gleiches mit gleichem zu vergelten. Ich meines Orts bin so ekel nicht, daß ich diesen guten Gemüthern und redlichen Herzen so verächtlich begegnen solte.

Comparatio. Ich lobe sie vielmehr und kan ich ihnen wohl einen grössern Lobspruch beilegen, als wenn ich sie Schinder der gesunden Vernunft nenne? denn gleichwie der Schinder sein Handwerk nur an Todten ausübet: so können auch diese großen kleinen Geister ihrer Vernunft nicht eher das Fell über die Ohren ziehen, als bis sie todt ist, welches wie vortreflich es sey, jeder einsieht, der weis, das die Vernunft eine Schlange ist, vor deren giftigen Bissen man, so lange sie lebet, nicht sicher seyn kan.

Exempla. Daher haben sich meine Helden die Schmierer von jeher bemühet, in ihren Schriften alle Vernunft gänzlich auszutilgen, wie man solches in den Fabeln eines E * * in den Psalmen und geistlichen, lieblichen Liedern eines St * * in den Reden eines E * * von Z ** und in den satyrischen Schilderungen eines W * * deutlich wahrnehmen kan. (*)

Testi-

(*) Mehrere Exempel siehe in den Leipziger gelehrten Zeitungen, vom Jahr 1736. Num. 78. p. 696.

Testimonium. Virgil beweiset die Vortreflichkeit der Schmierer sehr schön; er spricht: procumbit humi bos — d. i. Ein Ochse, der gewiß mehr Vernunft hat, als alle Schmierer, fällt mit aller seiner Vernunft auf die Erde. Wer erkennet hier nicht die Schädlichkeit der Vernuuft und die Größe derer, die sie beizeiten tödten und schinden.

Couclusio. Wer siehet also nicht, daß den Schmierern, diesen Stützen der gelehrten Narrheit alle die Lobsprüche zukommen, die ehemals Füretiere dem Schinder und der Magister Schw * * dem großen Lahormidas ertheilte. Dixi.

Sechzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Nach dem Restak einmal einen glücklichen Anfang gemachet, die stotarisische Mode zu verbannen; so wurden durch sein Beispiel viele aufgemuntert, ein gleiches zu versuchen und ihre eigenen Erfindungen an die Stelle der alten zu setzen.

Zinibel ist einer von den berühmtesten Verbesserern der Hutmacherkunst. Er war zwar sonst der stotarischen Hutform nicht gar zu abgeneigt; allein da dieselbe schon ziemlich aus der Mode gekommen war; so sahe er sich genöthiget, auch auf etwas Neues zu denken. Eigentlich hat er niemals einen ganzen Hut gemacht, als den, dessen er sich selbst bediente, welchen aber niemand zu sehen bekam; sondern er theilte unter die Leute nur einzelne Stückchen Filz aus, die

die sie hernach selbst mit zureichendem Grunde solten zusammen setzen. Sein eigener Hut bestund aus lauter kleinen Dingen, deren jedes, welches zu bewundern ist, vor sich nichts war, und nur erst alsdenn, wenn es mit mehreren zusammenflos, etwas wurde. In den ältern Zeiten waren die Leute so einfältig, daß sie ihre Hüte selbst aufsezten und abnahmen. Restak sahe das Pöbelhafte von dieser Gewohnheit ein, und brachte es dahin, daß ein großer unsichtbarer Mann, diese Arbeit verrichten mußte. Dem Zinibel aber stund weder das eine noch das andere an. Er verfertigte daher ein Uhrwerk in seinem Hut, vermöge desselben er sich zu eben der Zeit selbst abnahm und aufsezte, wenn es eine gewisse Monade, die Zinibel im Kopfe hatte, vor gut befand, daß es geschehen solte. Damit aber die Leute nicht etwa argwöhnisch werden und ihn für einen Zauberer halten mögten, wenn sie sähen, daß sein Hut sich von selbst bewegte; so hatte er seine Hand so gewöhnet, daß sie allemal solche Bewegun-

gen machte, die mit dem Uhrwerke des Hutes übereinstimmten, ob solches gleich an sich nicht nöthig gewesen wäre. Da sein Hut nun so vieles vor andern voraus hatte; so glaubte er, derselbe wäre der beste unter allen möglichen Hüten, und wenn man ihm vorwarf, es wären doch Löcher, Läuse und anderes Ungeziefer darinnen; so antwortete er, dies alles gehörte mit zum besten Hute und sein Hut würde nicht einmal der beste seyn, wenn nicht Löcher und Läuse darinnen wären. Er zeigte dies alles sehr deutlich an einer großen Piramide von lauter möglichen Hüten, die oben ein Ende hatte; unten aber ins unendliche fortgieng. Man wendete ihm ein, es könte doch wohl noch ein Hut in der Welt seyn, der eben so gut wäre, als der seinige; allein das war, wie er glaubte, so lang eine Unmöglichkeit, bis man ihm zwei Hüte zeigen würde, die einander vollkommen ähnlich und gleich wären. Übrigens hat Zinibel noch viele neue Erfindungen gemacht, deren sich seine Nachfolger, die wir hernach be-

rühren

rühren werden, treflich zu bedienen gewust haben. In den lezten Jahren des Zinibel, stund ein anderer Hutmacher auf, mit Namen Geridur. Dieser verfertigte zu seiner Zeit die allerdauerhafteste Arbeit in ganz Deutschland; weil sie aber nicht so leicht nachzumachen war, wie die Hüte des Zinibel, so hat Geridur auch nicht viel Nachfolger gefunden. Seine Hüte wurden alle von gewissen Geistern gleichsam belebet und der Filz bestund aus lauter Kügelchen und Nädelchen, die wunderlich mit einander vermischt waren.

Siebenzehentes Kapitel.

Eine Ausschweifung von der Gabe der Weitläuftigkeit.

Die Menge der Wissenschaften ist durch die Bemühungen der Gelehrten unsers erleuch-

leuchteten Jahrhunderts merklich vermehret worden und es ist beinahe keine Kunst mehr, sie mag so närrisch seyn, als sie will, die man nicht auf eine scientifische Art zu einer Ologie gemachet — ich bedaure niemanden mehr, als die arme Nachwelt, der wir beinahe gar nichts mehr zu erfinden übrig laßen. Bei dieser Fruchtbarkeit unserer Zeiten, wo man sich sogar Mühe gegeben hat, die Kunst verwirrt zu denken, in Regeln zu bringen, wundere ich mich gar sehr, daß noch niemand den Einfall gehabt, die Gabe der Weitläuftigkeit im Denken und Schreiben besonders abzuhandeln, seinem Buche einen griechischen Namen zu geben und dadurch diese vortrefliche Kunst zu einer Wissenschaft zu erhöhen. Aus den Schriften unserer Weltweisen und Kunstrichter würde man die brauchbaresten Regeln haben ziehen können, die innere Stärke in der Kraft des Geistes und der Finger, weitläufig zu seyn, unter den Menschenkindern zu befördern. Daß dieses eine sehr nüzliche und allen Schriftstellern, besonders den pragmatischen, sehr

sehr einträgliche Wissenschaft sey, wird wohl niemand leugnen. Wenn man die Gabe der Weitläuftigkeit besitzet, so darf man nur einen, ja nur einen halben Gedanken haben, um große Folianten zu schreiben. Und wenn man alsdenn noch so wenig honorarium, oder wohl gar nur die Korrektur bezahlt bekäme, so läuft es doch immer ins Geld und man kan sich damit trösten, daß man das wenige nicht einmal verdienet hat. Aus allen diesen Ursachen und auf das inständigste Zudringen meines Verlegers, meiner kritischen Freunde und auswärtiger Gelehrten, habe ich beschlossen den Weg zur Weitläuftigkeit in einem besonderem System auszuführen. Ich begnüge mich, hier den Titel und Inhalt dieses Werkes den Gelehrten bekant zu machen und zweifele gar nicht an dem Beifall aller derer, die das Beste der Welt und ihrer Mägen patriotisch beherzigen.

Erste Gründe

Der gesammten Syrmatologie und Tavtologie,

worinnen das Wesen der Weitläuftigkeit und die Regeln derselben praktisch vorgetragen werden, nach der Lehrart der Mathematiker, auf Verlangen und zum Gebrauch der Philosophen und Kunstrichter entworfen.

Inhalt.

Vorrede, darinnen ich mich erstaunend lobe und auf das heiligste versichere, daß dies Buch das erste und beste in seiner Art ist.

Einleitung zu dem ganzen Werke, worinnen die logischen, metaphysischen; physischen, moralischen, politischen, ökonomischen und theologischen Gründe des ganzen Systems festgesetzet werden.

Erstes Kapitel von dem Nutzen der Weitläuftigkeit in allen Fakultäten und in dem gemeinen Leben.

Zwey=

Zweites Kapitel von dem angebohrnen Grundtriebe zur Weitläuftigkeit, worinnen zugleich im Vorbeigehen der wahre Sinn des Ausspruchs gezeiget wird: Poetæ non fiunt; sed nascuntur.

Drittes Kapitel von der analytischen Weitläuftigkeit.

Viertes Kapitel von der synthetischen Weitläuftigkeit.

Fünftes Kapitel von der ästhetischen Weitläuftigkeit.

Sechstes Kapitel von den Hülfsmitteln zur Weitläuftigkeit überhaupt.

Siebentes Kapitel von den Schriften, die man lesen muß, um sich die Gabe der Weitläuftigkeit zu erwerben.

Achtes Kapitel von Ausschweifungen.

Neuntes Kapitel von dem Nutzen des Gedächtnißes und der Einbildungskraft.

Zehentes Kapitel von den Regalien.

Eilftes Kapitel von den locis communibus.

Zwölftes Kapitel von grammatischen und rhetorischen Variationen.

Drei-

Dreizehentes Kapitel von der weitläuftigen Kürze überhaupt und von der mathematischen Lehrart insbesondere.

Vierzehendes Kapitel von der Schädlichkeit der Vernunft bei der Gabe der Weitläuftigkeit.

Fünfzehentes Kapitel sylloge exemplorum aus Salmasens, Kirchners und Gronovs Schriften, aus Lünigs Reichsarchiv, aus Wolfs Natur- und Völkerrechte und verschiedenen akademischen Streitschriften.

Achtzehentes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Der berühmteste Nachfolger des Zinibel ist Susilow, welcher den Hut, den er von jenem geerbet, erst in eine rechte kunstmäßige Form gebracht und sich dadurch einen großen Ruhm unter den Hutmachern erworben, dadurch er so

auf

aufgeblasen wurde, daß er sich sogar den allgemeinen Hutmacher des menschlichen Geschlechts nennte und alle diejenigen für Narren erklärte, die sich weigerten, seine Hüte aufzusetzen. Er ist weiter von dem Zinibel nicht unterschieden, als dadurch, daß er den Hut desselben in lauter kleine Ecken eingetheilet, deren jede mit der andern, wie er vorgab, auf das genaueste verbunden war, so daß, wenn man eine herab schneiden wolte, die anderen alle nachfallen würden.

Susilow war so verwegen, daß er seinen Hut auch in der Kirche aufsetzen wolte und die Heerschaaren seiner Freunde und Schüler folgten ihm darinnen getreulich nach, und haben deswegen lange mit der Klerisei proceßiren müssen, ehe sie das Recht erhalten, sich ihrer Hüte auch in der Kirche zu bedienen. Ihre Advokaten haben deswegen große Bücher von dem Nutzen der susilowischen Hüte in der Kirche geschrieben. Viele haben sogar die alten Propheten und Apostel mit solchen Hüten abmalen lassen und ein gewisser thörichter Hutma-

cher hat in einem dicken Quartanten bewiesen, daß Moses und Aaron sich derselben bedienet.

Dagegen fanden sich viele, die behaupteten, man könte unter einem sufilowischen Hute kein guter Christ seyn, andere besorgten, wegen der vielen Löcher würde er nicht warm genug halten und im Winter wäre man in Gefahr, das Gehirn darinnen zu erfrieren. Uberdies verklagte man den Sufilow, er wäre ein Zauberer und sein Hut hätte die Würkung daß, sobald man ihn auf den Kopf brächte, die Seele sowohl eine Maschine würde als der Leib, da denn dieser jener gar nicht mehr gehorchen wolte. Der König des Landes besorgte großes Unheil und jagte den Sufilow fort. Als aber hierauf ein neuer Regent auf den Thron kam, der gerne sein Land besser bevölkern wolte und einsahe, daß Sufilow viele Leute nach sich ziehen würde; so wurde derselbe wieder zurückberufen und zu dem vornehmsten Hutmacher des ganzen Königreichs ernennet.

Es

Es fanden auch die Sufilowianer Mittel, einige ihrer guten Freunde unter die Klerisei zu stecken und dadurch brachten sie es soweit, daß zulezt sogar viele Prediger auf der Kanzel sich mit ihren Hüten schmückten und fast niemand mehr vor orthodox gehalten wurde, der nicht in ihrer Zunft war.

Von dieser Zeit an haben die Sufilowianischen Hutmacher die ganze Welt mit ihrer Arbeit überschwemmet. Sobald einer Meister wurde, so machte er sich schon einen neuen Hut, der vor jedem andern etwas voraus haben solte; aber in der That waren sie alle nach einem Muster zugeschnitten.

Eben damals lebte auch Mannfoh, ein Schüler des Geridurs und ein sehr vernünftiger Hutmacher. Seine Arbeit war vortreflich, und vielleicht hätte er den Namen eines Wiederherstellers der Hutmacherkunst mit besserm Rechte verdienet, als Sufilow. Allein er hatte wenige Kunden, starb frühzeitig; man vergas seine Verdienste, und bewieß dadurch den schlechten Geschmack unsers Jahrhunderts.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Ausschweifung an die Herrn Momus und Zoilus (*).

Die Schreiberei allen Leuten recht zu machen, ist den Gelehrtesten bishero unmöglich gewesen, sintemal viel unerforderte Rich-

*) Cf. der neu ausgepuzte, kurzweilige Zeitvertreiber, welcher ausgezieret mit allerhand lustigen Hofreden, lächerlichen Schwänken, artigen Schnaken, nachdenklichen, wohlgerissenen Possen, kurzweiligen Begebnissen, merkwürdigen Geschichten, nüzlichen Erzählungen, klugen Sprüchen und wohlgegebenen poetischen Ergözlichkeiten, die bei lustliebenden Gesellschaften, vertraulichen Kollationen, schlaflosen Nächten, auf Reisen und in friedlichen Zusammenkünften, zu Vertreibung melancholischer Grillen und Verkürzung langweiliger Zeit, können gelesen und fürgebracht werden, aus unterschiedenen Schriften, Büchern, Mittheilungen guter Freunde, täglichen Anmerkungen auf Reisen und in Gesellschaften zusammengetragen, zum fünftenmal vermehrt und verbessert herausgegeben.

Richter und Urtheiler mit unbefugtem Klügeln, spöttischem Durchhecheln und überwitzigem Hofmeistern hin und wieder unverschämt aufgetreten, welche alles dasjenige, was zu offenem Druck befördert worden und ihnen zu Gesicht gekommen, spitzfündig getadelt, daß viele daher die Feder auf den Tisch gestoßen, und ferner etwas zu schreiben, gänzlich verredet haben. Solches hätte mich billig, als den geringsten unter allen, von gegenwärtiger Schreiberei abhalten sollen; weil aber etliche unter meinen guten Freunden gewesen, die schon vor vielen Jahren meine geringschätzigen Collektaneen gerne gehabt hätten, und deßwegen zum öftern gebeten, daß ich solche zum Druck befördern möchte; als habe mich endlich dahin bereden lassen, solche aus den Händen zu geben, und mich um einen guten Verleger zu bewerben, welches auch nunmehr durch einen meiner sonderbaren Mäcene dahin gediehen, daß männiglich diese Sammlungen um schlechten Preiß käuflich erhalten kann. Solten sich nun auch etliche ungünstige Momisten finden, die mich dieser Schreiberei halber durchhecheln wür-

den; so getröste ich mich dessen, daß ich nicht der erste, dem solches Tadeln begegnet; sondern daß ich aller Orten meines Unglücks Gesellen antreffen werde. Den diejenigen, welche Häuser an den Weg bauen und Bücher schreiben, sind allerlei Urtheil unterworfen. Dannenhero schreibt auch der weltberühmte und in Gott ruhende Herr Harsdörfer an einem Orte in seinen weltlichen Lehrgedichten:

„ Wer will bauen an die Gassen,

	lachen	
	reden	
	spotten	
	dräuen	
„muß die Leute	lügen	lassen. „
	richten	
	schänden	
	schmähen	
	tadeln	

Der müste früh aufstehen, sagt der Deutsche, der jedermann gefallen wolte, und derjenige soll noch gebohren werden, der jedem Menschen es recht machen will.

Jupiter ipſe nequit cuique placere bonus. Jupiter ſelbſt kan es nicht einem jeden eben und recht machen, vielweniger ich und du. Und ſchreibet Apollodorus demnach recht und wohl: μομησεται τις μαλλον η μιμησεται: carpet citius aliquando, quam imitabitur; man kan eher etwas tadeln, als nachmachen.

Es ſoll aber der günſtige Leſer wiſſen, daß ich dieſe meine Schrift meiſtentheils ætate luxuriante, in meinen jungen Jahren bei müſſigen Stunden zu meiner eigenen Ergötzung und Beluſtigung zuſammen getragen, welches ich dergeſtalt verrichtet, daß, wenn ich etwas Ergötzliches gehöret, oder geleſen, ich ſolches ſofort aufgezeichnet, und manche Grille damit vertrieben habe.

Es möchte aber ein Zoilus auftreten, und mir unter die Naſe reiben, ich hätte meine Zeit wohl zu etwas Beſſerm anwenden können. Hierauf gebe ich dasjenige zur Antwort, was Johann Poſthius ſchreibet;

Non iuuat aſſidue libros tractare ſeueros,
Bartole ſiue tuos, ſiue Galene tuos;

Sed licet ad dulces etiam descendere lusus
Atque animum doctis exhilarare nugis.

welches Herr Johann Georg Schoch von Leipzig also verdeutschet:

Man kan nicht immer fort, und ist auch nicht gesund,
Was Hohes nehmen für; Es ist uns ja vergunt,
Noch andre Lustbarkeit und oft ein kluger Scherz,
So wiederum in uns erquicket Sinn und Herz.

So schreibt auch Bernhardus Mithobius Med. Doct.

Non semper tristi ducit sua tempora vultu
Prudens, sed curas temperat ipse locis.
Man kan nicht immerfort betrübt und traurig seyn,
Es kommt ein guter Scherz zuweilen auch mit ein.

wozu auch der weise Kato seinen Beifall giebt, wenn er sich also hören lässet:

Interpone tuis interdum gaudia curis.

Oder nach meiner geringfügigen Vermutter-sprachung:

Den

Den Sorgen mische du bisweilen Freude
an,
Daß dein Gemüthe Müh und Arbeit tra-
gen kan.
Wo Ruhe des Gemüths und Lust-ver-
mischte Zeit,
Da weicht der Lebensfeind, die Traurig-
keit bei Seit.

Nächsthin ist alles, was ich geschrieben, zu keines Menschen Schimpf und Verkleinerung seines Leumunds gerichtet, sondern einzig und allein zur Kurzweil aufgesetzet, welche einem jeden gar wohl vergönnet ist, nach dem bekanten Vers:

Innocuis sobriisque iocis licet omni-
bus vti.

Scherzen mit Maßen
Ist wohl zugelassen.

Da aber eines und das andere geschrieben seyn solte, daß dir gunstgeneigter Leser, schon bekant wäre; so wollest du gedenken, daß es hingegen zehen andern unbekant seyn mag, und daß ein Buch nicht für einen Mann allein ausgefertiget werde; oder da dich etwas nicht so gar ausbündig bedünken solte, mögest du das Sprüchwort

erwägen, daß auch diejenigen, die mit dem Kaiser reiten, einander nicht alle gleich sind, viel minder alle gleich reden und schreiben können.

Solte auch zuweilen einiges mit untergelaufen seyn, das grob und unhöflich scheinen möchte; so wird es doch verhoffentlich dermaßen beschnitten seyn, daß man es sonder Aergerniß und Anstoß in der lieben Christenheit gar wohl wird lesen und verstehen können. Es kan nicht alles so verblümt gegeben werden, und es sagen ja die bekanten Verse:

Si bonus interpres, numquam mala verba nocebunt,
Sin malus interpres, numquam bona verba iuuabunt.

Den Reinen ist alles rein; bösartige Leute, die gewohnt sind, alles zu Bolzen zu drehen, können auch das Allerbeste zum Uebelsten deuten.

Indessen aber lebe ich der guten zuversichtlichen Hoffnung, der günstige Leser werde hierüber ein glimpfliches Urtheil fällen, und meiner dabei jedesmal im Besten gedenken.

Solte mir aber diese Hofnung fehl schlagen, so werde ich alle die Stunden bereuen, die ich auf die Verfertigung dieser Schrift gewendet habe, und als ein bußfertiger Autor ausrufen:

O mihi consumtam referat si Iupiter
chartam!

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Ich komme nunmehr auf den allerneuesten Zustand der Hutmacherkunst. Die susilowische Mode fängt schon an, alt zu werden und es haben sich verschiedene grosse Hutmacher gefunden, die kühn genug gewesen sind, dieselbe für unzulänglich und unbequem zu erklären und zugleich versprochen haben, etwas besseres zu leisten.

Saredi ist einer der Vornehmsten unter ihnen. Da er noch jung war, trug

er

er auch einen sufilowischen Hut und vertheidigte diese Mode mit großem Eifer, als die beste unter allen möglichen. Nach der Zeit aber sahe er ein, daß der Hut, den er aus der sufilowischen Manufaktur erhalten, weder fest auf dem Haupte sas, noch dasselbe recht warm erhielt; sondern voll von kleinen Löchern und überhaupt sehr unvollkommen war. Daher flickte und besserte er immer daran, wie aber alles nichts helfen wolte, so schnitt er ihn gar entzwei, warf ihn weg und verfertigte sich einen neuen, welchen er theils aus stotarischen, theils aus sufilowischen, theils aus Filz von seiner eigenen Erfindung auf eine ganz neue Art zusammensezte. Erst machte er ihn so künstlich, daß ihn jedermann vor einen sufilowischen Hut ansahe, der nur etwas dauerhafter wäre, als die gewöhnlichen; ob er gleich in der That gerade das Gegentheil davon war. Dieses that er deswegen, weil eben zu der Zeit die Sufilowianer in dem grösten Ansehen stunden, und sich zu ordentlichen Tyrannen aller möglichen Hüte, wie fern sie möglich sind, aufgeworfen hatten. Sie waren sehr eigensin-

nig und grob, und wolten nicht leiden, daß jemand einen Hut tragen solte, den sie nicht verfertiget. Saredi betrog sie glücklich, und jedermann hielt ihn anfänglich wenigstens für einen halben Sufilowianer. Da er sich nun einmal dadurch einen großen Namen gemachet; so schnitt er alle noch übrige sufilowianischen Zierrathen, die das Wesentliche seines Hutes bedeckten, von demselben ab, und lies ihn sehen, wie er war. Die Sufilowianer merkten nun, daß sie hintergangen waren; sie ärgerten sich entsetzlich; da sie aber schon viel von ihrem Ansehen verloren haten, so wusten sie weiter nichts zu thun, als zu schimpfen, worinn sie eine große Stärke bewiesen. Sie wolten überdies behaupten, man könte den Hut des Saredi nicht mit guten Gewissen in der Kirche aufsetzen. Allein man hat sie ausgelachet und ihnen gewisen, daß man sich desselben nicht nur in der Kirche, sondern auch auf dem Rathhause, ja so gar im gemeinem Leben, bedienen kan. Uebrigens sind die saredianischen Hüte sehr dauerhaft, und die Bestandtheile derselben auf das vesteste und ordentlichste zusammengesetzet,

setzet, und nach dem Muster des Stotaris mit sehr subtilen Schnüren verbunden. Daher werden sie sehr weit und sogar in diejenigen Länder verführet, wo man bisher noch immer von keinen andern, als stotarisischen Hüten, hat wissen wollen.

Escru, ein anderer berühmter Hutmacher dieser Zeiten, erbte den Hut des Mannfoh, brachte ihn in eine neumodische Form, sezte ihn auf, that einen schwarzen Mantel dazu um, und sahe in dieser Tracht sehr gut aus. Sein Filz kam mit dem saredianischen sehr überein, ob gleich die Farbe desselben und die Form des ganzen Hutes verschieden ist. Die Zünfte des Saredi und Escru haben wider die sufilowianische gemeinschaftliche Sache gemacht, und die Mitglieder der leztern dadurch so in die Enge getrieben, daß, da sie weiter nichts haben anfangen können, sie auf den verzweifelten Einfall gerathen sind, ihre Hüte zu elektrisiren — ob ihnen dieses viel geholfen habe, davon ist mir nichts zu Ohren gekommen.

Heut zu Tage sind auch die Chapeau-bas-Hüte sehr Mode geworden, die man

in

in alle Gesellschaften, so gar auch bei Frauenzimmer, mitnehmen kan. Sie sind zwar weder dauerhaft, noch bequem, und haben weiter keinen Nutzen, als daß man zuweilen damit spielen kan, wenn man nichts anders vorzunehmen weis — aber sie gehören zur Galanterie.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Kurze Anzeige der Merkwürdigkeiten, die man zu berühren nicht willens ist.

Wie die Hutmacher mit den Trödlern in beständiger Feindschaft gewesen sind, was für landverderbliche Kriege daher entstanden, wie viel Dinte vergossen worden, was sie für Handwerksgebräuche haben, was sie im Schilde führen, wie viele unter ihnen die fallende Sucht bekommen haben, daß viele Narren unter ihnen sind, daß keine

Thor=

Thorheit so gros ist, die nicht unter ihnen zünftig wird, daß es viele Pfuscher unter ihnen gibt, daß man öfters ihre Hüte zu Pfeffersäcken macht, — et sexcenta alia hätte ich noch können anführen, die ich aber, um nicht meine ganze Weisheit auf einmal auszuschütten, mit Stillschweigen übergehe.

Zwei und zwanzigstes und leztes Kapitel.

Beschluß, nebst einer Ausschweifung vom gelehrten Winde.

Ich könte nun ziemlich autormäßig von dem geneigten Leser Abschied nehmen, nachdem ich denselben, vielleicht zu seinem grösten Leidwesen, nur allzulange unterhalten. Ich finde mich aber genöthiget, demselben zuvor noch zweierlei ans Herz zu legen. Erstlich muß ich mich rechtfertigen, daß ich

in meiner ganzen Geschichte, wie es scheinet, kein Wort von meinem Anherrn gesagt habe, dem zu Ehren ich doch die ganze Arbeit unternommen. Allein hierauf dienet zur Antwort, daß ich ihn in der That berühret und sehr viel Gutes von ihm gesaget, ohne anzuzeigen, daß er es ist, den ich lobe. Ich habe dies deswegen gethan, damit man mich nicht, wenn ich ihn lobte, einer Parteilichkeit, und wenn ich ihn tadelte, einer Undankbarkeit beschuldigen möchte.

Zweitens will ich, ehe ich die Feder niederlege, meinen Lesern mit einer vernünftigen Ausschweifung vom gelehrten Winde aufwarten. Ich will die Natur und das Wesen desselben entwickeln, seine verschiedenen Arten und die bekannte Eintheilung desselben in gelehrten Ost- West- Süd- und Nordwind aus einander setzen, seine Vortreflichkeit rühmen, und praktische Kautelen zu vernünftiger Anwendung desselben geben. Alles werde ich mit hinreichenden Beispielen aus der alten und neuen Geschichte und mit verschiedenen Anekdoten erläutern, dabei auch ein patriotisches Pro-

jekt von Verfertigung einer gelehrten Luftpumpe entwerfen, so, daß der Leser durch meine Anweisung soll in den Stand gesetzet werden, aus dem Stegreife einen solchen gelehrten Wind zu machen, daß jedermann darüber erstaunen muß.

Zu dem Ende = = = = vrceus exit.

ENDE

des Mährchens von dem Hute.

IV.

IV.

Neues Lehrgebäude
von der
Seelenwanderung.

Parturiunt - - -

Neues Lehrgebäude
von
der Seelenwanderung.

Nichts ist so vortreflich, als das Wasser und nichts so glänzend, als das Gold, welches unter allen andern Schätzen, wie ein Feuer in der Nacht hervorleuchtet. Aber du, mein Geist, weil du dich den Wissenschaften gewidmet hast, so wisse, daß am Himmel nichts herrlicheres, als die Sonne und auf der Erde nichts edleres ist, als die Philosophie (*). Wie schön ist es nicht, ein Philosoph zu seyn, Wesen zu schmieden, und über das Gebiete der Möglichkeiten und Undinge zu herrschen! Ich

(*) Eine männliche Nachahmung aus einem gewissen Poeten, der Pindarus geheissen und vor einiger Zeit mit Tode abgegangen seyn soll.

spüre einen innerlichen Beruf, in einem schönen oratorischen Meisterstücke, nach dem Muster Erdmann Uhsens, das Lob der Weltweisheit zu preisen —

Soll ich von deinem Lobe singen,
O Weisheit, Weisheit, welch ein Lied!

Ich will es wagen — laus auctoris.

Ist einer unter den alten klaßischen Schriftstellern, der das Glück hat, Mir, einem so erleuchteten Polyhistor dieses Jahrhunderts zu gefallen; so ist es gewiß der witzige, der weise, der sinnreiche, der vortrefliche, der göttliche — und wer denn? — o meine Herren, werden sie nicht ungeduldig! Ein Redner muß sich Zeit darzu nehmen, das zu sagen, was er sagen will — Horaz ist der glückliche Mann, der mir so ungemein gefällt. Was ist zärtlicher als seine Oden? Was ist lehrreicher als seine Dichtkunst? Was ist beissender, als seine Satyren? Ich gestehe es aufrichtig, daß ich ihn nie gelesen habe; allein was kan ich davor, daß es eimal so Mode ist, auch von Dingen zu urtheilen, die man nur dem Namen nach kennet? — —

Das

Das war ein Einschiebsel, (*) meine Herren — Diese Erinnerung wäre eben nicht nöthig gewesen — Aber warum nicht? Ist es dem Philosophen erlaubt, seine Sätze allemal bei ihren Geschlechtsnamen zu rufen, so oft er sie brauchet, warum solte es der Redner nicht auch thun? Ich hoffe, es noch dahin zu bringen, daß diese Gewohnheit auch bei andern Dingen landüblich werden soll. Wenigstens würde es nicht übel lassen, wenn sich unsere Herren und Damen künftighin bequemen wolten, ein jedes Pas, das ihre vernünftigen Füße nach den zureichenden Gründen der Tanzkunst machen, durch seinen technischen Namen vorher zu verkündigen — Rückpas — — Schottischpas — — Seitenpas — — ad formam Grundsatz — Lehrsatz — Heischesatz —

Doch wo gerathe ich hin? wolte ich nicht die Philosophie loben? ad Rhombum — Dieser vortrefliche Horaz, mein Lieblingsautor, sagt, wie ich aus Seibolds Sprüchwörtern gelernet habe, an irgend einem Orte:

(*) Lateinisch Parenthesis,

Felix, qui potuit rerum cognoſcere cauſſas!
Er will durch dieſen ſchönen Ausſpruch nicht nur anzeigen, daß alles ſeinen zureichenden Grund habe, ſondern auch, daß derjenige ſehr glücklich ſey, der dieſe vortrefliche Wahrheit in ihrem ganzen Umfange erkenne. Und dies iſt das Unterſcheidungsſtück eines Philoſophen — Iſt denn meine Chrie ſchon alle? Nein, beileibe nicht! Ein Zeugniß, ein Gleichniß und ein Beiſpiel muß ich noch bringen, ehe ich auf eine kunſtmäßige Art beſchließen kan. Sagt nicht der Fürſt der Poeten:

O Corydon, Corydon, quæ te dementia cepit!

Ich weis zwar nicht, wie ſich dieſe Worte hierher ſchicken. Unterdeſſen aber muſte ich doch ein Zeugniß haben und es iſt ja ohnedem eine gelehrte Gewohnheit, überall Stellen der alten Skribenten anzuführen, ſie mögen ſich ſchicken, oder nicht. Nun das Gleichniß. Ich martere mich lange, ehe ich eines finde — Jezt habe ich es. Gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier und der König der Thiere iſt: alſo iſt der Philoſoph ein grimmiges — beileibe nicht; der

der König unter den Gelehrten ist er. Es fehlet nun nichts mehr, als ein Beispiel. Ich könte mich selbst anführen; allein aus Bescheidenheit will ich es nicht thun, da ich ohnedem noch genug von mir werde zu reden haben. Ich will daher nur den Pythagoras nennen und nun kan ich es meinen Lesern auf eine gelehrte Manier beibringen, daß ich heute von der Seelenwanderung reden werde. Ob ich das nicht gleich hätte sagen können, ohne so viele Umstände zu machen? Nein! das wäre sehr pöbelhaft gewesen. Ich muste nothwendig vorher vom Wasser, vom Golde, von der Sonne, von Erdmann Uhsen, vom Einschiebsel, vom Seitenpas, von Heischesätzen, von zureichenden Gründen, vom Virgil und Korydon, vom Löwen, vom Pythagoras und von mir selbst reden, ehe ich auf eine schriftstellerische Art sagen konte, daß ich ein neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung entwerfen will. Pythagoras soll eine solche Meinung erfunden haben, die aber noch mit vielen Irrthümern vermischet und sehr mangelhaft ist. Ich habe dieser Sache nachgedacht und

endlich eine Hypothese erfunden, die ganz nagelneu ist und mit der Pythagoräischen nichts als den Namen gemein hat.

Damit ich recht philosophisch denke, so will ich gleich anfangs einen Saz erörtern, welcher der Grund meines ganzen Systems ist. Ich behaupte nämlich: Alle Körper, auch die sogenanten leblosen Dinge, haben vernünftige Seelen. Es ist nöthig, daß ich sogleich und ehe ich noch meinen Saz beweise, einen Einwurf hinweg räume, der mir dawider könnte gemachet werden. Man möchte mir nämlich die Erfahrung entgegen setzen und sagen, man nähme an den angeblichen leblosen Dingen nichts wahr, was von einer vernünftigen Seele zeugte. Allein dieser Zweifel ist zu schwach, meine Meinung zu entkräften und auf eben diese Art wolte ich auch beweisen, daß viele Menschen keine Seele wenigstens keine vernünftige, hätten. Was nehmen wir z. E. an Junker Hansen wahr, das von einer Seele zeugen solte? Er isset und trinket, das ist gewiß. Aber muß man eben eine Seele haben, um essen und trin-

trinken zu können? Er schläft auch, oder wenn er wachet, so fluchet er zuweilen und prügelt seinen Kutscher. Was sind aber das für Zeugnisse von einer vernünftigen Seele? Hat man können gewisse Maschinen machen, die ausgesehen, wie Enten, geschnattert, wie Enten und gefressen, wie Enten; so könte man ja auch wohl eine Maschine machen, die aussähe, wie Junker Hans, äsße und tränke, wie Junker Hans, schliefe, wie Junker Hans, fluchte, wie Junker Hans, und den Kutscher prügelte, wie Junker Hans. Ich glaube, durch dieses einzige Beispiel den Zweifelsknoten völlig aufgelöset zu haben. Die Vernunftlehrer pflegen diese Widerlegungsart die refutationem per instantiam zu nennen, welches der Einfältigen wegen hat müssen angemerket werden.

Nun ist es Zeit, meinen Saz durch einen gründlichen und kräftigen Beweis zu unterstützen.

Mein Argument ist eben das, wodurch man darthut, daß die Weiber Menschen sind. Alle diejenigen Dinge, die

die eine Geschicklichkeit besitzen, vernünftige Geschöpfe in sich verliebt zu machen, müssen auch selbst vernünftige Seelen haben. Sonst würde man annehmen müssen, daß in der Wirkung mehr, als in der Ursache seyn könnte, welches einem der ersten metaphysischen Grundsätze widerspricht. Nun behaupte ich, ein jeder Körper, er mag so schlecht seyn als er will, hat diese Geschicklichkeit, vernünftige Geschöpfe in sich verliebt zu machen. Was bringt nicht oft eine Dose für erstaunende Würkungen, in dem Seelchen eines Stutzers hervor! Ein Fächer ist einer Frau oft lieber, als ihr Mann und was hat ein Sak mit Dukaten nicht für eine Fertigkeit, die Gemüther der Menschen an sich zu ziehen? Sogar die schlechtesten Dinge in der Welt, eine Hand voll Erde, ein Fuder Mist und dergleichen haben dieses Talent, sich die Herzen eigen zu machen. Wäre dieses wohl möglich, wenn sie keine vernünftige Seele hätten?

Ich glaube nicht nur, daß es unmöglich ist, sondern sogar, daß diejenigen

gen das menschliche Geschlecht auf das äußerste beschimpfen, die das Gegentheil verfechten Was wäre das für eine Schande für vernünftige Thiere, wenn sie sich in solche Dinge verliebten, die weit unädler, als sie selbst, sind?

Mein Beweis ist allgemein und schließt sowohl die sogenanten leblosen Dinge, als auch die vor unvernünftig ausgeschrieenen Thiere mit ein. Von diesen ist es viel leichter zu beweisen, daß sie vernünftige Seelen haben. Wie würde sich sonst Amourette so sehr bei ihrer Herrschaft haben einschmeicheln können, daß sogar die gnädige Frau ihren Mann lieber missen würde, als die allerliebste Amourette. Ein Reuter wäre oft übel daran und mancher würde den Hals brechen, oder ersaufen, wenn sein Pferd nicht vernünftiger wäre, als er. Ich wüßte nichts, was man wider diese augenscheinliche Argumente mit Grund einwerfen könnte.

Beiläufig kan ich nicht umhin, anzumerken, daß eben diese Lehre auch die Wahrheit der Meinung von einer allgemeinen

meinen Weltseele bekräftiget. Die Welt ist eben sowohl ein Körper, als eine Dose, und hat eben die Geschicklichkeit, Menschen in sich verliebt zu machen. Wer sieht also nicht ein, daß sie auch eine Seele haben muß? Ich glaube aber, daß sich diese Weltseele von Zeit zu Zeit verändert, und daß diese Veränderung der wahre Grund von den Epochen der Mode und von der Verschiedenheit der Weltalter ist, davon ich an einem andern Orte geredet habe. Nachdem die Weltseele barbarisch oder gesittet, tändelnd, oder kritisch, fabelhaft, oder elektrisch ist: nachdem haben wir barbarische, gesittete, tändelnde, kritische, fabelhafte, oder elektrische Zeiten.

Ich habe also hinreichend bewiesen, daß alle Körper vernünftige Seelen haben. Woher bekommen sie aber dieselben? Die Antwort auf diese Frage liegt in der Hypothese, die ich erklären will. Meine Meinung ist nämlich diese: Die Seele eines jezt Verstorbenen wandert in ein anderes Ding, und zwar in dasjenige, welches der Verstorbe-

ne

ne nächst sich am meisten geliebet, es sey ein Mensch, oder ein Vieh, oder ein sogenantes lebloses Geschöpf, in welchem gesagte Seele so lang verbleiben muß, bis entweder das Ding untergehet, oder ein anderer stirbt, der es eben so sehr oder noch heftiger geliebet, als jener.

Daß dieser Vermuthungs-Satz höchst wahrscheinlich, ja beinahe gewiß ist, zeige ich so: Die scharfsinnigsten Weltweisen haben von jeher behauptet, daß der lezte Zweck und die gröste Glückseligkeit des Menschen die Vereinigung desselben mit seinem höchsten Gute sey: Da aber die Menschen so verschiedene Gesinnungen haben, so ist es unmöglich, daß nur ein höchstes Gut für alle vorhanden; sondern ein jeder hat sein eigenes und das höchste Gut eines Menschen ist dasjenige, was er außer sich am meisten liebet. Da nun der Tod die Erlösung von allem Uebel und der Weg zur höchsten Glückseeligkeit ist; so folgt, daß ein jeder Mensch, wenn er stirbt, dadurch mit seinem höchsten Gute, d. i.

mit

mit dem ihm im Leben am meisten liebgewesenen Dinge vereiniget werde. Diese Vereinigung betrift entweder den Körper, oder die Seele. Das erste ist falsch. Denn der Körper an sich ist keiner Glückseeligkeit fähig, und wird überdies nach dem Tode mit dem Sarge und Grabe vereiniget, welche Dinge wohl nicht leicht ein Mensch bei seinem Leben am meisten geliebet. Folglich muß diese Vereinigung die Seele angehen, und die Seele eines Verstorbenen muß also in dasienige Ding fahren, welches er bei Lebzeiten für sein höchstes Gut gehalten. Q E. D.

Man könte mir einwerfen, auf diese Art würde ein Ding mehr als eine Seele bekommen, indem es doch vorher schon eine müste gehabt haben, zu welcher hernach noch eine neue käme, und

Seele + Seele = 2 Seelen.

Ich antworte auf eine doppelte Art. Erstlich habe ich in meiner Hypothese angenommen, daß allemal die vorige Seele ausfähret, wenn die folgende ihren Einzug hält. Es bleibt also jedesmal

in

in einem Dinge nur eine Seele. Zweitens aber würde es auch vielleicht sogar ungereimt nicht seyn, in einem Dinge mehrere Seelen zu setzen. Viele Weltweise haben dem Menschen mehr als eine Seele zugeschrieben, und ich bin selbst ihrer Meinung, nur auf eine andere Art. Ich glaube nämlich, daß jeder Mensch zwo Seelen hat, eine närrische und eine kluge, deren jene dieser gemeiniglich sehr überlegen ist. Beide aber sind unzertrennlich mit einander verbunden; wo die eine ist, da ist die andere auch.

Man könte mir ferner einwenden; daß, wenn es wahr wäre, daß unsere Seelen durch mehrere Körper gewandert, sie sich dessen doch erinnern müsten, und man könne aus dem Mangel dieses Andenkens sicher auf die Falschheit meiner Meinung schließen. Allein ich nehme an, daß, so bald die Seele aus einem Körper ausfähret, sie in eine tiefe Indolenz verfället, und ihr Bewustsein gänzlich verlieret, welches sie nur erst bei ihrem Eintritte in den neu-

en Körper wieder bekömmt. Es kan nicht anders seyn, als daß in diesem Seelenschlafe alles Angedenken des vorigen Seyns verlöschen muß. Es wäre auch nicht einmal gut, wenn wir alle die Körper wüsten, die wir ehemals beseelet — wie würde mancher, der jezt ein großer Mann ist, sich schämen, wenn er wüste, daß seine hochgeborne Seele vorher einen Misthaufen bewohnet!

Damit ich meine Hypothese brauchbar und pragmatisch mache; so will ich dieselbe auf einige meiner guten Freunde anwenden, und aus derselben nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit herleiten, welchen Körper ein jeder mit der Zeit etwa beleben mögte.

Ananias Sausewind ist, wenn man ihm glauben will, welches nicht mehr als billig ist, da er sich doch selbst am besten kennen muß, der gröste Polyhistor aller Jahrhunderte. Man mag reden, wovon man will, so ist er zu Hause, und weiß alle Skribenten an den Fingern her zu erzählen, die von dieser Materie geschrieben haben. Vor ein paar

Jahren

Jahren war er noch bei weitem der Mann nicht, der er jezt ist. Aber von der Stunde an, da er von einem alten Vetter eine ziemliche Bibliothek, in welcher auch Moreri Lexikon war, geerbt hat, ist er so gelehrt geworden, wie wir ihn sehen. Eben dieses Lexikon ist, nächst seiner eigenen polyhistorlichen Majestät, das Liebste, was er in diesem Jammerthale hat, und allem Ansehen nach wird seine Seele dereinst dieses schöne Buch beleben.

Valten Felapton, ein großer Vernunftkünstler, wird weder in Scheiblers Logik, wie einige vermuthen, noch, wie andere glauben, in den Esel des Buridans fahren; sondern nach seinem Tode auf der Prädikamenten-Leiter gerades Weges in die Hölle steigen, und daselbst von der Zankgöttin in ein Sophisma verwandelt werden.

Anastasius Ungewitter, P. P. O. hält so viel von der künstlichen Pyramide der möglichen Reihen der zugleich seyenden und auf einander folgenden Dinge, die unter einander verknüpft sind,

daß ich nicht zweifele, seine abstrakte Seele werde dereinst diese Pyramide zur Wohnung erwählen und derselben viel Ehre machen.

Gabriel Senf, ein Hobbesianer. Seine Seele fährt in den Leviathan.

Siegfried Kannegießer hat schon so lange auf seiner Studierstube an dem Gleichgewichte von Europa gekünstelt, daß ich gewiß glaube, wofern er dasselbe noch zu Stande bringet, wird er vor Freude sterben, und seine Seele in ein Projekt verwandelt werden.

Sebastian Blasebalg trägt sehr viel zur Aufnahme des schönen gelehrten Windes bei, und machet so viel elektrische Versuche, daß seine Seele gewiß einmal entweder in eine Luftpumpe, oder in ein Stück Siegellak fahren wird.

Dem Herrn Doktor Kubus könte man keinen grösseren Possen thun, als wenn man das Ding, das in ihm denkt, nach seinem Tode in den leeren Raum verwiese, dessen gröster Feind er jederzeit gewesen ist. Da sich aber seine eigensinnige vorstellende Kraft der Welt

schwer-

schwerlich dazu wird bewegen lassen; so soll sie zur Strafe den großen Zirkel beleben, der entstehet, wenn eine bewegende Kraft die andere anstößet, und diese die eingedrückte Bewegung durch alle anliegende Monaden fortpflanzet.

Der Herr Magister Hyppolitus a Cathetis ist ein Mann, aus dem man nicht klug werden kan. Ich habe seinen Charakter noch nicht so weit ergründet, daß ich gewiß sagen könte, ob seine Seele dermaleinst in eine Hyperbel, oder in den Schwanz eines Kometen, oder in die bacillos nepperianos fahren wird. Eins von den dreien geschiehet gewiß und damit mag der geneigte Leser einstweilen vorlieb nehmen.

Icilius Lindwurm bezeiget so viele Hochachtung für alles was alt ist, besonders aber für alte Pergamente, daß ich seiner Seele gewis die Fragmente des Livius, wenn man sie nur erst gefunden hätte, zur künftigen Wohnung anweisen würde.

Isaac Todtenkopf, ein eifriger Verehrer der alten Steinmetzen, Töpfer und Münzmeister, wird seine Seele dem Leichensteine eines patriotischgesinnten römischen Schuhmachers überliefern, den er als die einzige Frucht seiner welschen Reise mit in unser geliebtes Vaterland gebracht, und von dessen Materie, Form, Beschaffenheit, Zierrathen, Aufschrift und Einkleidung er ein gelehrtes Werk unter der Feder hat.

Was aber anbelanget den weltberühmten Schulmann, Thomas Ochsen, so sind die Gelehrten noch nicht einig, ob sie, wenn Gott über ihn gebieten solte, seiner Seele den fruchtbringenden Donat, oder Sanctii Mineruam zu ihrer Wohnung anweisen sollen.

Michael Enak, ein Hochwürdiger, in Gott andächtiger und orthodoxer Mann, hat sich immer sehr um die Ketzergeschichte verdient gemacht. Er schimpfet zwar auf die rohen Gemüther, welche neue Meinungen, d. i. Ketzereien ausbrüten; in der That aber ist er diesen Leuten sehr gut, und weis es einem jeden großen Dank,

der

der ihm Gelegenheit giebt, sein Ketzerlexikon zu vermehren. Seine Seele wird also in einen Ketzer fahren.

Veit Krumholz, des geistlichen Gerichts Beisitzer und zu Ehe- und Gewissenssachen verordneter Kommissär, hat sich die Mahlschätze der Verlobten, die, ehe sie noch das geistliche Hochzeitprivilegium erhalten, sich schon der Rechte des Ehestands bedienen, d. i. uneins werden, zu dem einzigen Gegenstande seiner Hochachtung erwählet. Wo seine Seele unter diesen Umständen hinkommen werde, ist leicht zu erachten.

Sebastian Ablaß wird die Gewogenheit haben und seine Seele in einen Beichtpfennig ausblasen. Wofern er dieses nicht thun wolte, so stehet ihm ein Bierkrug oder eine von seinen Mägden zu Diensten.

Der praktischen Seele des S. T. Hrn. Nikol Kodex kan ich wohl kein grösseres Vergnügen machen, als wenn ich ihr den werdenden Körper eines künftigen, schwerbeladenen Urthelsbothen zu ihrer Wohnung einräume.

Die Seele des Herrn Esau Haberecht will ich der wächsernen Nase der Justitz, welche sein liebstes Handbuch ist, bestens empfehlen.

Herr Polikarpus Nimms, Amtmann allhier, findet sein gröstes Vergnügen an den krummen Händen der streitenden Partheien. Weil aber dieser krummen Hände so viel sind, so weiß ich nicht, ob ich seine Seele in die krümmsten oder in die letzten verweisen soll, die man ihm vor seinem seeligen Ende machen wird. Sie mag also gehen, wohin sie will.

Das einzige Labsal des Hrn. Doktor Theriaks in dieser letzten betrübten Zeit sind seine Patienten. Da ich ihm eben nicht gar zu günstig bin, so hätte ich fast Lust, seine Seele in eine Purganz, oder in die Würkung derselben einzuquartiren, welches nur nach meinen Grundsätzen nicht wohl angehet. Weil er aber gewohnt ist, täglich wenigstens einen seiner Patienten zur ewigen Ruhe zu befördern, und ich nicht zweifle, daß er auch noch bis auf den letzten Tag vor seinem eigenen Ende in

dieser löblichen Gewohnheit fortfahren wird; so weis ich kein besser Mittel, seiner Seele unter zu helfen, als wenn ich sie in den letzten Patienten setze, den er nach den Regeln seiner Kunst vom Leben zum Tode bringen wird.

Marx Bombe, ein alter erfahrner Kriegsknecht, schicket seine Seele in die Winterquartire bei einem reichen Bauer.

Levi Schmuel, ein Münzjude, dessen Beutel sein bester Herzensfreund hienieden ist, hat sich bei dem letzten Geldwechsel so viel erworben, daß seine Seele sehr undankbar seyn würde, wenn sie sich weigerte, in einen Mittelsachsen zu fahren.

Die Seele des Herrn David Banko muß, sie mag wollen oder nicht, in einen Steuerschein.

Servatius Lilleput, mein Nachbar, findet so viel Vergnügen daran, sich gegen baare Bezahlung von seinen Verdiensten etwas vorlügen zu lassen, daß er gewiß seine Seele dereinst in die auf ihn gedruckte Leichenpredigt, oder in ein Trauergedicht abgeben wird. Es kömmt nur darauf an, welcher am besten und erbaulichsten

lügen kan, der Beichtvater, oder der Poet.

Der Herr von Kraut wird die Gnade haben und in seinem letzten Stündlein seine Frau Gemahlinn dem Willen des Herrn, seine Hure dem Schulmeister, seinen Leib den Maden, und seine hochadeliche Seele dem Wallachen zu vermachen, der jetzt der gröste Gegenstand seiner Zärtlichkeit ist.

Die Seele des Herrn von Süß, die immer die Bequemlichkeit geliebet, will ich nicht weit bemühen. Sie hat die Wahl, ob sie in eine Pastete, oder in ein Kanapee fahren will. Ich dächte, das letzte wäre das beste.

Derr Herr von Rosenroth mag mit seiner Seele machen, was er will. Sagen sie, Herr Baron, soll dieselbe in ihrer Dose, oder auf den Schminkpflästerchen der göttlichen Rosamunde wohnen? Mir ist es einerlei.

Hans Bart, ein großer, entsetzlich starker Geist — weil er ganz Geist, oder, wie er saget, ganz Materie ist, so kan seine Seele nicht von dem Körper getren-

net

net werden; sondern ich will davor sorgen, daß er nach seinem Tode mit Haut und Haar in ein Bonmot soll verwandelt werden.

Die Frau von Isegrim mag immer in ihren Joli fahren.

Die Poeten, die ich kenne, werden nach ihrem Tode verschiedene Gestalten annehmen. Christoph Bengel wird ein Haberrohr und der Mag. Phädrus eine Cyperkatze beseelen.

Scholion I.

Es ist kein Zweifel, daß alle diese Narren wieder in sich selbst zurückfahren würden, wenn man ihnen ohne Einschränkung erlauben wolte, nach ihrem Tode in dasjenige Ding zu wandern, was ihnen sonst am liebsten gewesen. Daher habe ich mit Fleiß die Selbstheit eines jeden von meiner Hypothese ausgeschlossen, weil die Unsterblichkeit der Narren nicht eben zur besten Welt gehöret.

Scholion 2.

Es ist merkwürdig, daß man noch kein Beispiel hat, daß die Seele eines Mannes in seine liebe Hälfte, oder die Seele dieser in jenen gefahren wäre.

Scholion 3.

Wo meine eigene Seele dereinst hinfahren wird, befinde ich nicht für rathsam, zu untersuchen; sondern ich will die Entscheidung dieser Frage dem geneigten Leser überlassen.

ENDE

des neuen Lehrgebäudes von der Seelenwanderung.

V.

Umständlicher Beweis,

daß

im heiligen

Römischen Reiche

viele Narren

sind.

Redeunt Saturnia Regna.

Vorrede.

Sowohl unsere Schriftsteller, als auch diejenigen Leute, die in Gesellschaften das Wort führen, theilen sich in zwo Sekten. Einige wissen, daß diese Welt die beste unter allen möglichen Welten und unser Jahrhundert das beste unter allen möglichen ist; überall bemühen sie sich, diese große Wahrheit auszubreiten und unseren Zeiten den Ruhm zu befestigen, daß sie besser, gesitteter und erleuchteter sind, als alle verflossene Weltalter. Andere hingegen, die vielleicht mit sich selbst nicht zufrieden sind — Misanthropen und Sonderlinge, suchen sich dadurch ein wichtiges Ansehen zu erwerben, daß sie störrisch behaupten, die Welt würde von Zeit zu Zeit schlimmer und die Epoche, in welche uns das Schicksal aufbehalten hat, wäre gerade die lezte und schlimmste unter allen.

Wenn

Wenn es wahr ist, was sie täglich mit vielen Seufzern einschärfen, so ist keine Religion, keine Tugend, keine Ehrlichkeit mehr unter den Menschen. Die Wahrheit hat unsere Fluren verlassen und das, was wir noch Tugend nennen, ist ein Schattenspiel an der Wand, eine Komödie, die das Laster unter einer feinern Gestalt auf Unkosten unserer Glückseligkeit mit uns spielet. Man würde sehr irren, wenn man die Sprache dieser Leute vor ein Zeichen ihrer Demuth halten, oder glauben wolte, sie rechneten sich auch mit unter die Zahl der Blödsinnigen, die zur schlimmen Welt gehören. Das sey ferne! Sie sind die Aedlen, die die Vorsicht noch für unser Jahrhundert gesparet; die Tugenden haben nur deswegen den übrigen Theil der Erde geräumet, um sich bei diesen großen Geistern zu versammeln und ich glaube, sie wären nicht halb so vergnügt mit sich selbst, wenn alle Welt so moralisch gebildet wäre, wie sie zu seyn sich heimlich rühmen.

Da ich auf dem Titel versprochen habe, in einer gründlichen Abhandlung darzuthun, daß im heiligen Römischen Reiche deutscher

Nation viele Narren sind; so könte man leicht auf die Gedanken gerathen, ich gehörte auch unter diejenigen Leute, die nichts reden würden, wenn sie nicht das Recht hätten, sich über den gegenwärtigen schlimmen Zustand der Welt zu beschweren. Diesen Verdacht muß ich von mir ablehnen und ich setze also diese Vorrede als ein Aussenwerk voran, um mich vor allen Angriffen des Momus und Zoilus in Sicherheit zu stellen. Ich urkunde nämlich, bekenne und schwöre bei meiner Autorschaft, daß ich zu denjenigen will gerechnet seyn, die unser Jahrhundert für das beste unter allen andern halten, und, da ich nichts ohne Grund annehme, und solches auch von andern nicht verlangen kan, so ist mein Endzweck, in dieser Vorrede auf das Deutlichste zu zeigen, daß unsere Zeiten so vortreflich sind, als sie nur seyn können und erleuchteter, als alle vorige Jahrhunderte.

Es ist bekannt, daß man die Zeiten in göldene, silberne, eherne, eiserne und bleierne einzutheilen pfleget und die meisten Sonderlinge behaupten von den unsrigen, daß sie höchstens noch etwa bleiern sind.

Ich will das Gegentheil beweisen und sehr scientifisch darthun, daß unsere Epoche eben so gölden ist, als die saturnische, und daß die Güte der Zeiten nach dem Maaße steiget, wie der innere Werth der Münzen abnimmt.

Da ich dieses Vorhaben ausführen will; so sehe ich mich genöthiget, zuweilen einen Blick in die deutschen Alterthümer zu thun, um die alte Welt mit der heutigen zu vergleichen — und hier komme ich in ein Feld, das die grösten Reize für mich hat.

Mein Herr Rektor, welcher ein grundehrlicher Mann und gar nicht zum Lügen gebohren war, hat mir ehemals in meinen priscianischen Jahren die Kenntniß der Alterthümer als die vornehmste Vollkommenheit eines Gelehrten angepriesen. Der liebe Mann hatte Recht, und die Stunden reuen mich noch immer nicht, die ich auf die Erforschung der Antiquitäten verwendet habe. Seit vierzig Jahren ist dies meine tägliche Beschäftigung gewesen, ob ich mich gleich durch die Spöttereien hätte können irre machen lassen, welche die heutigen

Freigeister und Atheisten wider diese meine Lieblingsarbeit ausspeien. Die verdammten Poeten! ich rühre keinen wieder an — Neulich liehe mir ein guter Freund eine solche gereimte Skarteque; ich hatte sie kaum aufgeschlagen, so fand ich folgende Injurien, die ich allen meinen Mitbrüdern zur Warnung hier anführen muß:

Wenn in der Tracht des Barden der modernde Pedant,
Halb Inschrift und halb Urne, ganz Rom und Griechenland,
Mit Runzeln ohne Zahl und tiefgebeugtem Rücken
Und Augen voller Grimm, aus knotichten Parücken
Steif drohend vor sich schauet — dann fliehn die Grazien —

Nein — weiter kan ich unmöglich lesen— wer wolte sich da nicht ärgern — bald wäre ich in eine Ohnmacht gefallen — die verfluchten Verse — Ins Karlsbad gehören sie! Jedoch ich kehre mich nicht an diese Kalumnianten und Ehrendiebe; allen kleinen Geistern zum Trotze fahre ich fort, Alterthümer zu suchen.

Bis hierher bin ich mit meinem Hrn. Rektor obsoleten Andenkens noch vollkommen einig. Da ich aber ein Autor nach der Mode bin und folglich doch auch meine eigenen Meinungen haben muß; so nehme ich mir die Freiheit, zweierlei an diesem großen Manne auszusetzen. Zuerst kan ich ihm das nicht vergeben, daß er aus allzugroßer Neigung für das Alterthum, sich selbst und die Zeiten, in welchen er lebte, gänzlich vergas. Wenn man von Dingen redete, die nicht wenigstens einige hundert Jahr alt waren, da war er so stumm, wie eine Statue. Soviel konte er sich noch zur Noth erinnern, daß vor einiger Zeit ein gewisser Luther gelebet, der willens gewesen, den Pabst zu stürzen; ob das aber würklich geschehen und was wir heut zu Tage vor eine Religion haben, das wuste er nicht. Die türkische Geschichte war ihm bis auf die Belagerung von Konstantinopel bekant; ob aber diese Stadt damals erobert worden, oder ob die Belagerung noch dauerte, darum bekümmerte er sich wenig. Aber davor wuste er auch, wie Jupiter Hammon ausgesehen und wie

er selbst würde ausgesehen haben, wenn er vor zwei tausend Jahren gelebt hätte. Das weis ich alles auch; aber meine Liebe zu dem, was alt ist, verhindert mich nicht, auch auf die neueren Begebenheiten ein wachsames Auge zu haben, und in diesem Punkte unterscheide ich mich also von meinem Vorgänger. Zweitens war das etwas unverantwortliches von meinem Herrn Rektor, daß er sich mehr um die Alterthümer der Griechen und Römer, als um die der Deutschen bekümmerte. Billig hätte er mehr Liebe für sein Vaterland haben sollen. Ist denn ein alter Barde nicht eben so ehrwürdig, als ein römischer Zeichendeuter? Ich meines Orts habe in diesem Stücke patriotischere Gesinnungen. Ich weis nicht, wie die Pantoffeln der Römer aussahen, nichts vom Barfusgehen der Alten, oder von den Mahlzeiten der Griechen. Ich habe vielmehr die Gebräuche des alten Deutschlands untersuchet, und ganz Deutschlaud solte mir für meine Mühe verbunden seyn. Wenigstens kan ich mir doch wohl mehr einbilden, als ein Duns, der sich seine ganze Lebenszeit hin-

durch mit Quidditäten herumschlägt, oder als ein Narr, der alles elektrisiren will, was ihm vorkommt. Solten denn nicht die Alterthümer nützlicher seyn, als die vielen —iken —miken und —ologien, die das Land überschwemmen? Dieser vortrefliche Gedanke bringt mich auf eine meiner Profeßion sehr gemäße Ausschweifung von dem Nutzen der Alterthümer . . . . Doch das habe ich nur im Vorbeigehen erinnern wollen.

Aber wo gerathe ich hin? wo mir recht ist, so wolte ich eben eine Vergleichung zwischen den vorigen Zeiten und den unsrigen anstellen, um den Vorzug der lezten zu zeigen, da ich durch eine kleine Ausschweifung unterbrochen wurde. Ich komme also nun zu meinem Vorhaben zurück.

Das Herz im Leibe möchte mir bluten, wenn ich daran denke, daß alle unsere Vorfahren blinde Heiden und Götzendiener gewesen sind. Vermöge meiner strengen Orthodoxie, davon ich einen ziemlichen Vor-

rath

rath besitze, muß ich sie nothwendig alle verdammen, so ehrliche Leute sie auch immer mögen gewesen seyn. Dieses ist zwar nur von dem eisgrauen Alterthum zu verstehen; denn es ist schon eine ziemliche Zeit, daß das Christenthum durch den Dienst des großen Karls auch in unsern Gegenden ausgebreitet worden. Aber was war das vor ein Christenthum? war es nicht leider das blinde Pabstthum, in welchem nach allen symbolischen Büchern so wenig ein Mensch selig werden kan, als unter den Heiden? Endlich fieng sich eine glücklichere Periode an. Durch die Bemühungen eines Luthers und anderer großen Leute wurde die reinere Lehre wieder hergestellt — aber diese Religion, so wahr sie ist, so rauh, schwer und wenig galant ist sie. Es ist ein Beweis von der Erleuchtung unserer Zeiten, daß nur noch wenig Leute übrig sind, die Geduld genug haben, ihre Nacken unter ein so schweres Joch zu beugen. Wir haben zur Ehre unsers Jahrhunderts jetzt ganz andere Religionen — die freie — die galante — die Don Quichottische —

das sind die drei herrschenden Religionen im heiligen römischen Reiche.

Die freie ist die Religion dererjenigen großen Geister, die weiter sehen als der Pöbel, die sich mit ikarischen Fittichen über die Vorurtheile empor schwingen und allzustark denken, um eben das zu glauben, was auch ein Bauer vor wahr hält, der doch weder Ahnen, noch Gelehrsamkeit hat. Ich würde mich an unsern Weltweisen, Dichtern und andern Gelehrten gröblich versündigen, wenn ich sie nicht zu dieser preiswürdigen Sekte rechnete. Wer wolte es wohl einem Manne, der weis, was eine Monade ist, zumuthen, das zu glauben, was ein einfältiger, unphilosophischer Prediger erzählet, der es vielleicht selbst nicht einmal glaubet? Oder wer wolte es von einem witzigen Kopfe verlangen, einen schönen Gedanken, der auf Unkosten der Religion des Pöbels schön ist, zu unterdrücken? Das wäre vor hundert Jahren noch zur Noth angegangen — aber heut zu Tage ist die Welt erleuchteter.

Diejenigen, die vornehm, aber nicht kühn und stark genug sind, frei zu denken, wählen sich die galante Religion. Diese bestehet darinnen, daß man sich gar nicht darum bekümmert, ob man etwas glauben müsse, unterdessen aber doch aus politischen Absichten der veralteten Religion ein Kompliment machet, und sich in einigen Uebungen derselben dem Pöbel gleich stellet. Man gehet noch zuweilen in die Versammlungen der Betenden — um zu sehen und gesehen zu werden — eine neue Weste zu zeigen, oder eine Schöne zu schauen, die unsere Religionsverwandtin ist. Was man aber, vermöge eines pöbelhaften Vorurtheils, sonst in der Kirche zu thun habe; davon lehren die symbolischen Bücher der Galanterie nichts.

Man wundere sich nicht, daß ich auch von einer Don Quichottischen Religion rede. Zu dieser wenden sich die meisten unter denenjenigen, die in ihren jüngern Jahren frei, oder wenigstens galant gedacht haben. Sie werden geistliche irrende Ritter, und lieben Gott, wie man Dulcimenen von Toboso liebet. Täglich haben sie

mit dem Teufel zu kämpfen, wie der Ritter von der traurigen Gestalt mit Windmühlen. Ueberall erblicken sie den Fürsten der Finsterniß und rüsten sich, um ihm zu widerstehen, mit eben so lächerlichen Waffen, wie Don Quichotte. Ihr Gottesdienst ist ein beständiger Roman; aber um sie zu überzeugen, müste man beredter seyn, als der Domherr von Toledo.

Unter dem Drucke dieser drey Religionen seufzet diejenige, die die Apostel gelehret, und Luther wieder hervorgesuchet — sie seufzet — zum Ruhm unsers Jahrhunderts — und wartet auf minder erleuchtete Zeiten.

Ich könte den herrlichen Vorzug unsers Weltalters in Ansehung der Religion noch auf verschiedene Weise darthun. Die wichtigen Religionskriege, die vielen Ketzer, die von Jahren zu Jahren gemacht werden, die merkwürdige Bestellung der geistlichen Aemter, die ehrwürdigen Eigenschaften der heutigen Seelensorger — alle diese Dinge sind hinlängliche Beweise von der Vortreflichkeit unseres Jahrhunderts. Ich führe aber diese Gründe nicht weitläuf-

tiger aus; ihre bloße Anzeige beweiset schon genug und ich habe noch andere übrig, denen ich hier auch eine Stelle einräumen muß.

Die Aufnahme der Gelehrsamkeit ist ein untrügliches Merkmal von dem Vorzuge der Zeiten, in welchen wir leben. Die Geschichte der Wissenschaften bezeuget, wie schlecht alle Felder derselben von unsern Vorfahren bebauet worden. Der war bey ihnen schon gelehrt, wer nur das wuste, was seine Lebensart nothwendig erfoderte. Sie legten sich wenig auf das Bücherschreiben, oder warteten doch so lange, bis sie Bärte und Verstand hatten. Wir müssen unsern Vätern diese Einfalt zu gute halten, ohne ihnen nachzuahmen. Die Zeiten haben sich geändert und der gröste Gelehrte des Alterthums würde heut zu Tage von dem elendesten Schulmeister beschämet werden. Die Polyhistors sind so häufig, daß beynahe kein Marktflecken ist, der nicht wenigstens etliche aufweisen könte und die Schriften, die in jeder Messe zum Vorschein kommen, sind unzählich.

Ein

Ein rechter Autor soll nach der weisen Vorschrift seines Magens keinen Tag vorbeigehen lassen, ohne etwas zu schreiben. Das ist ein Saz, den schon die innerliche Empfindung eines jeden bekräftigt, mit dem die Erfahrung übereinstimmet und auf welchen die bekannte Lebensregel zielet:

Nulla dies abeat, quin linea ducta supersit.

Der geneigte Leser beliebe anzumerken, daß hier eine Synecdoche partis pro toto ist. (*) Nicht eine Linie — nein ganze Bogen voller Linien soll ein Autor täglich schreiben. Wozu würde ihm sonst die innere Stärcke in der Kraft seiner Finger dienen, wenn er dieselbe nicht zum Besten der Welt und seines Magens anwenden wolte? Ich kan diese praktische Lehre auch aus den innersten Grundsäzen des natürlichen Rechts herleiten, wobei ich aber dem geneigten Leser zuvor bekannt machen muß, daß ich ein Schmausianer bin und die von der Natur eingepflanzten Triebe für die höchsten Kennzeichen des Guten und Bösen halte. Wir sind nämlich verbunden, alles das zu thun, was

(*) Cf. Uhsens wohl informirter Redner.

was die Grundtriebe der Natur erheischen. Nun haben wir alle, und besonders die Autors einen gewissen natürlichen Trieb im Magen, den man den Hunger nennet. Wir sind also verbunden, uns nach unsern Umständen dererjenigen Mittel zu bedienen, wodurch unser Hunger kan gestillet werden. Da nun dies bei einem Gelehrten durch das Schreiben geschieht, so ist er verbunden, zu schreiben, und zwar, so oft er hungert, das ist, täglich. W. Z. E. W. Es bleibt mir nichts übrig, als meinen Saz noch gegen die Erfahrung zu halten, um zu sehen, wie er mit solcher übereinstimmet. Und hier finde ich freilich, daß unsere Vorfahren das natürliche Recht sehr übertreten haben, welches man aber von den heutigen Gelehrten nicht sagen kan. Heut zu Tage ist der kein patentmäßiger Autor, der nicht wenigstens täglich einen Bogen schreibet, und ich fodere alle Gelehrte auf, mir ein gegenseitiges Beispiel zu zeigen. Ich habe auch durch eine genaue algebraische Rechnung gefunden, wie unumgänglich nöthig es heut zu Tage ist, daß ein jeder rechtschaffener Autor täglich wenigstens einen

Bogen schreibe. Ich habe nämlich einen Ueberschlag gemacht, wie viel Makulatur im ganzen heiligen Römischen Reiche jährlich verbrauchet wird. Wenn ich alles zusammen nehme, was in den Würzläden und Käsekrämen, in den Apotheken und Badstuben nöthig ist, was die Aerzte, Barbierer, Buchführer, Buchbinder, Paruckenmacher und andere verthun, wie viel man zu Patronen und Feuerwerken anwendet, und wie viel alle Patrioten auf den Abtritt tragen, oder zu Fidibus machen; so werde ich nicht zu viel sagen, wenn ich setze, daß man jährlich in Deutschland wenigstens 6000 Millionen Bogen Makulatur brauchet. Ferner will ich annehmen, daß von jeder Schrift, eine in die andere, 1000 Stück gedruckt werden, und folglich bleiben, wo anders keine Makulatur Theurung entstehen soll, sechs Millionen Bögen übrig, die jährlich müssen geschrieben werden. Nun sind in Deutschland ohngefehr 15000 Autors im eigentlichen Verstande, die nämlich den innerlichen Beruf zur Autorschaft im Magen spüren und für die Aufnahme der Makulatur arbeiten. Man mache die Rech-

nung,

nung, so wird man einsehen, daß jeder unter diesen Schriftstellern täglich wenigstens einen Bogen schreiben muß und daß auch noch eine gute Anzahl Bogen für diejenigen übrig bleibet, die etwas mehreres leisten wollen. In dieser Absicht sind unsere Vorfahren noch einigermassen zu entschuldigen, daß sie nicht so viel geschrieben, als wir. Da sie so einfältig waren; so brauchten sie weit weniger Makulatur, als wir, und hatten also so viele Autors eben nicht nöthig.

Lasset uns nun die besonderen Klassen der Gelehrten durchgehen; überall werden wir den Vorzug unserer Zeiten erblicken und sehen, wie erleuchtet sie sind.

Wie weit übertreffen nicht unsere Philosophen ihre blödsinnigen Vorfahren? So hoch ist ihre Weisheit gestiegen, daß sie nicht mehr nöthig haben, einen Aristoteles, Plato, oder Cicero zu lesen. Die heutigen Köpfe sind so feuchtbar, daß sie in einem Nachmittage mehr Wahrheiten aus ihrer vorstellenden Kraft herauswickeln, als die grösten Geister des Alterthums in ihrem ganzem Leben gedacht haben. Aussichten,

ten, die noch nie ein sterbliches Auge geschauet, eröffnen sich unsern Weltweisen. Sie wissen, wie es ausgesehen, ehe die Welt erschaffen worden. Sie besinnen sich noch gar deutlich, wie die möglichen Verknüpfungen der Dinge sich in dem Verstande des Schöpfers abgebildet, wie er die Vollkommenheiten derselben gemessen, und endlich diese Welt, die beste und gröste unter allen möglichen erwählet. Sie verstehen auf das gründlichste, wie die Triebräder dieses großen Uhrwerks zusammen stimmen; sie sehen nicht blos das Zifferblatt der Natur — sie dringen in das Innerste der Wesen ein. Mit den Augen ihres reinen Verstandes erblicken sie Monaden, die nirgends sind; sie entdecken Riesen im Saturn, die größer sind als der König Og zu Basan, Riesen, die auf der Milchstrasse als auf einem Fußsteige einherwandeln und Lilliputer im Merkur. Mit wie vielen herrlichen philosophischen Lehrgebäuden wird nicht in unsern Zeiten das Publikum jährlich beschenket! Ein jeder neugeprägter Doktor der Weltweisheit schmiedet sich ein neues — in einer neuen

Spra-

Sprache — wir hören unaussprechliche Worte, Worte, die noch kein sterbliches Ohr gehöret, und unsere Seelen schaffen Gedanken aus sich selbst, die noch nie eine denkende Monade auf ihrer Weltseite entdecket hat. Wie hätten wohl unsere Vorfahren den wichtigen Einfall haben können, daß ein leerer Satz die Quelle aller Wahrheiten ist; Oder haben sie wohl die Kunst verstanden, alles aus allem zu beweisen? Dergleichen herrliche Erfindungen waren unserm Jahrhunderte vorbehalten.

Wie tief sind nicht unsere Forscher der Natur in ihre Geheimnisse eingedrungen! Haben wohl jemals unsere Vorfahren daran gedacht, Schmetterlinge zu sammeln, Noten auf Steinen und arabische Buchstaben auf den Flügeln der Heuschrecken zu lesen, Saamenthierchen zu schauen, Mondschein zu fangen, und Küsse zu elektrisiren? Es ist wahr, daß schon einige unter unsern Vätern sich auf dergleichen wichtige Beschäftigungen gelegt haben. Sie haben ganz ernsthaft untersuchet, wie viel Millionen Engel auf einer Nadelspitze ein Menuet tanzen könten, was an einem Narren

würde übrig bleiben, wenn man die Narrheit weg nähme u. s. w. Aber das waren nur kleine Vorspükungen von unserer heutigen Tiefsinnigkeit.

Eben das Licht, das die Gegenden der Weltweisheit erheitert, scheinet auch in die andern Wissenschaften.

Die Theologie wundert sich nicht wenig, daßzsie auf einmal so scientifisch geworden. Jezt hat man nicht mehr nöthig, Sprachen, Alterthümer, Geschichte und Vernunft zu besitzen, um ein Gottesgelehrter zu seyn. Man darf nur nebst der Grund= und Dinger=Lehre die Kunst verstehen, ein gewaltiges Heer von Axiomen, Theoremen und Scholien in eine demonstrativische Schlachtordnung zu stellen, und höchstens die Bibel in der deutschen Uebersetzung ein paarmal durchgeblättert haben; so ist man schon ein Theolog. Das ist die beste Art, die Schrift zu studieren, wenn man nicht mehr lernet, als was man zur höchsten Noth brauchet, um etwa ein paar Bauren zu rühren, oder eine alte Frau zu bewegen, wie solches ein großer Geist in unsern Tagen in seinem Vorschlage,

junge

junge Theologen zu erziehen, deutlich gezeiget hat.

Eben dieses Glück ist auch der Rechtsgelehrsamkeit wiederfahren. Wir brauchen nur Philosophen zu seyn, um das ganze Feld dieser Wissenschaft auf einmal zu übersehen. Diejenigen Kenntnisse, die einige alte Pedanten, Cujaz, Duaren, Hotomann und andere, nebst einigen neuern Sonderlingen zu einem Rechtsverständigen erfodern, sind uns unnöthig. Ein wenig Mutterwitz, etwas Philosophie, und einige praktische Handgriffe; das sind die wesentlichen Eigenschaften eines guten Juristen.

Die alten Arzneygelehrten bemühten sich, den Körper für Krankheiten zu bewahren, oder die verlohrne Gesundheit wieder herzustellen. Diese Beschäftigung ist viel zu klein für unsere Aesculape. Wer heut zu Tage in dieser Innung gros werden will, der muß wissen, wo die Seele ihre Residenz hat, aus wie vielerlei Kügelchen das Blut bestehet, was die kleinsten Bestandtheile des Alkali und anderer Salze für Figuren haben; er muß können Krank-

heiten verstehen, die vor Zeiten gar nicht Mode waren, die aber zur heutigen Galanterie gehören — Ob ich die Vapeurs meine, oder etwas anders, das man nicht gerne nennet, das mag der Leser entscheiden.

Die Herrn Poeten werden mir verzeihen, daß ich sie nicht eher genennet habe — Ihnen gebühret der Ruhm, daß sie die grösten Erleuchter unsers Jahrhunderts sind. Wie einfältig war nicht die Poesie unserer Vorfahren, die noch immer glaubten, man müsse Vernunft haben, um ein Dichter zu seyn! In ihren Liedern findet man nichts Kühnes, keine poetische Wuth, keine erhabene Erdichtungen, nichts Getändeltes, nichts von Wein und Liebe — nichts als die trockene, einfältige Natur. Sie schufen wenig Mäcene, oder wenigstens muste man sich um ganz etwas anders, als um den Magen des Poeten verdient gemacht haben, wenn man zu dieser Ehre gelangen wolte. Alles das hat sich in diesen erleuchteten Zeiten geändert. Man hat eingesehen, daß der Unsinn das eigentliche Wesen der Dichtkunst ist, dadurch sie sich von der

Prose

Prose unterscheidet. Wie fruchtbar dieser Begrif sey, das bezeuget die erstaunende Menge von Dichtern, die in jeder Messe hervor treten. Wie vielen Dank ist nicht die Nachwelt unserm erleuchteten Jahrhunderte schuldig, welches ihr ein so zahlreiches Heer von klaßischen Schriftstellern liefert: Fabeln und Erzählungen, Psalmen, vermischte Gedichte, komische Epopäen, anakreontische Oden, mein Vergnügen, Moses in Midian — welche geistreiche Schriften! — Wie viele tausend Mäcene findet man heut zu Tage im heiligen Römischen Reiche! Jedes Dorf hat deren einige, da ehemals in der großen Stadt Rom nur ein einziger war. Die Dichter der vorigen Zeiten waren so klug noch nicht, daß sie sich einer jeden Gelegenheit geschikt hätten bedienen können, ihre Talente würksam zu beweisen. Seitdem aber die vortrefliche Gewohnheit aufgekommen, daß niemand mehr unbesungen gebohren werden, heurathen und sterben kan; seitdem haben auch die Dichter das Recht erhalten, sich einer jeden Gelegenheit zu bedienen, um zu singen. Man

dichtet nicht nur für sich, sondern, wenn es bezahlt wird, auch für andere; der Pegasus ist ein Miethpferd und die Muse eine Lais, die vor Geld jedermann zu Diensten stehet. Das heißt mit seinen Talenten wuchern.

Es theilen sich aber die heutigen Dichter in zwo Nationen, in die wurmsamische und obotritische; beide tragen das ihrige zu dem Glanze unsers Jahrhunderts redlich bei. Die obotritischen Poeten, so sehr sie auch sich nach den Mustern der Griechen und Römer zu bilden vorgeben, behaupten dennoch, die Dichtkunst wäre weiter nichts, als eine Fertigkeit zu reimen und zu scandiren. Ihr Apoll ist ein kritischer Mann, den die Güte des Himmels für unsere Zeiten gesparet,

„Der vom papiernen Thron der Kritik den Donner der Rache
„Auf die wurmsamischen Dichter, mit Blutdurst-funkelnden Augen,
„Grimmiger Stirn und drohenden Fäusten, despotisch herabruft „

und, der so viel er nach seiner Wenigkeit vermag, mit großem Eifer für den guten

Ge-

Geschmak und für die Erleuchtung unsers Jahrhunderts arbeitet. Wer aus seinen Händen den obotritischen Lorber empfangen und in Breitkopfs Lettern verewigt seyn will, der ist verbunden, alle seine poetischen Tritte und Schritte nach einem gewissen Gesetzbuche einzurichten, welches dieser große Phöbus, mit Zuziehung einer zehenden Muse, die er seine Gehülfin und Freundin nennet, nach den Mustern der Griechen und Römer verfertiget hat, und dessen Inhalt kürzlich dieser ist:

Syntax sey euer Witz, der Reim das höchste Gut,
Die Muster Hank und Pietsch, das Metrum eure Glut!

Die Erbfeinde dieser poetischen Rotte werden die wurmsamischen Dichter genennet. Diese haben ihren eigenen Geschmak, ihre eigene Denkungsart und ihre eigene Sprache, troz den Philosophen. Von ihren ätherischen Lippen säuseln ätherische Küsse auf die ätherischen Lippen des himmlischen Mädchens —

Jezt sehn wir, was kein Mensch in vorgen Zeiten sah,

Aeonen, Sympathie, Azur, Ambrosia —
Uns rührt des Britten Lied, voll kühner griechscher Namen;
Wir nehmen diese weg, und glauben nachzuahmen.
Und mancher, der vielleicht die Muse nie geküßt,
Denkt, wenn er Seraph ruft, daß er ein Klopstock ist.
Das Lied rauscht hoch daher im langen Hexameter
Und, voll der Raserei, verliehrt es sich im Aether.
Man plündert Miltons Witz und schwingt sich mit dem Flug,
Der Klopstoks höhern Geist zum dritten Himmel trug,
Ruft kühne Tropen her und steigt mit spanschen Schritten
Enthusiastisch fort und flieget wie die Britten.

Es giebt zwar noch eine dritte Art von Dichtern, die die Mittelstraße gehen, so sehr sie auch von der obotritischen Sekte gelästert werden. Aber diese tragen

gen zur Zierde unsers Jahrhunderts nichts bei, indem sie weder auf der einen, noch auf der andern Seite ausschweifen. Gellert, Klopstok, Gleim, Geßner, Zachariä, Dusch, Uz, Lichtwer, Haller, Lange, Kramer, Gerstenberg, Schlegel, Gemmingen, und andere wenige gehören zu dieser Klasse. Ich habe sie mit Fleis öffentlich genennet — Vielleicht bringe ich sie durch diese Beschimpfung dahin, daß sie aufhören, Sonderlinge zu seyn, und anfangen, zur Ehre unserer Zeiten entweder wurmsamisch, oder obotritisch zu dichten.

Ich hatte mir vorgenommen, auch noch die Herren Kunstrichter, Sprachkünstler, Mathematiker und andere Gelehrten zu berühren und aus ihren vortreflichen Bemühungen den Vorzug unsers Jahrhunderts zu erweisen. Allein ich müste ein Autor von hundert Alphabeten werden, wenn ich die Verdienste dieser grossen Leute hinlänglich erheben und zum Beispiel nur einen kleinen Abriß von einer einzigen ihrer Tugenden, von ihrer Höflichkeit geben wolte. Ich empfehle

mich also in aller Demuth ihrer kritischen, grammatischen und mathematischen Wohlgewogenheit und überlasse die Ehre sie zu loben, einem würdigeren Bürger der erleuchteten Welt.

Aber ich hätte auch eben nicht nöthig, blos durch die Aufnahme der Gelehrsamkeit den Vorzug unserer Zeiten zu beweisen. Die gereinigten Sitten, die Höflichkeit, die polite Lebensart, die Galanterie, der Luxus und andere Tugenden, die unser Jahrhundert zieren, sind eben soviel Beweise von der Vortreflichkeit desselben. Ja wie gölden es im eigentlichen Verstande sey, kan man auch schon daraus begreifen, daß gewiß noch niemals so viel Gold in der Welt gewesen ist, als jezt. Es ist unstreitig, daß das Gold alsdenn wohlfeil ist, wenn die Waaren theuer sind und daraus, daß eine Sache wohlfeil ist, kan man ganz sicher schliessen, daß sie in großer Menge muß anzutreffen seyn. Hieraus erhellet der Saz ganz deutlich, den ich gleich anfangs zu beweisen versprochen habe, daß die Güte der Zeiten nach dem

Maaße wächset, wie der Werth der Münzen abnimmt.

Nunmehr glaube ich mich ziemlich von dem Vorwurfe gerettet zu habrn, als wenn ich ein Verächter unsers erleuchteten Jahrhunderts wäre. So sehr ich aber auch für den Ruhm desselben eingenommen bin, so getraue ich mir doch zu behaupten, daß im heiligen Römischen Reiche, auch in diesen göldenen Zeiten noch viele Narren sind. Die Gründe meiner Meinung wird der geneigte Leser in der Abhandlung selbst antreffen, dem ich mich hiermit bestens empfehle.

Umständlicher Beweis, daß im heiligen Römischen Reiche viele Narren sind.

Ich elender Autor! Nun sitze ich schon sechs Stunden und zernage alle meine Federn um etwas auszubrüten, das einer Abhandlung ähnlich siehet und noch bin ich so leer an Einfällen, wie ein Dorf-

schul-

schulmeister, der seinen ersten Gevatterbrief schreibet. Es gehet mir, wie jenem Kandidaten, der in dem Eingange seiner Predigt alle Schätze der Beredsamkeit verschwendete und alsdenn, da er zur Abhandlung kommen solte, sich genöthiget sahe, weil er keine Schwierigkeiten in seinen Texteswörten fand, sie mit Stilschweigen zu übergehen. Ich habe mich in der Vorrede schon so erschöpfet, daß ich keine Beweise mehr finden kan, meinen Hauptsaz zu unterstützen, die ich nicht schon, wiewohl zu einem andern Endzwecke, angeführet hätte. Ich muß also zu meinem grösten Leidwesen diese Abhandlung schließen, ehe ich sie noch recht angefangen habe —

= = = = = = = = = = = = =

Solte jemand hierbei noch einige Zweifel hegen; der darf nur meine Vorrede lesen, um = = = = = = = = = = = =

Hieraus erhellet, daß im heiligen Römischen Reiche viele Narren sind.

ENDE
der Vorrede.

VI.

VI.

COMMENTATIO
HISTORICO-CRITICA
DE
AVTOSATYRICIS
oder
von Leuten, die sich ihre Satyren selbst machen.

Suo se iugulare gladio.

Seibolds Sprüchwörter.

COMMENTATIO
HISTORICO - CRITICA
DE
AVTOSATYRICIS.

Jezt erkenne ich, aber zu spät, daß eine Satyre, sie mag so vortreflich seyn, als sie will, doch vergebens ist. Einige Narren sind über der Satyre; man darf sich nicht unterstehen ihrer Thorheit eine Ehre zu erzeigen, und sie auf eine zweideutige Art zu verewigen, wenn man nicht Gefahr laufen will, aus dem Buche des Lebens ausgetilget, oder nach Siberien geschicket zu werden. Andere aber sind unter der Satyre; sie kriechen im Staube, und ihre Handlungen sind nicht eklatant genug, um der Satyre würdig zu seyn. Mit diesen beiden Arten von Narren hat also die Ironie nichts zu thun; sie sind ent-

entweder zu gros, oder zu klein, als daß man ihre Fehler sehen und schildern könte, nach den bekanten metaphysischen Grundsätzen: sensibile supra sensum positum lædit sensum und sensibile nimis paruum non sentitur. Die Satyre, wenn eine nöthig wäre, müste sich daher nur mit einer mitlern Gattung von Narren beschäftigen, mit solchen, die ihr weder zu hoch, noch zu niedrig sind. Allein, auch hier ist sie vergeblich, und eben so vergeblich, als eine Bußpredigt bei Leuten seyn würde, die beständig in der Pilgrims Positur um die Seitenhölchen herumwinseln. Denn diejenigen, die würklich für die Satyre gehören, machen sich alle ihre Satyren selbst. Dieser Gedanke hat mir Gelegenheit zu gegenwärtiger Abhandlung gegeben, die ich mit einem lateinischen Titel versehen habe, weil sie gelehrt seyn soll.

Ich will also von Leuten reden, die sich ihre Satyre selbst machen. Dies thun diejenigen, welche auf eine eklatante Art an den Tag legen, daß sie große Narren sind. Ich bestimme es mit Fleis so, daß die Art, seine Thorheit jedermänniglich

kund

kund und zu wissen zu thun, eklatant seyn muß; sonst wäre wohl kein Mensch in der Welt, der sich nicht alle Augenblick seine Satyre selbst machte.

Die Satyre ist nichts anders als ein verblümtes Zeugnis davon, daß einer ein Narr ist. Wenn nun einer einen thörichten Streich begehet, so sagt er zwar seine Thorheit nicht ausdrücklich, aber er leget sie doch auf eine verblümte Art an den Tag; denn

Qualis caussa, talis effectus.

Daniel Stahl.

Folglich machet sich ein solcher seine Satyre selbst.

Seitdem ich diesen Gedanken ausgebrütet, habe ich meine ganze Neigung zur Satyre unterdrücket, und nur auf diejenigen Achtung gegeben, die sich die ihrige selbst machen. Ich habe über sie ein beständiges Tageregister gehalten, und ich glaube nicht unrecht zu thun, wenn ich dem geneigten Leser eine kleine Probe aus demselben vorlege.

* * *

Allgemeine Beobachtungen.

Es giebt Leute, die sich auf eine ungeheure Art selbst loben. Wenn man ihnen glauben will, so sind sie die einzigen in ihrer Art, die vollkommensten Geschöpfe unter der Sonnen, und alle andere Menschen sind in Vergleichung mit ihnen kaum noch vernünftig zu nennen. Diese Herren geben dadurch zu verstehen, daß sie verzweifeln, von anderen Leuten gelobet zu werden, und daher in die traurige Nothwendigkeit versetzet worden, sich selbst zu loben. Satyre genug!

* * *

Andere tadeln sich immer, doch nur in solchen Stücken, wo sie überzeugt zu seyn glauben, daß sie nicht tadelnswürdig sind. Sie fordern hierdurch alle Welt auf, ihnen zu widersprechen, und machen sich wider ihr Wissen und Willen ihre Satyre selbst.

* * *

Es giebt Leute, die ohne Unterlaß auf die jetzigen bösen und verderbten Zeiten schim-

schimpfen. Vor vierzig Jahren, heißt es, war noch gute Zeit; aber jetzt ist alles aus; die Menschen werden von Tagen zu Tagen schlimmer u. s. w. Wenn man so wider die Bosheit und Dummheit der Menschen eifert; so ist es gewiß, daß man sich nicht mit darunter begreifet. Man stellet sich vielmehr als das Original vor, nach welchem sich jedermann bilden solte, und machet sich also seine Satyre selbst.

* * *

Alle Menschen sind Narren; das ist ein Grundsatz der innerlichen Empfindung. Wer diesen leugnet, oder sich ausschliessen will, der giebt zu erkennen, daß er unter diejenigen gehöre, die ihre Narrheit nicht einmal wissen, und machet sich also eine schöne Satyre.

* * *

Ein Frauenzimmer ist niemals in den Augen ihres Geschlechts so vollkommen, als es die Mannspersonen auf ihrer Seite davor halten. Figulus figulo inuidet und eine Schöne wird sich selten überwinden können, eine andere zu loben, ohne ein Aber hinzuzusetzen. Diese andere ist eben

höflicher, und beide gehören in mein Tageregister.

Eine alte Person, die eine junge heurathet, leget dadurch an den Tag, daß sie noch Reize genug zu besitzen glaubet, um diese bis zur seeligen Auflösung zu fesseln. Abermal eine Satyre.

* * *

Ein Ehegatte, der von dem andern übel redet, wütet wider sein eigen Fleisch, und kündiget der ganzen Welt an, daß er entweder ein Narr gewesen, und sich in seiner Wahl betrogen, oder daß er jetzt einer sey, und sein Glück nicht erkennen wolle. Er gehört unter die Avtosatyriker.

* * *

Einige Eltern verzärteln ihre Kinder, vermuthlich weil sie glauben, daß von so vortreflichem Geblüte, wie das ihrige ist, nichts als Vortrefliches hervorkommen könne. Andere halten sie zu scharf, und setzen also ein Mißtrauen in sich selbst. Sie zweifeln, ob sie Klugheit genug besitzen, ihre Kinder durch gute Worte zu lenken. Beide satyrisiren.

* * *

Einige Leute sparen bis an ihr seeliges Ende, damit sie sich, wie sie sagen, im Alter etwas zu gute thun können. Sie müssen eine schlechte Meinung von ihren Verdiensten haben, daß sie glauben, die Welt werde sie verhungern lassen. Es ist eine Satyre

* * *

Alle, die auf die Satyre überhaupt lästern, wissen sich nicht sicher und befürchten immer, von den Bissen derselben verlezt zu werden. Damit dieses nicht geschehen möge, so ergreifen sie das Mittel, die Satyre zu verfluchen und machen sich also die ihrige selbst.

* * *

Alle, die sich von meinen Satyren glauben getroffen zu finden, legen dadurch an den Tag, daß ihr Charakter denenjenigen ähnlich ist, die ich aufs Gerathewohl schildere. Ich habe sie nicht gemeinet; aber sie machen sich ihre Satyre selbst.

* * *

Kurzer Nachtrag einiger Autosatyriker.

Alle Autors, die hoffen, dereinst klaßische Schriftsteller zu werden.

Alle Weltweisen, die schimpfen.

Alle Poeten, die die Musen um Gottes willen bitten, ihnen beizustehen.

Alle Redner, qui non sentiunt, quam sit exiguum —

Alle Journalisten, die ihren Weihrauch an den Meistbiethenden verkaufen.

Alle Prediger, die weiter nichts von dem thun, was sie predigen, als dies, daß sie dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht wollen verbinden lassen.

Alle Aerzte, die die Genesung der Kranken sich, und den Tod derselben Gotte zuschreiben.

Alle Richter, die sich weigern Geschenke zu nehmen, und dabei erinnern, die Frau Liebste wäre in der Küche.

Alle Advocaten, die von nichts reden, als von casibus in terminis.

Alle Freygeister, die spotten, wenn es gut Wetter ist, und zittern, wenn es donnert.

Alle

Alle fromme Christen, die dem Teufel fluchen und die ihm die Hand küssen würden, wenn er Geld brächte.

Alle Stutzer, die den Verstand nach der Breite der Tressen beurtheilen.

Alle Jungfern, die bei Tage von nichts als Tugend reden und ewig Jungfern bleiben wollen, aber alle Abend und Morgen den heiligen Andreas um Segen zu dem Geschäfte ihrer Eroberung anrufen.

Ich selbst, da ich allen Leuten die Wahrheit sage und meine eigene Wahrheiten für mich behalte.

*   *
*

Das ist nur eine kleine Probe aus meinem avtosatyrischen Journale, welches nach meinem Tode der gelehrten Welt von meinem Erben zu Bestreitung der Begräbniskosten soll übergeben werden.

Hierbei bin ich auf einen Gedanken gefallen, der tausend Thaler werth ist. Ich will nämlich eine Gesellschaft der Avtosatyriker aufrichten, die sich, wie der Freimäurer Orden, durch die ganze Welt erstrecken soll. Da ich in dieselbe alle aufnehmen werde, die sich ihre Satyre selbst

machen; so werden wohl wenige Menschen davon ausgenommen seyn. Die Beschäftigung der Mitglieder soll darinnen bestehen, daß ein jeder auf seine Brüder Achtung gibt und aufschreibt, wenn sie sich ihre Satyre selbst machen. Ich hätte gerne diese Einrichtung getroffen, daß ein jeder sich selbst untersuchen und seine eigene Satyre aufzeichnen solte. Allein da zu dem Wesen eines Autosatyrikers dieß nothwendig gehöret, daß er ein Narr ist und es nicht weiß; so würde diese Einrichtung in concreto wohl unmöglich seyn. Ich habe also die erstere vorgezogen und dadurch hoffe ich in denen jährlich herauszugebenden Actis Academiæ Autosatyricorum binnen einiger Zeit eine vollständize satyrische Fundgrube zuwege zu bringen. Ich ersuche alle, denen daran gelegen ist, berühmt zu werden, um ihre Beihilfe zu diesem großen Werke und hiermit empfehle ich mich als ein geschäftiger Autor meinen Lesern bis auf die nächste Messe.

ENDE

VII.

Skribleriana.

— { Conuiuæ / Lectores } prope diſſentire videntur,
Poſcentes vario multum diuerſa palato.
Quid dem? quid non dem? —

Horatius.

Skribleriana.

I.

Wir haben Skaligeriana, Menagiana, Patiniana, Valesiana, Parrhasiana, H** liana, Arlequiniana und noch viele andere Ana, die ich nicht alle zu nennen weiß. Wir, ich Skribler der dritte, und mein Mitbruder in der Kritik, Peter Burmann der zweete, oder damit ich bescheidener rede, Peter Burmann der zweete, und ich Skribler der dritte, haben gemeinschaftlich beschlossen, die Geschichte der Weisheit und Thorheit durch neue Ana zu bereichern. Das Loos hat mich getroffen, daß ich mich zuerst in das freye Feld wagen soll, um die Urtheile der Gelehrten über unsere Bemühungen zu erforschen. Hier sind also die Skribleriana, denen, wofern sie Beifall fin-

finden, die Burmanniana bald nachfolgen sollen.

2.

Ich habe die Vergleichungen des Plutarchus gelesen; aber ich bitte alle große und kleinen Geister unsers Jahrhunderts um Vergebung, daß mir dieser alte Polyhistor nicht so scharfsinnig und gelehrt vorkommen will, wie dem Herrn von Montaigne und seinen Papageien. Was gehöret denn vor große Kunst darzu, Leute zu vergleichen, deren Aehnlichkeit jedermann sieht, da sie nicht einmal durch die Verschiedenheit des Standes verdecket wird. Eben dieser Vorwurf trift auch den Herrn von Holberg. Die tertia comparationis sind immer so sichtbar, daß es verdrüßlich ist, ihre ausführliche Entwicklung zu lesen. Wer in diesem Felde etwas besonders leisten wolte, der müste Leute miteinander vergleichen, die dem Ansehen nach gar nicht zu vergleichen sind, und doch in der That in einigen Stücken überein kommen. Wie würde der Leser erstaunen, wenn er sähe, daß Attila und Burmann, Zinzendorf und Voltaire, Stentor und der alte Christoph so gut mit

ein=

einander verglichen würden, als Cäsar und Pompejus!

3.

Graf Adolf von Cleve errichtete im Jahr 1381. eine aus 36. Personen bestehende Narrengesellschaft, deren Patron der heilige Rambert war. Die Glieder derselben trugen unter einem großen, ehrwürdigen Mantel ihr Ordenszeichen, einen kleinen silbernen Narren, in einem kurzen Wamms, rothen Schuhen und einer bunten Mönchskappe mit vielen Schellen. Engelbert aus Cleve, Oberverweser in Burgund stiftete das Fest der Narrenmutter, und an einigen Orten in Frankreich feierte man jährlich ein Eselsfest, wobei man die Hymne anstimmte;

De asino nostro bono,
Meliori et optimo
Debemus faire fête &c. (*)

Ich soll die gelehrte Welt benachrichtigen, daß sich der Narrenorden bis auf den heutigen Tag, obwohl unsichtbar, wie die liscowische Gesellschaft der kleinen Geister, er-

(*) Memoires pour servir à l'histoire de la Fête des Fous par Mr. Tilliot.

erhalten, und daß mit ehesten folgendes Werk an das Licht treten wird: Neues Konstitutionenbuch der alten ehrwürdigen Brüderschaft der Freinarren, worinnen die Geschichte, Pflichten und Regeln derselben, auf Befehl der großen Loge, aus ihren alten Urkunden, glaubwürdigen Traditionen und Logebüchern, zum Gebrauch der Logen, verfasset worden von dem Bruder Sekretair.

4.

Die ganze Kunst, Gedichte, besonders Gelegenheits-Gedichte zu machen, schränket sich auf drey Regeln ein. Vielleicht lieset man sie in gereimter Prose lieber, als in ungereimter — hier sind sie:

*
* *

Die ihr den Pegasus meistbiethenden verleiht,
Ihr, deren Muse nur für baare Zahlung schreit,
Kommt lernt von mir die Kunst, ein feiles Lied zu machen,
Zu weinen ohne Leid, und ohne Lust zu lachen.

Zu-

Zuerst wißt, daß euch nie ein geistreich
Lied gelingt,
Wenn ihr es ohne Durst und ohne Hunger
singt.
Laßt Bodmern immerhin viel von Begei-
strung sagen;
Euch hilft sie nichts — der Trieb zu Dich-
ten liegt im Magen.
Ein Vogel, dem es nie an Trank und
Hanf gebricht,
Vergißt der Töne Kunst, stimmt nur und
singet nicht.
Lernt Dichter, daß ihr nichts zum Wohl-
klang eurer Töne
Und eurer Reime braucht, als Hunger und
Mäcene.
Merkt euch den Grundsaz wohl!
Vors zweite lernt und wißt,
Daß eurer Muse Gott der Gott der Mode ist.
Der Gott der Stoffe zeugt, der das Top-
pee gebohren
Und die Parucken schuf, lenkt auch Ge-
schmack und Ohren.
Eilt, will ers, im Galop des Daktilus einher
Und häuft, wenn ers befiehlt, der Jamben
sittsam Heer.

Bald

Bald steige euer Lied, homerisch eingethei-
let,
Hoch, wie ein Adler fliegt, der in die Son-
ne eilet.
Seyd stark, wie Pope war, und kühn wie
Klopstock ist,
Denkt tief, wie Haller denkt und küßt, wie
Wieland küßt.
So wird man euren Wiz in Zürch und
Hamburg preisen
Und euch der Deutschen Zier, der Zeiten
Wunder heisen.
Doch wo der Eigensinn der Mode anders
denkt,
Vernunft, Geschmack und Geist in Gott-
scheds Dichtkunst schränkt;
Da, wollt ihr anders nicht euch Brod und
Wiz benehmen,
Müßt ihr zu Pros' und Reim das feile Lied
gewöhnen.
Der Reim sey eur Gesez und unter seinem
Joch
Kriech eure Muse fort, wie Schönaichs
Muse kroch.
So wird euch der Apoll des Rosenthals
umkränzen

Und

Und euer Name wird in Breitkopfs Lettern
glänzen.
Hat euren Pegasus des Schicksals strenge
Hand
In eine rauhe Flur, fern vom Parnaß
verbannt,
Wo Leute ohne Geist Geschmack und Reime
richten,
Müßt ihr, wie Aretin und wie Pikander,
dichten,
Fein grob, daß mans versteht und Hans
sich schäckig lacht,
Wenn doppelsinnger Wiz die Bäurin scham-
roth macht.
So werdet ihr Gewinst und Ruhm und Bei-
fall haben;
Die Dunsen loben euch, wie G** seinen
Sch**
Fügt diesem Unterricht noch eine Regel
bei:
Die Wahrheit saget nie und lüget ohne
Scheu.
Der Todte, den eur Kiel in Famens Tem-
pel mahlet,
Sey seelig und noch mehr, nachdem man
es bezahlet!

Ruft alle Armen her, an seiner Gruft zu
stehn
Und ihres Gönners Ruhm mit Thränen zu
erhöhn.
Schimpft den verwegnen Tod, der Tugend-
hafte raubet
Und Bösewichtern nur zu leben noch er-
laubet.
Wenn euer Musenpferd ein Lied zur Hoch-
zeit bringt,
Dann sey die holde Braut mit Grazien um-
ringt;
Auf ihren Wangen blüh der Reiz der schön-
sten Jugend;
Es adle ihren Geist der Ruhm olympscher
Tugend;
Und wär das Brautpaar auch wohl alt und
schlimm genung;
Im Karmen ist es doch wie tugendhaft,
so jung.
Der Laster Innbegrif wird durch den Reim
getrennet;
Ein Narr ist nur ein Narr, wenn ihn die
Prose nennet.
Kurz sagt von allem dem, sind euch Gesän-
ge feil,

Was

Was man in Prosa sagt, nur frei das Gegentheil.
Von diesen Lehren voll, trinkt von der Hypokrene,
Von der ein Tr** trank und schmiedet theure Töne.
Die Thoren hören sie und zahlen euch davor,
Nachdem die Lügen gros, Dukaten, Louisdor.

5.

Was ist ein Satyricus? D. Luther antwortet: (*) „Solche Leute sind rechte „Säue und Dreckfresser; denn des Nächsten Sünde und Fehl ist nichts anders, „als Koth und Dreck.„ Ob dieser Begriff zu enge, oder zu weit sey, das mag der geneigte Leser entscheiden.

6.

Die biblischen Epopäen, die heut zu Tage unter uns so sehr Mode werden, sind vielen Mißbräuchen unterworfen. Ich glaube nicht, daß man wohl thut, wenn man die heiligen Geschichte durch fabelhafte Zusätze verschönern will. Die Wahrheit kommt dadurch in Gefahr, mit der

(*) Tom. IV. Altenb. f. 627. a.

Fabel vermischet und selbst für eine Lügen gehalten zu werden. Wer weiß, ob nicht nach tausend Jahren ein lappländischer Kunstrichter aufstehen, die Begebenheiten in der Meßiade mit den Liebesgeschichten des Jupiters vergleichen und alle zusammen für Erdichtungen halten wird? Ueberdies gibt auch die christliche Mythologie, die Milton eingeführet und Klopstock in sein Gedicht eingewebet, den heutigen Spöttern nur Gelegenheit zum Lachen. Diese Gedanken sind ernsthafter, als sie scheinen, und gelten von allen biblischen Epopäen, sie mögen gut oder schlecht seyn, von dem Meßias an, bis auf den Moses in Midian. Bei einigen kommen noch besondere Umstände hinzu, weßwegen ich sie gar nicht billigen kan. Ich habe eine solche Schrift in poetischer Prose gelesen, die aber zu allem Glück nicht sonderlich berühmt ist, darinnen Moses so abgebildet wird, daß man ihn eher für einen süßen Herrn, als für einen Boten Gottes halten solte. Er tändelt, er singet, er liebäugelt, er küsset, und es fehlet ihm, um ein völliger Stutzer zu seyn, nichts mehr, als eine Dose und ein

Gläs=

Gläsgen Lavendelwasser. Um die Zipora ist es Schade, daß sie keinen Fächer hat; außerdem verstehet sie die Manieren eines galanten Frauenzimmers vollkommen. Kurz dieses ganze Heldengedicht ist mehr komisch als ernsthaft. Ich sage nichts von dem Schaden, den eine so unzeitige Geburt des poetischen Witzes anrichten kan; meine Gedanken würden ziemlich theologisch werden, und ich würde mich dadurch der Verachtung und den Spöttereien aller meiner galanten Leser aussetzen.

7.

Viele Gelehrte wandern eben so durch die Bücher, wie ein reisender Schneidergesell durch Städte und Länder. Dieser bekümmert sich wenig um das wahre Merkwürdige eines Ortes; seine ganze Wißbegierde schränkt sich auf die Kenntniß der sogenannten Wahrzeichen ein. Ich kenne viele Gelehrte, die die Wahrzeichen aller möglichen Bücher wissen, d. i. wenn, wo und wie vielmal sie aufgeleget worden, wer ihr Verfasser sey, wie stark sie sind, und — weiter nichts.

8.

Die Projektmacher werden insgemein lächerlich. Einigen thut man unrecht. Der gute Abt von Pierre war eben so närrisch nicht. Aber die meisten verdienen es, daß man sie auszischet. Tenzel, ein Dokter der Rechte in Erfurt lies ein Projekt drucken, welches er allen gekrönten Häuptern auf das beste empfahl und dadurch er der Republik eine große Ausgabe ersparen wolte. Die großen Uhren kosten viel Geld; gleichwohl muß das Publicum doch wissen, welche Zeit es ist; man wundere sich also nicht, daß die Menschenliebe des Dokter Tenzels auf ein Mittel gedacht hat, die Stunden ohne Uhr anzuzeigen. Seine wichtige Eroberung — ich nenne sein Projekt eben so, wie Baile die vorher bestimmte Harmonie — Seine Eroberung ist diese: Man soll zwölf große Kugeln von verschiedener Farbe verfertigen und jeder Farbe die Bedeutung einer gewissen Stunde geben. Ein Wächter, den das Publikum ernähret, muß nun nach einer Sanduhr alle Stunden diejenige Kugel, die die Reihe trift, aus einem Fenster des Thurms, heraus-

hän-

hängen, da denn nöthig seyn wird, zur Nachtzeit den Thurm zu erleuchten, damit man die Kugeln sehen kan. Das war ein Projekt vom ersten April — risum teneatis.

9.

In einer alten Handschrift finde ich folgende merkwürdige Worte: Monopolium eruditum adfectat, qui solum se sapere & cor habere, reliquos omnes dignos, qui Anticyras nauigent, reputat, qui in eodem, quo ipse, versantur campo, his inuidet, qui alio, hos contemnit. So schädlich die Monopolien in den bürgerlichen Staaten sind, eben so vieles Unheil verursachen sie auch in der gelehrten Republik, welches ich in einem großen Werke de monopolio erudito & pedantico künftig erweisen will. Ich nehme aber das Wort Monopolium hier weitläuftig und begreife vieles darunter, was man auch zu der Pedanterie, oder zur eruditione arlequinizante rechnen könte.

Hieher gehören also diejenigen, die ihre Lieblingswissenschaft überall anbringen wollen und dieselbe für den Grund aller

Gelehrsamkeit halten. Ein Mathematiker will alles berechnen und ausmessen; die Weltweisen glauben nichts, was sie nicht aus den Begriffen der Dinge, wie fern sie Dinge sind, herauswickeln können, ein Theolog suchet alle Gelehrsamkeit in der Bibel und einige andere wissen von keiner Weisheit, die Cicero nicht gelehret. Da Lipsius eine Schrift vom Kreutze unter der Feder hatte, sahe er überall Kreutze. Acoluth, der große Morgenländer fand arabische Buchstaben auf den Flügeln der Heuschrecken. Herrmann von der Hardt erblikte seinen Moses in allen heidnischen Poeten und Sievers, eines Kantors Sohn las Noten auf Steinen.

Der gelehrte Brodneid findet hier auch seinen Plaz. Entweder dieser, oder der Ehrgeiz ist die Hauptleidenschaft gewisser Leute, die in derjenigen Wissenschaft, die sie besonders bebauen, keinen andern neben, oder über sich leiden wollen. Ein solches Monopolium maßte sich Ludewig im Lehnrechte an, Wolf in der Philosophie, G** in der Dichtkunst und mein guter Freund Peter Burmann der zweete in der Kritik.

Un-

Unter die gelehrten Monopolisten rechne ich auch diejenigen, die ihre ganze Weisheit für sich allein behalten wollen und glauben:

Si sciat hoc alter, scire tuum nihil est.

Seine Macedonische Majestät, Alexander der große und die gnädige Frau, Louise von Padille werden es mir verzeihen, daß ich ihnen hier eine Stelle anweise. Jener tadelte den Stagiriten und diese den Gracian, daß sie ihre Gelehrsamkeit nicht ihnen allein aufbehalten, sondern in Bücher verfasset und der ganzen Welt gelehret hätten.

Von der Polyhistorie, von den gelehrten Kriegen, von der Feindschaft zwischen den Philosophen und Kunstrichtern, von den wurmsamischen Torrys und obotritischen Whigs, von den Streitigkeiten zwischen den scholastischen, mathematischen und galanten Weltweisen, von der angemaßten Orthodoxie, von den Ketzerfabriken — von allen diesen Dingen werde ich in meiner Schrift de monopolio erudito ausführlicher handeln.

10.

Die Natur der unvernünftigen Thiere hat sich vielleicht seit ihrer Schöpfung noch nicht merklich geändert; die Geschichte gibt uns keinen Grund zu glauben, daß die Esel des Bileams und des Sancho Panßa ein anders Temperament gehabt, als die lastbaren Thiere unsers Jahrhunderts. Ein Vieharzt kuriret noch immer nach eben den Regeln, die sein Ur Urgroßvater bewährt gefunden und er kuriret glücklich. Bei den Menschen verhält sich die Sache ganz anders. Die Arzney-Mittel, mit denen ein Paracelsus, Basilius Valentinus, ja so gar neuere Aerzte, Wedel, Kunkel und andere Wunder gethan, helfen heutzutage wenig, oder nichts mehr und unsere Natur ändert sich, wie unsere Lebensart. Eine Kuh des achtzehenden Jahrhunderts frißt noch immer dergleichen Gras, wie ihre Vorfahren — wir aber, die wir klüger sind, erfinden täglich neue Speisen, oder neue Arten, sie zuzurichten. Dadurch ändern wir die ganze Mischung unserer Säfte; dieses hat einen Einflus bis auf den Urstoff der Kinder, die wir zeugen und

wenn

wenn es wahr ist, daß die Seele und Leib in einer genauen und thätigen Verbindung stehen; so kan man den allgemeinen Saz behaupten, daß sich die ganze menschliche Natur von Zeit zu Zeit verändert und daß wir eine ganz andere Quidditát haben, als unsere Vorfahren.

11.

Die Philosophen zanken sich zum Besten der Welt, ob in derselben etwas Leeres vorhanden sey. Einige leugnen es deswegen, weil die Welt, wie sie glauben, voller Narren ist. Persius lehret uns eine ganz andere Wahrheit: O quantum est in rebus inane! wo man hinschauet, erblicket man das große Leere — überall ein Tohu Vabohu. Wie leer sind nicht unsere Unterhaltungen, so sehr man sie auch auszufüllen suchet. Man redet vom Wetter, von den schlimmen Zeiten, von der Theurung, von den Moden, man lästert Freunde und Feinde und wenn das alles nicht zureichen will, so spielet man Lombre, oder trinket aufs Wohl des Vaterlandes tapfer herum. Ich glaube nicht, daß diese Dinge zulänglich sind, das Leere zu füllen. Wie leer

sind

sind nicht die heutigen Köpfe, selbst die philosophischen nicht ausgenommen — Beweis: die Höle des Kopfes soll mit Gehirn erfüllet seyn; das Gehirn bestehet aus Monaden; Monaden sind nirgends; was nirgends ist, ist nichts: die Köpfe sind also mit nichts erfüllet, d. i. sie sind leer. Q. E. D. Wie leer sind nicht die Bücher, die heut zu Tage zum Vorschein kommen! Wie leer die Mägen so vieler Schriftsteller! Von dem Leeren in der Liebe, in der Ehre, in den Reichthümern, in dem Luxus und in der Mode will ich gar nicht reden.

12.

O imitatores seruum pecus! So nöthig allen Dichtern die Nachahmung ist, so lächerlich machen sie sich öfters, wenn sie es in der Wahl des Urbildes, oder in der Art der Nachahmung versehen, sie mögen sich nun die Natur selbst, oder einen andern Poeten zum Original vorstellen. Bald betrachten sie die Natur von der unrechten Seite, oder sind bei Kleinigkeiten allzusorgfältig.

„ Wer

„ Wer immer malt und malt und jeden
Mücken = Fus
„ In ein Gemälde bringt, malt uns zum
Ueberdrus.

Uz.

Bald suchen sie sich Originale aus, die sie nie erreichen können, weil ihr Genie entweder die Stärke, oder die Biegsamkeit nicht hat, die darzu erfordert wird. Der schlechteste Meistersänger will ein Klopstock und der elendeste Aesop ein Gellert seyn. Bald aber fehlen sie in der Art der Nachahmung; sie hängen an den Worten und bekümmern sich weiter um nichts. Ich kenne einen gewissen Poeten, der den Milton, Pope, Klopstock, Dusch, Zachariä, Wieland und andere hohe Dichter gelesen und aus ihren Werken alle Griechische, oder neudeutsche Wörter gesammelt und aufgeschrieben hat, die er hernach, wenn er selbst etwas schreibet, nach der Reihe anzubringen suchet. Eine männliche Nachahmung!

13.

Die Ana sind der eigentliche Ort wo man freimüthig reden und der ganzen Welt seinen Charakter entdecken kan. Ich darf

es also meinen Lesern ohne Komplimente sagen, daß ich ein Poet bin. Daraus folget durch einen schönen Schlus in Barbara, daß ich eine Muse haben muß und von dieser will ich hier einige besondere Umstände erzählen, um dadurch ihr Andenken in der gelehrten Welt zu verewigen. Schon in meinen jungen Jahren spürte ich einen innerlichen Beruf, ein Dichter zu werden. Ich las soviel poetische Werke, als ich nur bekommen konte, um mir daraus einen Begrif von den nothwendigen Eigenschaften eines Dichters zu machen. Nach vielem Lesen und Nachdenken sahe ich ein, daß man schlechterdings müsse eine Muse haben, um ein Poet zu seyn. Was aber eine Muse eigentlich für ein Geschöpf sey und wie man zu der Bekanntschaft gelangen könne, das war mir noch verborgen. So viel muthmaßte ich endlich wohl, daß sie ein Frauenzimmer seyn müßte; aber in ihren eigentlichen Charakter konte ich noch immer nicht klug werden. Wenn ich eine geistliche Ode, eine biblische Epopäe, oder Muffels Busgedanken las, so stellte ich mir die Muse des Dichters ent-

weder wie eine alte Hexe mit rothen Augen, oder wie eine verjährte Betschwester vor, die in ihrer Jugend galant gewesen und im Alter Erscheinungen bekommen. Hatte ich einen anakreontischen, oder tändelnden Dichter vor mir, so kam mir seine Muse ohngefehr so vor, wie eine Dame von Fortun in den Kohlgärten zu Leipzig, oder wie eine Coquete von Stande. Die Muse des großen Christophs hielt ich für eine Frau im Zuchthause, die Fernambuk raspelt; und kurz so oft ich einen andern Dichter las, so oft bekam ich einen andern Begrif von der Muse. Endlich entdeckte mir ein alter Reimschmied das ganze Geheimnis und ich erfuhr, daß die Muse nichts anders als ein Hirngespinst ist, das in dem Poetenkasten eines Meistersängers seine Würklichkeit erhält, so oft und so lange er singet. Nun war ich zufrieden; ich schuf mir Musen, so oft und soviel ich wolte; ich war also ein Dichter und dies ist die erste Periode von der Geschichte meiner Muse.

14.

Die zwote Periode begreift alle meine poetischen Bemühungen in sich, die ich zum

Be=

Besten meines Magens unternommen. Nachdem ich nämlich die Bekanntschaft der Musen erlanget, so war es mir leicht, so oft ich nur wolte, eine, oder mehrere derselben aufzubieten. Ich wurde also gar bald ein Gelegenheitsdichter. Jeder Todesfall, jede Hochzeit und Kindtaufe, alle Geburts- und Namenstäge, Promotionen und andere Feierlichkeiten waren mir fruchtbringend. Da ich die Verdienste der wuchernden Muse nicht gerne vergessen wolte; so führte ich ein beständiges Register von allen Gedichten, die ich verfertigte und von allen dankbaren Mäcenen. Damit man sich einen Begrif dieser poetischen Chronik machen könne; so will ich zur Probe einige Artikel aus derselben abschreiben;

Im Jahr 1740. den 3ten Jänner starb der Hochwohlgebohrne Herr Anton von Stuzbart, ein Junker großer Hofnung. Weil sein Bruder der einzige Erbe seiner Güter war, so beorderte er mich, in seinem Namen zu weinen. Ich hüllte also meine Muse in fürchterlichen Flor, daß sie aussahe, wie eine Leichenfrau und schickte sie an die

des

des Seeligen. Nachdem sie eine Zeitlang sehr kläglich gethan, dem Tode einige Injurien gesaget, die hochwohlgebohrnen Gebeine etlichemal, aber vergebens, zurückgerufen, auch verstohlner Weise einen Blick in die elysäischen Felder gewaget; so trocknete sie ihre Thränen ab, und streuete Rosen auf das Grab. Wenn ich nur für jeden erhabenen Gedanken einen Kreuzer, für jedes miltonisches Wort einen Albus und für jede Metapher ein halbes Kopfstück rechne; so wäre das Karmen unter Brüdern einen Louisdor werth. Dem ohngeachtet bekam ich nur einen harten Thaler — — die Undankbarkeit ist doch das größte Laster.

— — — d. 7ten Jänner führte ich meine Muse zur Hochzeit zu Herrn N. N. Vorher berauschte sie sich in Nektar, d. i. in einem guten Landweine, und aß Ambrosia, d. i. Hochzeitkuchen dazu. Da nun trunkene Leute immer mehr sehen, als nüchterne; so war es kein Wunder, daß meine ver-

soffene Muse ganze Myriaden von Grazien um den Scheitel der Jungfer Braut herumtändeln und alle Tugenden sich auf dem Toppee des Bräutigams versammeln sahe. Sie erzählte ihre Erscheinungen in anmuthigen Reimen und es war ihre Schuld nicht, daß ihr niemand glauben wolte. Davor bekam ich 2 Rthlr. 12 gl. und so viel Proviant mit nach Hause, daß ich mich und meine ganze Familie acht Tage erhalten konte.

— — — d. 12ten Jänner verfertigte ich ein Karmen auf den Geburtstag meines Vetters. Da ich noch von dem vorigen Gedichte zu essen hatte, und also gar nicht hungrig war; so ist diese Arbeit eben so sonderlich nicht gerathen. Ich bekam aber auch nur einen Thaler für meine Mühe. Leicht Geld, leichte Waare.

— — — d. 16ten Jänner sang meine Muse ein Lied auf die N. und N. Eheverbindung. Das ist ein Meisterstück. Der Olymp ist sechsmal angebracht; die Seraphe, Grazien,

zien, Amors, Nymphen, Dryaden,
Hamadryaden, den Aether und dergleichen will ich gar nicht rechnen
Meine Mühe ist mir schlecht belohnt
worden. Zwei Thaler, die ich bekam, sind vor die sechs Olymp
noch zu wenig.

Das mag zur Probe genug seyn und soweit geht die zwote Periode meiner Musengeschichte. Die dritte ist zu traurig für mich, als daß ich sie weitläuftig erzählen könte. Meine Muse wurde endlich alt und Singens satt, mein Pegasus steif und — explicit.

15.

Die Orthodoxie ist, wie das Glück, bald auf dieser, bald auf jener Seite. Vor vierzig Jahren war sie wider die beste Welt und jetzt ist sie an vielen Orten im höchsten Grade Wolfianisch. Diejenigen, deren Lehren vor einiger Zeit noch ketzerisch waren, sind jetzt so orthodox, als man nur seyn kan, und, um gleiches mit gleichem zu vergelten, verketzern sie andere, die nach zwanzig Jahren orthodoxer seyn werden als sie.

16.

Man könte eine schöne medicinische Abhandlung von den Modekrankheiten des achtzehenten Jahrhunderts schreiben. Die Schreib- und Autorsucht, die Titelseuche, die poetische Wuth, die Demonstrirsucht, das Elektrisirfiber, die galanten Krankheiten, die Vapeurs, die Hypochondrie und andere Pestilenzen würden darinnen ihre Stellen finden. Ich will nur von den beiden lezten etwas sagen. Die **Hypochondrie** ist ein Zustand, wo man nicht krank ist, aber um gelehrt zu scheinen, andere bereden will, man wäre krank und es endlich auch wohl selbst glaubet, wie es mit allen Lügen gehet, die man zu oft wiederholet. Die **Vapeurs** entstehen aus einer Gährung der gallichten Säfte, die durch eine neue Mode verursachet wird, welche man nicht mitmachen kan. Doch hat man zuweilen auch Vapeurs, blos um welche zu haben.

17.

Ich habe einmal angefangen, ein komisches Trauerspiel zu verfertigen, unter dem Titel: **der Tod Adelgundens.** Die

Mate-

Materie ist reich und interessant. Adelgunde starb, wie bekannt ist, an einer heftigen Colique, die sie anwandelte, da sie eben ein wurmsamisches Gedichte las. Der alte Christoph, Adelgunde, ein Magister, Breitkopf, ein Kaufmannsdiener, ein Laquei und eine Zofe würden die Personen des Schauspiels seyn. Ich habe das Projekt aufgegeben, vielleicht führet es jemand anders aus, der mehrere Gaben hat, als ich.

18.

Da ich eben weiter schreiben will, erhalte ich die Göttingische gelehrte Zeitung. Ein ängstliches Zittern überfällt mich, da ich das harte Urtheil lese, daß die Verfasser derselben von ihrem kritischen Richterstuhle über meinen armen Mitbruder in der Satyre, den Autor der satyrischen und sittlichen Schilderungen, den erbarmunswürdigen Wolfram gefället haben. Eine geheime Ahndung prophezeiet mir, daß es mir nicht besser ergehen wird, und — welch ein Unglück für mich! Meine Schriften würden Makulatur werden; ich würde keinen Verleger mehr finden,

und wie wolte ich alsdenn Frau und Kinder ernähren? Graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. Doch vielleicht finde ich noch Gnade — Ich bitte Sie, meine Herren, ich beschwöre Sie, bei der Asche eines grossen Philippi, wenn Sie auch mit mir kein Mitleiden haben wollen, erbarmen Sie sich doch wenigstens über meine unschuldigen Kinder! Die armen Würmer — was können die darzu, daß ich ein elender Autor bin? Erbarmen Sie sich! Hören sie? Allmälig verschwindet meine Furcht und hoffnungsvoll fahre ich fort zu schreiben.

19.

Schon seit vielen Jahren arbeite ich an einem wichtigen Werke von der Taktik der Liebe. Ich begnüge mich, hier nur den Innhalt desselben kürzlich zu erzählen.

Erstes Kapitel von der Kriegsankündigung.

Zweytes Kapitel von der Eröffnung des Feldzuges.

Drittes Kapitel vom Arsenal der Liebe.

Vier-

Viertes Kapitel von dem Kriege im freien Felde.

Fünftes Kapitel von den Kriegslisten.

Sechstes Kapitel von Spionen.

Siebentes Kapitel wie man den Feind bestechen soll.

Achtes Kapitel von wichtigen Siegen, die durch einen Schlag mit dem Fächer erhalten worden.

Neuntes Kapitel von kleinen Scharmützeln.

Zehntes Kapitel wie man dem Feinde in die Flanquen fallen soll.

Eilftes Kapitel von den leichten Truppen und verliebten Freibeutern.

Zwölftes Kapitel von kleinen Streifereien.

Dreizehentes Kapitel wiefern ein Frauenzimmer eine Festung ist.

Vierzehentes Kapitel von den Aussenwerken und dem bedeckten Wege.

Funfzehentes Kapitel von der Eroberung mit Sturm.

Sechzehentes Kapitel von der Eroberung mit Accord und vom Chamade Schlagen.

Siebzehentes Kapitel von Kantonirungs- und Winterquartieren.

Achtzehentes Kapitel von ewigen Friedensschlüssen.

Neunzehentes und leztes Kapitel, worinnen alles mit historischen Beispielen erläutert wird.

20.

Das Gericht der Verstockung bei elenden Skribenten ist die höchste Stufe der Thorheit, deren ein Mensch fähig ist. Ein schlechter Autor kan deswegen noch immer ein ehrlicher, auch gewisser massen ein verständiger Mann seyn, wenn er sich nur seine Fehler sagen lässet, sie erkennet, bereuet und sich bessert. Aber wenn ein elender Schriftsteller noch vortheilhafte Begriffe von seiner Grösse hat, wennn er sich über allen Tadel erheben will und sich wohl gar mit den vortreflichsten Geistern aller Jahrhunderte vergleichet, wenn er glaubet, ein würdiger Gegenstand des Neides zu seyn und nirgends will geirret haben; so ist er entweder ein Narr im grossen Verstande, oder der boshafteste Mensch von der Welt. Diesen Zustand nenne ich

das

das Gericht der Verstockung. Philppi wäre gewiß nicht so lächerlich worden, wenn er nicht im höchsten Grade verstockt gewesen wäre. Man wies ihm seine Kleinigkeit und Wenigkeit auf eine beissende Art — umsonst; er wollte noch immer Recht übrig haben, Cicero war in seinen Augen ein Duns und die Welt närrisch, daß sie es nicht einsehen wollte. Aber siehe da! der arme Briontes wurde mit aller seiner männlichen und heroischen Beredsamkeit ausgezischet. So erleuchtet unsere Zeiten sind, so haben sie doch noch immer ihre Philippi.

21

H * * will eine lateinische Stadt an der bömischen Gränze bauen und gedenket durch diese Stiftung grossen Nutzen zu schaffen. Ich werde bey dem großbrittannischen Parlamente um einen Strich Landes in Pensilvanien und um die nöthigen Privilegien anhalten, eine Narrenplantage aufzurichten. Wir wollen sehen, wer den meisten Zulauf haben wird, H * *, oder ich.

22

Ein Pfarrer im Baierlande erzählte in einer Predigt vom jüngsten Tage seinen Zuhörern eine neue erschröckliche Historiam, die sich in dieser lezten betrübten Zeit zugetragen, so wie er sie auf einem Markte von einem herumirrenden Meistersänger hatte ausschreien hören. Da er fertig war, setzte er hinzu: Meine Lieben! werdet ihr mich fragen, ob diese Geschichte wahr sey; so antworte ich: sie muß doch wohl wahr seyn; denn sie ist ja gedruckt. Aber sie mag wahr seyn, oder nicht; so ist sie doch ein Zeichen vor dem lieben jüngsten Tage.

23

In einem alten Buch finde ich einige artige Vorschläge zur Vermehrung der königlichen Einkünfte in Frankreich, die ich allen Liebhabern des Kameralwesens vorlegen will: (*)

1) Es soll eine gewisse Accise auf alle neue Lieder und Arien geleget werden, die jeder bezahlen muß, wer sie singen will.

(*) Cf. die klugen Staats Phantasien.

2) Jeder Ehemann soll die Hörner, die ihm auf dem Kopfe von sich selbst, wie die Nägel an den Fingern, hervorwachsen, mit zwey Schillingen veraccisen, damit er solche mit Ehren tragen kann. Weil aber mancher seine Hörner verbergen würde, so muß man diesen Accis der Klerisei, besonders den Jesuiten verpachten, welche durch das Geständniß der Weiber im Beichstuhle leicht hinter solche Geheimnisse kommen können.

3) Jedermann soll einen leiblichen Eid schwören, daß die Kinder, so ihm die Frau gebohren, sein eigen sind; oder er muß einen Sohn mit zween Thalern und eine Tochter mit einem Thaler versteuern. Da nun keiner so leichtfertig seyn und das Gewissen ohne Noth mit einem falschen Eide beladen wird; so ist kein Zweifel, daß alle diesen Kinderzoll willig entrichten werden.

4) Ein jeder Bischof, Abt, Domherr, oder anderer Pfaffe soll die Schürze sei-

seiner Köchin von einem darzu verordneten geschwornen Manne stempeln lassen, damit man sieht, daß sie eine ehrliche Haushälterin ist, deren Keuschheit durch ein königliches Zeugnis bestätiget worden.

5) Es soll über den Kopfpuz der Frauenzimmer ein besonderer Maasstab aufgerichtet werden, so, daß wenn eine Dame auf ihrer Stirn ein paar Stockwerke höher bauen will, als das Maas mit sich bringet, sie vor jeden Zoll einen Louisdor erlegen muß.

6) Ein jeder Schneider soll alle gestohlne Knöpfe, Seide, Treffen, Lappen und andere ehrliche Accidentien durch ein enges Loch in eine verschlossene Bank stecken, dieselbe monatlich durch einen königlichen Kommißär eröfnen lassen und den vierten Theil von seiner Beute in die königliche Kammer liefern.

7) Die Advokaten der königlichen Parlamenter sollen bei Abwartung eines jeden Termins sich von einem privilegirten Pachtarzte eine besondere Pana-

cee

ces wider die Gewissensbisse erkaufen, damit ihnen ihr Gewissen bei ihren praktischen Bemühungen nicht hinderlich seyn möge, wie denn die zeitliche Nahrung durch nichts so großen Schaden leidet, als wenn man sich zu viele Skrupel macht.

8) Ein jeder Kaufmann, der zuweilen zu besserer Vertreibung seines verdorbenen Verlags einen kleinen Schwur, der doch nicht von Herzen, sondern sondern nur in des Käufers Geldbeutel geht, mit untermischen und die untüchtigen Waaren mit dergleichen christlichen Komplimenten feil bieten will, der soll bei dem Erzbischoffe zu Paris für einige Dukaten einen vollkommenen Ablas auf alle vergangene und künftige Meineide erhalten, welches in Ansehung des hieraus entstehenden Vortheils etwas geringes ist.

9) Weil beinahe eben soviele rothe und weise Schminke an die Gesichter der Damen, als Wagentheer an die Karossen, verschmieret wird: so soll man auf jedes Loth Talköl, oder andere

dere dergleichen herrliche Sachen eine hohe Accise legen, da denn diejenigen, welche sich bisher durch solche schmutzige Mittel bei ihrer Schönheit erhalten, lieber den Beutel eröfnen, als mit einer nicht gar zu saubern Edition des Angesichts in der galanten Welt erscheinen werden — bis hieher der Autor.

24.

Perituræ parcite chartæ!
Juvenalis

ENDE

der Skriblerianen.

Drei-

Dreifacher
Anhang.

Ohe! iam satis est.

Erster Anhang.

Demüthiges Bittschreiben an die Herrn Journalisten.

Parce!
Parce! precor!

Allmächtige Herren!

Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen einen Titel beilege, der ein wenig übertrieben scheinet! Im Guten kan man nie zu viel thun, und ich, als ein armer neugebackner Autor, habe ohnedem das Recht, mich aller derjenigen Mittel zu bedienen, wodurch ich Personen, von denen mein ganzes Glück abhänget, auf meine Seite bringen kan. Ich beurtheile die Leidenschaften anderer nach den meinigen. Vorgestern bat mich ein abgedankter Soldat um eine Reuterzehrung; ich war schon vest entschlossen, ihn abzuweisen; aber der Kerl war listig genug, mich auf meiner schwachen Seite anzugreifen, — Gnädiger, gestrenger Herr! sagte er, erbarmen sie sich! Wer wollte da nicht gütig seyn? Geschwind fühlte ich in die

Tasche und gab ihm alles, was ich hatte — Vielleicht, meine Herren! ist das auch Ihre schwache Seite. Vielleicht habe ich Sie dadurch schon zu meinem Vortheil eingenommen, daß ich Ihnen einen Titel gegeben, den Sie nach Ihrer weltbekannten Demuth etwa verbitten möchten. Ich hoffe, Sie werden mir diese kleine Kriegslist verzeihen. Ueberdieß habe ich auch das gröste Recht, Sie allmächtig zu nennen, worinnen mir alle meine Mitbrüder, die schon die Schwere Ihres Zorns, oder die herrlichen Früchte Ihrer Wohlgewogenheit empfunden haben, beistimmen werden. Haben die Völker der vorigen Welt ihre Obrigkeiten für Götter angesehen, warum sollen wir Sie, meine Herren! nicht allmächtig nennen? Sie sind die Könige und Oberhäupter der gelehrten Republik; Sie haben das Glück aller Schriftsteller in ihren Händen; Sie erheben und stürzen wieder, nachdem es Ihnen beliebt. Allmacht genug! wenigstens können sie doch machen, daß ein Buch abgehet, oder Makulatur wird, wie Sie es vor gut befinden. Und das ist schon viel. Ich bekümmere mich wenig

da-

darum, ob ich gelobet, oder getadelt werde — wenn nur mein Buch gekaufet und mein Verleger dadurch angefrischet wird, mich ferner in seinem Solde zu behalten — Das ist das Hauptwerk. In dieser Absicht nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, allmächtige Herren! und flehe Sie demüthigst an, mir Ihre Gunst nicht zu versagen. Aber wie soll ich mich derselben würdig machen? Ein guter Freund, der das gelehrte Kammerwesen aus dem Grunde verstehet, hat mir gerathen, Sie zu bestechen. Da ich ihm mein Unvermögen vorstellte, sagte er, ich müste nicht eben Geld haben, um Sie auf meine Seite zu bringen, eine tüchtige Lügen wäre eben so gut — ich solte nur eine Lobschrift auf die Journale und ihre Verfasser machen; so wäre mir schon geholfen. Ich werde mir diesen guten Rath nach meiner Wenigkeit zu Nutze machen: weil aber zu einer wohlausgesonnenen Lügen einige Zeit gehöret; so bin ich jezt noch nicht im Stande, Ihnen allmächtige Herren! mit meiner geringen Lobrede aufzuwarten. Ich versichere Ihnen aber auf das heiligste, daß die-

 selbe

selbe auf künftige Messe gewiß zum Vorschein kommen soll, indem ich würklich schon einen guten Anfang darzu gemachet habe. Ich werde darinnen den Nutzen der Journale herausstreichen, und unter andern anführen, wie man durch sie in den Stand gesetzet wird, von allen möglichen Büchern zu urtheilen, ohne sie gelesen zu haben. Ich werde ihre Nothwendigkeit in der besten Welt von vorn und von hinten darthun, und hierauf den besondern Tugenden ihrer Verfasser, ihrer Wahrheitsliebe, ihrer Unpartheilichkeit, ihrer Höflichkeit und ihren Einsichten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wobei mir die topischen Fächer, die Prädikamente und das

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

trefliche Dienste leisten werden.

His præmissis, senke ich den Bleiwurf meiner unterthänigsten Bitte, damit ich recht erhaben rede, in den Abgrund Ihrer Wohlgewogenheit hinein.

So unverschämt bin ich nicht, daß ich Sie ohne Bedingung bitten solte, mein Buch zu loben. Es kan seyn, daß es das schlimmste

ste unter allen möglichen Büchern dieser Art ist, und in diesem Falle würden Sie sich selbst beschimpfen, wenn Sie es der ganzen gelehrten Welt als ein Meister-stück anpreisen wollten. Ich ersuche Sie nur, zu machen, daß mein Buch abgehet, und zu dem Ende thue ich Ihnen folgenden Vorschlag.

Sie, allmächtige Herren! können auf eine doppelte Art durch Ihren kritischen Machtspruch einer Schrift Käufer verschaffen. Sie loben dieselbe entweder auf eine ausschweifende Art, oder Sie treiben Ihren Tadel aufs Höchste und bis zur Verketzerung. In beeden Fällen wird man neugierig, die Schrift selbst zu lesen; sie wird gekauft, und alsdenn kann es dem Verleger, vielleicht auch dem Autor, wenn er ein Brod - Autor ist, gleich viel gelten, ob sie gut, oder schlecht ist. Hingegen können Sie auch durch eine mittelmäßige Recension alles verderben. Die Welt liebt das Uebertriebene, und ein Autor ist unglücklich, von dessen Buche Sie das Urtheil fällen, „ „ daß es zwar nichts besonderes enthal-

„ te, aber doch auch nicht unter die elen„ den Schriften gehöre, daß der Verfas„ ser sich nie vom Mittelmäßigen entfer„ net, und daß man seine Sächelgen noch „ zur Noth lesen könne, ohne zu gäh„ nen.„ Ein solches Buch wird noch lange nicht so viel Käufer finden, als ein anderes, welches in allen Journalen auf das erbärmlichste gemißhandelt wird.

Diese Gedanken sind der Grund, warum ich Ihnen, allmächtige Herren! einen Vorschlag thue, der abentheuerlich scheinet. Es geschiehet öfters, daß Sie einem Autor, der mit Ihnen in gutem Vernehmen stehet, erlauben, seine Schrift selbst zu recensiren. Ich hoffe, mir durch die Lobrede, die ich ans Licht stellen werde, Verdienste genug zu erwerben, um eben dieses Vorrecht zu genießen. Wofern ich ein wenig autormäßige Unverschämtheit besäße, so würde ich dieses als ein Recht fordern, Ihnen die Formul meines eigenen Urtheils vorlegen, und unter Androhung meines papiernen Donners verbieten, das geringste darinnen zu ändern, oder wegzulassen, welche Noth-

zůch-

züchtigung schon viele meiner Vorgänger glücklich ausgeübet haben. Da dieses aber meine natürliche Blödigkeit nicht zulassen will, so gehe ich lieber die Mittelstraße, und entwerfe Ihnen, um Ihre Wahl nicht völlig einzuschränken, eine dreyfache Recension meiner Schrift. Die ersten beiden sind übertrieben, die eine gut und die andere schlecht. Die lezte aber ist mittelmäßig.

Und nun erscheine ich in der demüthigen Stellung eines Supplikanten, und flehe Sie, allmächtige Herren! auf das erbärmlichste an, mich glücklich zu machen, und meine Schrift entweder recht zu loben, oder recht zu schimpfen. Das ist mir alles einerlei; in beeden Fällen wird sie Käufer finden, und so habe ich meinen Entzweck erreichet. Aber es könnte seyn, daß Ihnen mein Buch weder so vortreflich, noch so elend zu seyn schiene, wie ich es in den Beilagen A und B abgebildet habe; Sie werden es für mittelmäßig halten, und es so beurtheilen, wie in der Beilage C geschehen ist — O! meine Herren! ich bitte Sie, ma-

chen Sie mich nicht unglücklich! lieber will ich der elendeste Schmierer, als ein mittelmäßiger Autor seyn. Verläugnen Sie in Ansehung meiner die Aufrichtigkeit, die Ihnen sonst so eigen ist! Betrachten Sie meine Umstände, die ich Ihnen schon an einem andern Orte geschildert habe — Ich verlasse mich auf Ihre weltbekannte Menschenliebe und bin in aller Demuth

Allmächtige Herren
Ew. Allmachten

unterthäniger Autor.

Bei-

Beilagen.

A.

Diese Schrift gehöret unter diejenigen, die unserem Jahrhunderte Ehre machen. Wir haben in Deutschland nur wenige Köpfe, die zur Satyre gebohren sind; Liscow, Rabener, Klotz und einige andere haben in diesem Felde etwas geleistet; aber unser Autor übertrift sie alle und sich selbst. Endlich haben auch wir einen satyrischen Schriftsteller bekommen, den wir dem Cervantes der Spanier, dem Boileau der Franzosen, dem Swift der Engelländer, ja selbst einem Horaz, Juvenal und Petronius entgegensetzen können. Wir wollen nichts zur Probe aus diesen Schriften anführen, damit wir unsere Leser recht lüstern machen. Es ist Schade, daß sich der Herr Verfasser derselben nicht genennet hat; man hat uns aber versichert, daß er ein

ein vornehmer und schon aus andern wichtigen Werken hochberühmter Mann sey. Auch weis man von guter Hand, daß zur Ehre Deutschlands schon an verschiedenen Uebersetzungen dieses Buches gearbeitet wird. Zu Londen bereitet man eine Englische, zu Paris eine Französische, zu Amsterdam eine Holländische, in Madrit eine Spanische, in Rom eine Italiänische, in Stockholm eine Schwedische, zu Koppenhagen eine Dänische, in Warschau eine Polnische, in Presburg eine Ungarische, zu Konstantinopel eine Türkische und in Batavia eine Hottentottische. Uebrigens wünschen wir dem vortreflichen Herr Verfasser, zu Fortsetzung dieser Arbeit, Musse und Gesundheit.

B. Wir

B.

Wir führen diese Skarteque blos deswegen an, damit sich jederman vor derselben hüten, und sie, als ein Ungeheuer,

cane peius et angue

fliehen möge. Sie gehöret unter diejenigen Misgeburten einer verruchten Denkungsart, deren Urheber werth wären, an den Pranger gestellet und des Landes verwiesen, oder lieber gar verbrannt zu werden. Sie ist eine Sammlung von den allerschändlichsten Pasquillen, die jemals zum Vorschein gekommen und ihr Verfasser muß nothwendig der größte Atheist und Freigeist sein. Die vortreflichsten Gelehrten unsers Jahrhunderts werden von ihm auf das ärgste gemißhandelt, die frömmsten Personen verspottet, und die herrlichsten Lehren der Weltweisen und Theologen lächer-

cherlich gemacht. Er speiet seinen Geifer auf eine heillose Art wider die geoffenbarte Religion aus, welche er eine Donqnichottische nennet, und hin und wieder streuet er das Gift seiner atheistischen Grundsätze mit ein, da er z. E. behauptet, die Erbsünde wäre das Wesen des Menschen, die Führung Gottes ein Wortspiel u. s. w. Mit dergleichen atheistischen, spinozistischen, freigeisterischen, socinianischen, arianischen, dippelianischen, beverlandischen, epikurischen, stoischen, fatalistischen, blasphemischen und satanischen Meinungen ist das ganze Buch erfüllet. Die Diener des göttlichen Wortes, diese ehrwürdigen Männer, deren Fehler, wofern sie anders welche haben, man billig verdecken sollte, sind am meisten der Gegenstand seines verdammten Witzes. Alle, die sich um den Schaden Josephs bekümmern, sollten sich billig bemühen, eine so ärgerliche Schrift zu unterdrücken, wie sie denn auch, dem Vernehmen nach, schon an einigen Orten confiscirt worden. Der Verfasser soll, wie einige glauben, sich in Holland aufhalten, oder wie an-

dere

dere sagen, Burgermeister in F * * seyn. Wir wünschen, daß er seine Sünden erkennen und bereuen möge, welches aber von einem so boshaften Menschen schwerlich zu hoffen ist.

C.

Von dieser Schrift ist nicht viel zu sagen. Der Verfasser derselben ist vielleicht mehr ein Satyrikus durch die Kunst, als von Natur. Einige seiner Erfindungen, die gut sind, hat er anderen abgeborget; diejenigen, die in seinem eigenen Gehirnlein ihre Würklichkeit erhalten haben, sind mittelmäßig, frostig, oder schlecht, wie man sie nennen will. Die Ausführung ist eben nicht besser. Er ahmete stark nach und zuweilen sehr handgreiflich. Kurz, wir glauben, wenn kein Swift und kein Rabener wäre, so würde auch dieser Autor ein Unding sein.

Uebrigens lassen sich seine Sachen noch zur Noth lesen — nur nicht zweymahl. Er soll, wie man sagt, ein Kandidat des heiligen Predigtamts seyn, der sehnlich auf eine Beförderung hoffet, und, da ihm die Zeit zu lang werden will, den verzweifelten Entschluß gefasset hat, ein Autor zu werden. Wir wünschen ihm bald einen guten Dienst, damit er aufhöre, zu schreiben.

Zwey-

Zweyter Anhang.

Register der Schriftsteller,

deren man sich
bei Verfertigung dieses Buches
bedienet hat.

- - Ars, sine qua si forte fuisset,
Pessum cum Musis isset Apollo suis.

INDEX AVCTORVM.

A.

Abarbanel
Abælardus
Acta Eruditorum
Aelianus
Aepinus
Agricola
Alberti
Albertus M.
Alcoranus
Alstedius
Ammonius
Aneponymus
Anonymi quidam
Aphrodisæus
Apuleius
Aristoteles
Arnisæus
Arriaga
Athenæus
Averroes
Augustinus
Avicenna
Ausonius

B.

Barlæus
Bartholinus
Becanus
Bechmannus
Bellarminus
Bernoulli
Beverlandus
Bodinus
Boeclerus
Boethius
Boxhornius
Buchnerus

Budæus
Bulfinger
Burmann

C.

Cæsar
Caietanus
Calouius
Caluinus
Camdenus
Camerarius
Campanella
Capella
Capreolus
Caramuel
Cardanus
Cartesius
Caselius
Cervantes
Cicero
Claubergius
Clericus
Complutenses
Conimbricenses
Conring
Crusius
Curtius

D.

Damascenus
Dannhauerus
Daries
Del Rio
Derham
Diogenes Laertius
Donatus
Dorscheus
Duarenus

E.

Ebelius
Eisfeldius
Ellenbergerus
Ennius
Epictetus
Epicurus
Erythræus
Euclides
Everhardus
Euripides

F.

F.

Fabricius
Fardella
à Felde
Felwingerus
Flacius
Florus
Fonſeca
Franciſci
Freigius

G.

Galenus
Galilæus
Gaſſendus
Gellius
Gerhardus
Geſnerus
Goclenius
Gottſchedius
Groſſerus
Grotius
Grynæus
Gundlingius

H.

Hackſpanius
Hartnaccius
Hartknochius
Hebenſtreitius
Heinſius
Heineccius
Heshuſius
Heſiodus
Hippocrates
Hobbeſius
Homerus
Hommel
Horatius
Horneius
Hoſpinianus
Huartus
Hunæus
Hunnius

I.

Iauellus
Ionſtonus
Iſidorus
Iungius
Iuuenalis

K.

K.

Keckermannus
Keslerus
Kirchnerus
Kromaierus

L.

Lancellotus
Langius
Lanſius
Lehmannus
Leibnitius
Lipſius
Liuius
Lockius
Lombardus
Lucretius
Lutherus

M.

Macrobius
Malebranchius
Manzelius
Mareſius
Martialis
Martini
Maſenius
Meiſnerus
Melanchton
Menantes
Mendoza
Mirandula
Mitternachtius
Monlorius
Muretus
Muſæus

N.

Nazianzenus
Nepos
Nihuſius
Nizolius

O.

Occamus
Oldendorpius
Ouidius
Owenus

P.

P.

Pacius
Petronius
Philoponus
Philippi
Phædrus
Piccartus
Plato
Plinius
Plutarchus
Pomponatius
Poiretus
Propertius
Psellus

Q.

Quenstedt
Quintilianus

R.

Rachelius
Ramus
Rapinus
Reinesius
Ricciolus
Rodigastus
Rohr
Rüdiger

S.

Sallustius
Saurius
Scaliger
Scharfius
Schegkius
Scherbius
Scherzerus
Schwabius
Scotus
Scriblerus
Seneca
Sievers
Simplicius
Socrates
Spinoza
Stahl
Stobæus
Struvius
Suarezius
Suidas
Syrbius

T.

T.

Talmud
Tertullianus
Themiſtius
Theophraſtus
D. Thomas
Thomaſius
Thuanus
Thucydides
Tibullus
Titius
Toletus
Trapezuntius
Turſellinus
Tzſchirnhuſius

V.

Valla
Varro
Vegetius
Verulamius
Virgilius
Viues
Voſſius
Vulteius

W.

Wagenſeilius
Wedelius
Weigelius
Weiſius
Wolfius
Wolfram
Wowerius

X.

Xenophon

Z.

Zabarella
Zaſius
Zeidlerus
Zeiſoldus
Zeno

Summa Summarum 241.

Dritter Anhang.

Lies Ochse.

oder

Anzeige der vornehmsten

Druckfehler

Nebst einer

Einleitung zur Sphalmatologie.

Occupet extremum scabies —

Horatius.

Lies Ochse.

Die blöden Tadler brüten in unsern „
sonst aufgeklärten Zeiten ihre blin= „
den Misgeburten noch immer fast an „
allen Orten aus. Ja! selbst die geheilig= „
ten Pflanz=Städte höherer Wissenschaf= „
ten können vor diesen unreinen Schmeis= „
fliegen nicht allemal sicher seyn. Denn „
es müssen sich Männer von grossen Ver= „
diensten und Wissenschaften, ja fast alle „
Gelehrte, ohne Unterscheid ihres Standes „
und Alters gefallen lassen, daß sie von „
dem Gifte grosser und kleiner Schmeis= „
fliegen kühn angegriffen werden. Allein „
diese gelehrten Männer haben nicht nöthig, „
ein kräftiges Gegenmittel wider den Gift „
dieser kleinen Schmeisfliegen anzuwen= „
den, indem derselben schwarzer Saft, als „
ein schwacher Gift, nicht würksam und „
also unschädlich ist. Zu dem Ende ach= „

ten

„ ten es die Gelehrten wenig, oder gar
„ nicht, wenn diese kleinen geflügelten und
„ ohne dies schwarzen Thierchen, zu ihrem
„ eigenem Nachtheil ihre Ehre zu beflecken
„ suchen; sondern sie vertilgen diese unrei-
„ nen Würmer ohne Mühe, durch einen
„ einzigen Schlag, wodurch ihr Tod schleu-
„ nig befördert wird, daß ihre Person von
„ denselben und deren nachgelassenen Brut,
„ aus Furcht vor dem Tode künftig unan-
„ getastet bleibet.„

Da ich im Begrif bin, die vornehmsten Druckfehler, die in meinen zu *** gedruckten Satyren wegen meiner Abwesenheit eingeschlichen sind, anzuzeigen; so habe ich vor dienlich erachtet, die Worte eines hochberühmten Schriftstellers unserer Zeiten, als ein Aussenwerk, voran zu setzen, um mich dadurch für allen Anfällen der Kritikaster in Sicherheit zu stellen. Ob ich mich gleich nicht gern mit grossen Leuten vergleiche; so sehe ich doch schon im Geiste voraus, daß es meinen Satyren wohl eben nicht besser gehen wird, als den Fabeln dieses grossen Mannes, dessen Cyperkatze zu seyn ich nicht werth bin. „Ein

„ un-

„ unreines Insekten-Heer wird einen uner-
„ schrockenen Angriff auf meine Schriften
„ thun und sie beschmeissen, wenn ich sor-
„ genlos schlafe. „ Wer will es mir ver-
denken, daß ich ein wenig vorsichtig bin,
und schon zum voraus allen meinen künfti-
gen Gegnern, die vielleicht

— jezt noch unberühmt an Lethens Ufer
treten,

mit einer Kriegslist drohe, die mein Vor-
gänger auch, aber zu spät, gebrauchet hat.
Ich versichere nämlich auf das heiligste und
schwöre, so wahr ich ein Autor bin, daß
ich mir durchaus keinen Fehler werde vor-
werfen lassen, er mag so gering seyn, als
er will, und daß, wenn es aufs äusserste
kommt und ich mir weiter nicht zu helfen
weis, ich alle Schnitzer, die man in mei-
nen Schriften finden wird, vor Druckfehler
erklären und auf die Rechnung des Setzers
schreiben werde. Jezt will ich nur in einer
kleinen Probe zeigen, wie ich es künftig zu
halten gesonnen bin. Damit dieses aber
auf eine scientifische Art geschehe, so will
ich eine kurze, aber doch gründliche Abhand-
lung von Druckfehlern überhaupt voran-

schicken

schicken und dadurch die Billigkeit meines Verfahrens auf das deutlichste darthun. Ich bin diese Abhandlung sowohl mir, als auch dem Andenken des besagten grossen Gelehrten, des witzigsten Dollmetschers der Eyperkatzen schuldig.

Die Schrift eines grossen Geistes muß die Eigenschaft haben, daß andere kleinere Geister aus wenigen Worten derselben ganze Bände verfertigen können. Ein einziger Gedanke eines solchen Trismegists

— giebt den reichsten Stoff zu hundert
Bücherriesen.

Wie viele ungeheure Werke sind nicht aus den kleinsten Gedanken eines Aristoteles, eines Leibniz und anderer erzeuget worden? Wer will es mir verwehren, daß ich aus einer kleinen Schrift meines Helden eine kleine Stelle entlehne, um sie zu einer ziemlichen Abhandlung auszudehnen? Ich habe aber hierbei noch etwas besonders. Ordentlicher Weise nehmen sonst die Skribenten meines Gelichters die Gelegenheit, Bücher zu schreiben, aus den Schriften ihrer Pythagoren und dem Kontext selbst. Mir aber ist die Anzeige der Druckfehler, die

mein

mein Vorgänger in einer seiner Schriften, die ich nicht zu nennen brauche, weil sie ohnedem in jedermanns Händen ist, angehänget hat, schon hinreichend, ein ganzes Lehrgebäude daraus aufzuführen. Ich will eine einzige Stelle vor mich nehmen, welcher gegenwärtige Abhandlung zu einem Kommentar dienen soll. Mein Held schreibt so:

P. 1. lin. 13.	vor	Stier	lies	Ochse
P. 2. lin. 1.	: : :	Stier	: : :	Ochse
ibid. lin. 7.	: : :	Stier	: : :	Ochse
ibid. lin. 13.	: : :	Stier	: : :	Ochse
ibid. lin. 17.	: : :	Stier	: : :	Ochse
P. 3. lin. 5.	: : :	Stier	: : :	Ochse

Diese vortrefliche Stelle will ich gegenwärtig kürzlich erläutern und wer siehet nicht, daß ich durch eine genauere Betrachtung derselben nothwendig auf die ersten Gründe der Sphalmatologie habe kommen müssen. Mein System ist also dieses:

Erste Gründe der Sphalmatologie.

§. 1. Grundsaz 1.

Ein jedes Ding ist mit sich selbst einerlei.

§. 2. Grundsaz 2.

Alles hat seinen zureichenden Grund.

§. 3. Erklärung 1.

Ein Druckfehler ist ein jeder Schnitzer in einem Buche, wiefern er auf die Rechnung des Setzers geschrieben wird.

§. 4. Anmerkung.

Nach dem Redegebrauch wird zu der Diesheit eines Druckfehlers nicht eben das Versehen des Setzers erfordert. Es ist genug, wenn es nur ein Schnitzer ist, der dem Setzer auf irgend eine Art kan schuld gegeben werden. Wird wohl ein Setzer so trü-

trübe Augen haben, daß er sollte Stier vor Ochse lesen? Und dennoch ist es ein Druckfehler.

§. 5. Zusaz 1.

Ein jeder Druckfehler ist ein Druckfehler. (§. 1.)

§. 6. Zusaz 2.

Ein jeder Druckfehler hat seinen zureichenden Grund. (§. 2.)

§. 7. Erklärung 2. und 3.

Einen Druckfehler, der würklich in dem Versehen des Setzers seinen zureichenden Grund hat, nenne ich ein Sphalma. Lieget aber der Grund des Fehlers in der Selbstheit des Autors, so heisset er ein Druckfehler *per eminentiam*.

§. 8. Anmerkung 1.

Da die leztere Art die ädelste und häufigste ist, so werde ich blos diese zum Gegenstande meiner fernern Betrachtung machen.

§. 9. Anmerkung 2.

Da ein jeder Druckfehler in der Zeit würklich wird, und die Zeit entweder eine würkliche oder eingebildete, entweder eine gegenwärtige, oder vergangene, oder zukünftige ist; so kan man die Druckfehler in dieser Absicht in würkliche und eingebildete, in gegenwärtige, vergangene und zukünftige eintheilen. Zu dieser brauchbaren und sehr pragmatischen Unterscheidung hat mir ein berühmter Schriftsteller Anlaß gegeben, welcher aus eben diesem Grunde die Bewegung in eine wahre und eingebildete, in eine gegenwärtige, vergangene und künftige eintheilet. Ich eigne mir also die Ehre der Erfindung nur halb zu.

§. 10. Aufgabe.

Einen Schnitzer in einen Druckfehler zu verwandeln.

Auflösung.

Sprich: Die gröbsten Druckfehler, die in meinem zu Quedlinburg herausgegebenen Fabeln wegen meiner Abwesenheit eingeschlichen, sind folgende:

In

In der Zueignungs-Schrift
lin. 1. vor gnädiger lies genädger.
P. 1. lin. 13. vor Stier lies Ochse.
und so weiter.

So hast du deine Schnitzer in Druckfehler verwandelt.

Beweis.

Αυτος εφα.

§. 11. Lehrsatz 1.

Druckfehler sind nüzlich.

Beweis.

Ob ich mich zwar blos auf die innerliche Empfindung eines jeden Schriftstellers berufen könte; so will ich doch den Einfältigen zum besten einen ausführlichen Beweis geben. Nüzlich nenne ich alles das, „was von allen Gelehrten mit gutem Erfolg zu ihrem Schutze kan gebraucht werden, es mögen nun dieselben von unvernünftigen, oder vernünftigen Geschöpfen, von unverschämten Tadlern, oder grossen Kunstrichtern wegen ihrer Schriften angegriffen werden.„ Da nun ein Autor dadurch, daß er seine Schnitzer vor Druk-

fehler ausgiebt, die Schmeißfliegen von sich wegjaget und dem Setzer über den Hals schiebet; so erhellet, daß die Druckfehler sehr nüzlich sind. W. Z. E. W.

§. 12. Lehrsaz 2.

Druckfehler sind nöthig.

Beweis.

Es ist nöthig, daß die Unreinigkeiten, die sich in der Seele eines Menschen von Zeit zu Zeit ansetzen, durch einen natürlichen Auswurf hinweg geschaffet werden. Dieses geschieht durch die Autorschaft; es ist also nöthig, ein Autor zu seyn. Aus eben dem Grunde ist auch alles das nothwendig, was die Hinderniße, die uns von der Autorschaft abhalten können, aus dem Wege räumet. Unter diese Hinderniße gehöret vornehmlich die Furcht vor den unerbetenen Kunstrichtern. Was also diese Furcht vertreiben kan, das ist nothwendig. Wenn man eine Schanze hat, hinter welche man sich im Fall eines Angrifs zurückziehen kan, so fürchtet man sich nicht. Eine solche Schanze ist das Recht, das ein Autor

hat,

hat, seine Schnitzer dem Setzer aufzubürden. Dies ist der Grund der Druckfehler, und Druckfehler sind also nöthig. W. Z. E. W.

§. 13. Lehrsaz 3.

Es ist einem Autor erlaubt, seine Schnitzer auf die Rechnung des Setzers zu schreiben.

Beweis.

Ius ad finem dat ius ad media. Der Endzweck eines Autors ist, Brod und Ruhm zu erwerben. Hierzu ist nöthig, daß seine Schrift abgehe und hierzu wird erfordert, daß das Publikum glaube, der Autor sey kein Narr. Er hat also das Recht, alle Stellen seiner Schrift, aus welchen man eine ihm so widrige Erfahrung bilden könte, von sich abzulehnen und im Fall der Noth auf die Rechnung des Setzers zu schreiben. W. Z. E. W.

§. 14. Anmerkung.

Daher behaupten einige Weltweisen, ein grosser Autor wäre ein solcher, in des-

sen Büchern alle Schnitzer Druckfehler wären.

§. 15. Lehrsatz 4.

Ein Buch mit Druckfehlern ist vollkommener, als ein anders ohne Druckfehler.

Beweis.

Unter homogenen Dingen ist das vollkommener, welches die meisten varia hat. Bücher sind homogene Dinge und es ist gewis, daß ein Buch mit Druckfehlern mehrere varia hat, als ein anders ohne Druckfehler, wenn sonst die übrigen Umstände gleich sind. Folglich ist ein Buch mit Druckfehlern vollkommener als ein Buch ohne Druckfehler W. Z. E. W.

§. 16. Zusatz 1.

Die Druckfehler sind also in einem Buche eben das, was das Böse in der besten Welt ist.

§. 17. Zusatz 2.

Ein jeder ist verbunden, seiner Hände Werk so vollkommen zu machen, als es immer

mer möglich ist. Ein Autor darf also mit gutem Gewissen kein Buch ohne Druckfehler lassen.

§. 18. Anmerkung 1.

Wer also einem Autor Druckfehler zur Last leget, der ist eine Schmeisfliege, „ein „unreiner und schädlicher Wurm, ein ge„flügeltes schwarzes Thierchen, ein Nach„richter, ein Kritikaster, ein Wilder vom „Nordpol, seine Vernunft ist halb erfroren „und vernagelt, er gehört unter das In„sekten Heer, will sich zu einem Apollo aufwerfen u. s. w. „ Der geneigte Leser beliebe diese gelehrten Trümpfe in den fontibus selbst nachzulesen.

§. 19. Anmerkung 2.

Alle diese Wahrheiten hat schon Horaz erkannt, wenn er sagt:

—vbi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendor maculis.

Der Kontext zeiget, daß Horaz unter den maculis nichts anders, als die Druckfehler verstehet.

§. 20.

§. 20. Anmerkung 3.

Bei rohen Kritikastern aber, die keinen Druckfehler verdauen können, bleibt die Wiedervergeltung auch nicht aussen und es trift hier ein, was ein berühmter Dichter ohne allen Enthusiasmus singet:

Suchst du mit wilder Grausamkeit
Den Nächsten listig zu berücken;
So glaube nur, zu seiner Zeit
Wird dich ein andrer wieder drücken.

* * *

Nachdem ich nun meine scientifische Abhandlung vollendet, auch dieselbe mit einem schönen Denksprüchelchen recht patentmässig beschlossen habe; so gehe ich zur Hauptsache, und ersuche den geneigten Leser folgende Druckfehler gütigst zu verbessern:

Pag. 9. lin. 7. lies: wenigstens fehlet ihm nicht viel mehr darzu, als etwas standesmäsige Unverschämtheit. Er ist sehr treuherzig u. s. w.
— 32 — 24 vor vielen, reellen.
—163 — 21 vor berichten, beichten.
—231 — 1 vor Llul, Lilul
—256 — 8 vor Kirchners, Kirchers.

In-

Inhalt.

I. Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere, nebst einer Einleitung zu ihrer Redekunst S. 1 = 88

II. Eines Kunstrichters Abhandlung von Wortspielen 89 = 164

III. Das Mährgen von dem Hute, nebst vielen Ausschweifungen 165 = 274

IV. Neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung 275 = 300.

V. Umständlicher Beweiß, daß im heiligen Röm. Reich viele Narren sind 301 = 332.

VI. *Commentatio historico-critica, de Autosatyricis*, oder von Leuten, die sich ihre Satyre selbst machen 333 = 344.

VII. Skribleriana 345 = 382.

VIII. Erster Anhang; demüthiges Bittschreiben an die Herren Journalisten 383 = 400.

IX. Zweiter Anhang; Register der Schriftsteller, deren man sich bei Verfertigung dieses Buches bedienet 401 = 408.

X. Lies Ochse: d. i. Anzeige der vornehmsten Druckfehler, nebst einer Einleitung zur Sphalmatologie 409-424.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

(1=5) XXXXXX 9,86
7.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riedel, Friedrich Just., 1742-1785

Friderich Just Riedel Weiland K. K. Raths, sämmtliche Schriften nebst drey Anhängen

Bd.: 1

Wien 1787

P.o.germ. 1168-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117175-2
VD18 80018912